

BRYAN

Amerikas Slasher-König. Lies ihn – wenn Du Dich traust!

SMITH

DIE FINSTEREN

Thriller



FESTA

BRYAN SMITH

DIE FINSTEREN

Aus dem Amerikanischen von
Michael Krug

FESTA

Für Dylan Smith

Prolog

Hollis-Haus

1. Dezember 1959

Ein Geruch, so widerwärtig, dass ihm Tränen in die Augen traten, durchdrang den Raum. Galle stieg ihm in die Kehle, als ihn der überwältigende Gestank bestürmte, ihm in die Nase stieg wie Gift, ihn in einer heißen Welle nach der anderen umfing, bis er sich wie jemand fühlte, der in einem Meer aus Exkrementen ertrank. Er fand es unbegreiflich, dass aus dem Mund der Frau, die er vor fast

einem Jahrzehnt geheiratet hatte, ein derart abscheulicher Gestank strömte.

Frank Hollis musste sich vor Augen halten, dass diese Kreatur nicht wirklich seine geliebte Eleanor war. Es handelte sich zwar um ihren Körper, aber in ihr steckte noch etwas anderes – ein bösartiges Wesen, das Eleanors Fleisch wie eine Marionette benutzte. Die Kreatur manipulierte ihren Leib auf eine Art und Weise, die ihn ganz krank machte und erschreckte. Sie steuerte und missbrauchte den Körper ihrer Wirtin mit skrupelloser Hemmungslosigkeit. Er konnte nur

hoffen, dass sich Eleanors angeschlagene Seele bereits von dem geschundenen Fleisch losgesagt hatte. Die Möglichkeit, dass sie noch bewusst wahrnahm, was geschah, als machtlose Gefangene in ihrem eigenen Kopf, war zu grausam, um den Gedanken daran zu ertragen. Allein die Vorstellung ließ blanke Wut in ihm aufsteigen, doch es gab nichts, was er dagegen tun konnte.

Frank lag auf dem Rücken in dem Bett, das Eleanor und er miteinander teilten, seit sie vor fünf Jahren in ihr neues Zuhause eingezogen waren. Erst vor drei

Tagen hatte er in diesem Bett mit Eleanor das letzte Mal geschlafen. Weitere Tränen traten ihm in die Augen, als ihm bewusst wurde, dass es nie mehr dazu kommen würde. Seine Hände waren rückwärts hinter den Kopf gestreckt und mit dicken Seilen an das Kopfteil gefesselt. Er zerrte daran, als die Kreatur über ihm fauchte und ihn anzüglich angrinste.

Kreatur.

Ja, eine Kreatur.

Er musste es sich immer wieder in Erinnerung rufen, weil das Wesen nach wie vor wie Eleanor aussah. Die schielende Fratze war nichts

anderes als das lebenswürdige Gesicht, das er so viele Male geküsst hatte. Doch der Ausdruck, der jetzt darauf lag, kam ihm fremdartig vor, wie bei einem Außerirdischen. Die geweiteten, vorquellenden und grässlich blutunterlaufenen Augen schimmerten purpurrot. Die Lippen hatten sich so weit von den Zähnen zurückgezogen, dass die Mundwinkel eingerissen waren und dünne Blutrinnsale zur Kinnspitze hinabließen. Dort sammelte sich die dunkle Flüssigkeit und tropfte auf seine nackte Brust.

Frank schrie erneut, als das

Wesen einen seiner speziellen Tricks vorführte.

Das Knacken von Wirbeln ertönte, als sich Eleanors Rückgrat zu verlängern begann. Ihr Kopf streckte sich der Zimmerdecke entgegen. Ihr Hals wurde lang und biegsam, bis er wie bei einer Giraffe oder einem ausgestorbenen, prähistorischen Tier aussah. Der Kopf auf der elastischen Fleischsäule wirkte unnatürlich groß und wackelte bedenklich. Das Wesen grinste auf ihn herab. Die Lippen dehnten sich noch weiter, wurden dünner und weiteres Blut floss aus den zunehmend tieferen

Rissen an den Mundwinkeln. Dann kehrte sich die Magie ins Gegenteil um. Der Hals schrumpfte atemberaubend schnell und der Kopf sauste zurück nach unten, kam mit einem abrupten Schlackern zum Stillstand. Der Mund verformte sich auf dieselbe bizarre Weise, als wenn das Wesen lachte – eine verschwommene Bewegung, die sich mit den Augen unmöglich mitverfolgen ließ. Ein frischer Hauch dieses Höllengestanks brachte ihn erneut zum Würgen.

Dann hob die Kreatur einen Arm, wandte ihm die Innenseite des Körpers zu, präsentierte ihm zarte,

makellose Haut. Sie wartete, bis sie wusste, dass er ihr seine volle Aufmerksamkeit schenkte, bevor sie die Finger der rechten Hand krümmte. Die Fingernägel wurden länger und verhärteten sich, verwandelten sich in schwarze, verseuchte Krallen.

Frank schüttelte den Kopf. »Nein. Bitte nicht. Hast du nicht schon genug angerichtet?«

Es lachte nur.

Die Klauen fuhren über die ungeschützte Innenseite des Arms, rissen lange, tiefe Furchen in das Fleisch. Dicke Ströme aus dunklem Blut ergossen sich aus den neuen

Wunden. Die Kreatur hielt den zerfetzten Arm über Franks Gesicht und träufelte ihm das Blut in den Mund. Frank schluckte jeden einzelnen Tropfen. Mittlerweile wusste er, dass es von ihm erwartet wurde. Die Kreatur genoss dieses zusätzliche Maß an Misshandlung. Sie genoss alles, womit sie ihn quälte und folterte.

Abermals öffnete sich das Maul und ein Schwall Erbrochenes spritzte Frank ins Gesicht.

Mittlerweile heulte er wie ein Baby. »Bitte! Bitte! Aufhören! Oh bitte ...«

Das Ungeheuer wischte ihm mit

einer fast zärtlichen Bewegung das Erbrochene aus den Augen, bevor es ihm eine der hängenden Brüste in den Mund schob und ihn zwang, wie ein quengelnder Säugling an dem aufgerichteten Nippel zu saugen. Es schmiegte seinen nackten Körper an ihn. Sein Glied versteifte sich ungeachtet der Abscheu, die er für diese Kreatur empfand, und trotz allem, was ihm widerfuhr.

Dann zog sich das Wesen von ihm zurück.

Und wartete.

Frank hustete. »Ich seh doch zu, verdammt noch mal.«

Das Ungetüm hob erneut die linke Hand, krümmte die Finger und ließ die Nägel herausspringen. Allerdings verwandelten sie sich diesmal nicht in schwarze, rasiermesserscharfe Krallen. Stattdessen klemmte es einen der verlängerten Fingernägel zwischen Daumen und Zeigefinger der anderen Hand und begann, langsam daran zu ziehen. Frank drehte sich der Magen um, als er mit ansah, wie sich der Nagel vollständig vom Finger löste. Er verzog das Gesicht, als sich die Kreatur ihre Beute in den Mund steckte und knirschend darauf

herumkaute wie auf einem Bonbon.

Das Geräusch klang grässlich. Das Monster wiederholte den Vorgang mit dem nächsten Nagel. Und dem nächsten. So ging es weiter, bis alle Fingernägel an dieser Hand fehlten. Sie hing auffordernd vor Franks Gesicht, damit er das rohe, blutige Gewebe, dort wo sich die Fingernägel befunden hatten, genau betrachten konnte. Der Anblick fühlte sich so grundlegend falsch an, dass er ihm zu viel wurde. Mit einem Ruck drehte er den Kopf nach links und übergab sich erneut.

Als er mit Würgen fertig war,

schlang die Kreatur die Finger um ein Bündel von Eleanors einst glänzendem Haar und riss es zusammen mit einem blutigen Stück Kopfhaut heraus. Der triefende Brocken landete im Mund des Monsters. Diesmal kaute es langsam, um den Geschmack des rohen, nassen Fleisches zu genießen.

Frank schniefte. »Bitte töte mich. Bring es einfach zu Ende. Ich flehe dich an.«

Das Monster antwortete nicht. Es grinste lediglich und zerrte eine weitere Strähne samt Haut von Eleanors Kopf. Der neuerliche Anflug von Ekel, den Frank

empfang, wurde im nächsten Moment jäh verdrängt, als er hörte, wie sich die Schlafzimmertür knarrend öffnete. Eine verzweifelte, klägliche Hoffnung schlich sich in sein Herz. Irgendjemand, ein seltener Gast, hatte die ständigen Schreie gehört, die aus dem Haus drangen, und war gekommen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Wer es auch sein mochte, Frank hoffte, dass derjenige eine Waffe dabei hatte. Eine anständige Waffe. Zwar ließ sich damit der Eindringling in Eleanors Körper nicht töten, aber einige gezielte Kugeln konnten ihn zumindest zwingen,

seinen Wirt aufzugeben und die obszöne Schändung zu beenden. Er verrenkte sich den Hals, um an dem Monster vorbeizuschielen – und seine aufgeflamnte Hoffnung fiel abrupt in sich zusammen.

Roger Campbell tauchte an der Seite des Betts auf. »Hallo, Frank.«

Franks Miene versteinerte. »Du.«

»Ja. Wie ich sehe, hast du meinen speziellen ... Freund schon kennengelernt.«

»Aber ... Steckst du dahinter? Warum? Wie?«

»Oh, ich denke, über das Warum weißt du Bescheid.« Er lächelte.
»Was das Wie angeht ... tja, das ist

deutlich komplizierter. Ich habe vor, Ransom meinen Stempel aufzudrücken, Frank. Über kurz oder lang wird mir diese Stadt gehören, jeder gottverdammte Flecken Erde. Aber du kommst mir ständig in die Quere, blockierst Kaufangebote und Grundstücksübernahmen.« Er musterte die Kreatur, die mit wirrem Blick rittlings auf Frank kauerte, und lächelte. »Ich könnte mir vorstellen, dass du das mittlerweile bedauerst.«

Tränen glänzten in Franks Augen. »Wenn ich könnte, würde ich dich umbringen.«

Roger lachte. »Oh, ich bin

überzeugt davon, dass du das im Augenblick so empfindest, aber wir werden eine lange Unterhaltung führen, Frank. Ein sehr offenes Gespräch.« Er grinste und entblöbte dabei tadellos weiße Zähne. Roger war mit seinem gewellten braunen Haar und den blauen Augen ein durchaus attraktiver Mann. »Als Erstes solltest du wissen, dass die liebe, süße Eleanor nicht die hingebungsvolle, treue Ehefrau war, für die du sie immer gehalten hast.«

Franks Körper versteifte sich.
»Wag es ja nicht ...«

»Oh doch, Frank, ich hatte sie. Oft

sogar. Manchmal genau hier in diesem Bett, während du bei der Arbeit warst.«

»Du lügst, du Drecksau.«

»Sie hat mir erzählt, dass sie jede Gelegenheit zum Fremdgehen nutzte, weil dein winziger Schwanz nicht genug war, um sie zu befriedigen. Außerdem hat sie mir gesagt, dass du es abartig magst. Du lässt dich gern fesseln und misshandeln. Ich persönlich finde ja, das ist was für Perverse und gottlose Kommunisten, aber jedem das Seine, Frank.«

Frank stockte der Atem. Er schniefte. »Nein ... du lügst.«

Allerdings lag nicht mehr viel von der anfänglichen Überzeugung in seiner Stimme.

Roger griff in seine Jackentasche und zog ein Päckchen Pall Mall heraus. Er zündete sich eine Zigarette an und atmete eine dichte Wolke des aromatischem Rauchs aus. Dazu gab er einen Laut der Befriedigung von sich. »Schon besser. Überdeckt zwar nicht ganz den Dämonengestank, macht ihn aber eindeutig erträglicher. Ja, das Wesen in deiner Frau ist ein Dämon. Noch dazu ein ziemlich übler. Ich habe ihn beschworen.«

»Das ist Wahnsinn.«

»Ist es nicht. Du wirst doch wohl deinen eigenen Augen trauen?«
Roger blies eine weitere Rauchwolke aus. »Der größte Teil meiner Vorfahren stammt aus Rumänien. Das Alte Land, wie es meine Ahnen nannten. Hast du gewusst, dass Campbell nicht mein Geburtsname ist? Mein richtiger Familienname lautet Antonescu. Den Namen habe ich abgelegt, aber mir das geheime Wissen bewahrt, das seit Jahrhunderten von Generation zu Generation weitergegeben wird. Familiengeheimnisse. Alte Bauernweisheiten. Dazu gehören

auch brauchbare Grundkenntnisse über Dämonologie.«

»Was willst du von mir?«

Roger lächelte. »Ah, du hast es kapiert, nicht wahr?«

Das hatte er. Und zu Franks Erstaunen verflüchtigte sich damit ein Großteil seines Schreckens, obwohl der Dämon noch immer auf ihm hockte. »Lebend bin ich für dich nützlicher als tot.«

Roger zeigte mit einem Finger auf ihn und schnippte den Daumen nach unten, ahmte das Abfeuern einer Pistole nach. »Volltreffer.«

»Sag mir, was du willst. Ich mache alles.«

Und er meinte es ernst. Eleanor war für ihn unwiederbringlich verloren. Selbst wenn es die Möglichkeit gab, wollte er sie nicht zurück. Dieses dreckige, verlogene Miststück. Aufmerksam lauschte er, als Roger ihm seine Pläne für die Stadt erklärte. Es überraschte Frank kaum, wie wenig ihn das Gehörte beunruhigte. Er fühlte sich nicht länger wie der Mann, der er noch bis vor wenigen Tagen gewesen war.

In vielerlei, ganz grundsätzlicher Hinsicht war er das auch nicht mehr.

Eine Tatsache, die sich wenig

später bestätigte, als Roger dem Dämon befahl, Eleanors Körper zu verlassen. Frank wurde von seinen Fesseln befreit, während seine verwirrte und verängstigte Frau angesichts der Schmerzen und der Wunden, die man ihrem Körper zugefügt hatte, jammerte und stöhnte.

Zittrig streckte Eleanor eine Hand nach ihm aus. Ihr trüber Blick flehte ihn um Trost und Bestärkung an. »Frank ... ich ...«

Ein Knall ertönte und ihr Kopf explodierte.

Roger Campbell senkte eine Pistole.

Frank schloss die Augen und lauschte dem selbstgefälligen Gelächter seines neuen Meisters.

Teil I: Nachts kommen sie heraus

1

Etwas regte sich in der Dunkelheit, das Aufflackern eines Bewusstseins nach einem langen, langen Schlaf. Ein schwaches Zucken einer schlummernden Macht, als das Wesen erwachte und geistige Fühler ausstreckte, um die Grenzen seiner Umgebung auszuloten, sich wieder mit dem Grundriss dieses Ortes vertraut zu machen. Dieses finsternen Ortes. Es war hier gefangen. Eingekerkert. Weggeschlossen unter der Erde, verdammt, die Ewigkeit ganz allein in diesem elenden Teil der Hölle zu

verbringen.

Nein.

Nicht die Ewigkeit.

Denn es konnte nicht sterben.
Nicht wirklich. Nicht vollständig. Es
ließ sich nicht dauerhaft vernichten,
wie man beispielsweise die
Lebenskraft eines kriechenden
Käfers so herrlich einfach auslöscht,
indem man ihn unter dem Absatz zu
körnigem, schleimigem Brei
zermalmt.

Das Wesen in der Dunkelheit
konnte nicht ausgelöscht werden,
aber es konnte gebannt werden.

Es konnte eingeschlossen werden.

So wie man es an diesem

finsternen Ort ein halbes Jahrhundert lang eingeschlossen hatte. Ein Aufbrausen von Wut versetzte es für einige Momente in einen Zustand fast vollständigen Bewusstseins. Ein Mensch hatte es hier festgesetzt. Ein Mensch. Eines dieser erbärmlichen, quäkenden kleinen Geschöpfe. Das Wesen war zum Narren gehalten worden, überlistet von einer so unendlich minderwertigen Kreatur, dass sich unmöglich begreifen ließ, wie es dazu kam. Menschen, die jene obskure Schwarze Kunst beherrschten, derer es bedurfte, um ein Wesen wie seinesgleichen zu

binden, galten als selten. Fast ausgestorben. Und doch hatte einer von ihnen genau das erreicht. Ihn zuerst heraufbeschworen und danach in diese tiefe Finsternis verbannt.

Das Wesen in der Dunkelheit sehnte sich danach, frei zu sein. Fernab vom Moder und Verfall dieses Ortes, versetzt in die Lage, unter den lebenden Kreaturen der Welt umherzustreifen. Seine Unfähigkeit, es geschehen zu machen, entfachte abwechselnd Regungen von Verzweiflung und Zorn.

Ein Mensch hatte ihm das

angetan.

Ein Mensch!

Das Wesen brüllte ein letztes Mal vor Wut und brachte die Luft zum Vibrieren.

Dann begann es, in den Schlaf zurückzugleiten. Vielleicht würde es sich mehrere Jahre oder gar Jahrzehnte lang nicht mehr rühren. Und das war gut. Denn es wusste, eines Tages geschah etwas, um den Bann zu brechen, der es hier festhielt.

Jemand würde kommen. Irgendein armer, neugieriger Narr von einem Menschen.

Es war ebenso unvermeidlich wie

der vorbestimmte Aufstieg und die
Herrschaft seines dunklen Meisters.

Draußen, dachte es.

Eines Tages werde ich ...
DRAUSSEN sein.

2

Nachts kommen die Finsteren heraus.

So lautet das ominöse Motto, das die meisten Bewohner der Trabantenstadt Wheaton Hills in Ransom, Tennessee vermutlich gar nicht kennen. Die Worte sind in Versorgungsmasten, Straßenschilder, Steine und Äste geritzt. Die wenigen, die das wiederholte Auftauchen des Satzes bemerken, ignorieren seine mysteriöse Bedeutung weitgehend. Jene, die vereinzelt innehalten, um über die Worte nachzudenken,

schreiben sie letztlich dem
harmlosen Leichtsinn von
Teenagern zu. Ein
verschwommener Ausdruck von
jugendlicher Lebensangst. Nichts,
was es wert ist, darüber
nachzugrübeln.

Schließlich gibt es bedeutendere
Probleme, über die man sich den
Kopf zerbrechen kann.

Ransom nimmt eine kleine Ecke in
einer überwiegend ruhigen
ländlichen Umgebung ein und ist
eine Stadt, die kurz vor einem
grundlegenden Wandel steht. Neue
Unternehmen von respektabler
Größe haben sich hier angesiedelt

und ihr einen Zustrom von Familien der oberen Mittelschicht aus größeren Städten beschert. Viele der Neuankömmlinge lassen sich im kürzlich aus dem Boden gestampften Ortsteil Wheaton Hills nieder. Wie nicht anders zu erwarten, langweilt das sterile Drumherum ihre Kinder. Es gibt hier wenig zu unternehmen. Keine Kinos. Keine Einkaufszentren. Die meisten passen sich an und entdecken neue Möglichkeiten, Spaß zu haben und sich die Zeit zu vertreiben. Das sind die normalen Jugendlichen. Typisch amerikanisch. Popper. Sportskanonen. Streber.

Neben diesen Stereotypen gibt es den schlichten Durchschnittsteenager.

Und dann sind da noch die Finsteren.

So nennen sie sich. Es ist die Bezeichnung, die sie sich selbst gegeben haben.

Nachts kommen die Finsteren heraus.

Sie passen nicht so leicht in eine der üblichen Schubladen. Sie gehören nicht zu den coolen Typen, aber die coolen Typen wissen, dass sie sich vor ihnen besser in Acht nehmen. Angenommen, du bist einer dieser coolen Typen. Der Star

der Footballmannschaft oder die Cheerleaderin. Jeder vergöttert dich. Du bekommst so gut wie immer, was du willst, und alles geht ganz einfach. Als einer der Privilegierten hältst du dich für etwas Besonderes, für einen König oder eine Königin, und die anderen Schüler sind deine Untertanen. Die Unbeliebten sind Bauern und werden entsprechend behandelt, wie es der Adel im Mittelalter getan hat. Sie existieren nur zu deiner gelegentlichen Belustigung – es macht dir Spaß, sie hin und wieder zu verarschen.

Nachts kommen die Finsteren

heraus.

Du lebst in Wheaton Hills.

Allerdings leben sie auch hier. Den Erwachsenen fällt der Slogan vielleicht nicht auf, aber du selbst hast ihn gesehen und erinnerst dich daran. Du kennst sie. Du redest nicht mit ihnen, aber du kennst sie. Du besuchst mit einigen von ihnen dieselben Kurse. Sie sitzen immer in der hinteren Reihe und tragen dunkle Sonnenbrillen. Die Lehrer haben sich inzwischen damit abgefunden. Merkwürdigerweise siehst du sie dort öfter als in der Nachbarschaft. Manchmal siehst du sie auch, wenn du zu Hause bist,

aber nicht tagsüber. Nur gelegentlich, wenn du nachts nicht schlafen kannst und aufstehst, um aus dem Schlafzimmerfenster zu schauen. Du stehst da und beobachtest die menschenleere Straße. Alles ist völlig still, wie es in einer Kleinstadt kurz nach Mitternacht sein sollte.

Aber du beobachtest weiter, wartest und weißt, dass sie auftauchen werden. Und das tun sie auch. Letztlich tun sie es immer. Manchmal allein. Andere Male in Zweier- oder Dreiergruppen. Wie Schatten schleichen sie durch die Nacht, immer schwarz gekleidet,

immer irgendwie in der Lage, dem direkten Schein der Straßenlaternen auszuweichen. Es macht dich wahnsinnig. Beunruhigt dich. Deinen Freunden gegenüber würdest du es nie zugeben, aber sie jagen dir wirklich ganz schön Angst ein. Es ist beschämend. Viele gibt es nicht von ihnen. Deine eigene Clique ist ihnen zahlenmäßig haushoch überlegen. Viele deiner Freunde sind Sportler, kräftig und furchterregend, durchtrainiert.

Aber es stimmt. Du hast Angst vor ihnen und du gestehst es dir selbst gegenüber ein.

Hier in der Dunkelheit. Allein.

Nachts kommen die Finsteren heraus.

Stell dem Streber in der Pause auf dem Gang ein Bein, und du lachst wahrscheinlich über das zitterige Häufchen, das schlottert und flennt und umherkriecht, um die Schulbücher aufzuheben, die ihm heruntergepurzelt sind. Aber sobald du beschließt, dich mit einem Mitglied dieser anderen Gruppe von Außenseitern anzulegen, bleibt dir das Lachen schnell im Halse stecken. Wenn du Glück hast, kommst du mit einem blauen Auge davon. Aber es kann auch ganz dumm ausgehen und dir so ergehen

wie dem Star des Football-Teams, der eines Morgens auf dem Parkplatz vor der Schule halb totgetrampelt wurde. Eine Handvoll solcher Zwischenfälle hat den Schlägern beigebracht, einen großen Bogen um die Finsteren zu machen. Und doch hängt dauerhaft eine gewisse Anspannung in der Luft, ein langsam vor sich hin köchelndes Gewaltpotenzial. Man erzählt sich so einiges. Auf dem Schulhof gehen Gerüchte um. Ein Kampf steht bevor. Ein Krieg. Einige deiner Freunde haben genug von den Einschüchterungen.

Aber es ist schwer zu begreifen,

wie verdammt unheimlich und
schräg sie sind.

Nachts kommen die Finsteren
heraus.

Jede Nacht.

Heute Nacht.

In diesem Moment.

Ich bring ihn um.

Das ging Mark Bell durch den
Kopf, als er zur dunklen Decke
seines Zimmers hinaufstarrte.
Zwischendurch schaute er dann und
wann auf den stumm geschalteten
Fernseher auf seiner Kommode. Es
lief gerade eine Folge von South
Park auf Comedy Central, aber
vorwiegend kreisten seine

Gedanken um die Wut, die er in sich spürte.

Ich tu's wirklich. Ich schlitz dem Arschloch die Kehle von einem Ohr zum anderen auf, wenn er noch einmal solche Scheiße über sie erzählt.

Falls sie ihn noch weiter reizten, würde er es wirklich tun. Viel fehlte nicht mehr. So konnten diese Scheißer einfach nicht über sie reden. Sie war besser als sie alle zusammen.

Ich bring dich um, dachte er.

Ich schau dir beim Verbluten zu. Ich seh dabei zu, wie sich dein beschissenes Leben auf den Boden

ergießt.

Sie hatten nicht bemerkt, dass er in der Nähe stand. Sonst hätten sie sich nie so das Maul über sie zerrissen. Es war in einer Unterrichtspause passiert. Von hinten schlich er sich an sie heran. Drei dieser bescheuerten Hinterwäldler. Einheimische. Allein die Bezeichnung reichte, dass er seine Mundwinkel angewidert verzog. Mittlerweile lebte er seit über einem Jahr in Ransom, aber er betrachtete sich selbst nicht als Einheimischen. Dieser Ort war nicht seine richtige Heimat. Das war Atlanta. So würde es immer sein.

Eines Tages kehrte er dorthin zurück. Oder auch nicht. Vielleicht zog er stattdessen nach Manhattan. Oder nach Los Angeles. Oder Chicago. Hauptsache groß und hektisch, vollgestopft mit Leben und Möglichkeiten. Überall war es besser als hier. Hier fühlte sich alles nach Tod an.

Die beschissenen Einheimischen waren daran schuld.

Gut, dachte er.

Sollen sie doch in diesem Kaff verrotten.

Sie hatten sich um einige offene Spinde auf dem Gang versammelt. Marks eigener Spind befand sich

ganz in der Nähe auf derselben Seite des Korridors. Die zehn Minuten Pause neigten sich dem Ende entgegen und die Gänge leerten sich rasch. Nur diese drei Idioten hatten es anscheinend nicht besonders eilig, zum nächsten Förderkurs zu gehen, der auf ihrem Stundenplan stand. Mark verspürte die übliche, instinktive Abscheu, als er sich ihnen näherte. Sie trugen T-Shirts, die für abgehalfterte Classic-Rock-Bands und NASCAR-Piloten warben, dazu an den Knien zerfetzte, schmutzige Jeans.

Er stand knapp sechs Meter von ihnen entfernt, als er ihren Namen

hörte. Schlagartig erstarrte er, die Hand am Kombinationsschloss seines Spinds. Sie hatten ihn immer noch nicht bemerkt. Das wusste er, weil er noch einmal ihren Namen hörte. Und dazu grölendes, höhnisches Gelächter. Hätten sie ihn gesehen, hätten sie nicht gelacht.

So schlau waren sie.

»Ja, die ist 'n echtes Flittchen«, sagte einer der Jungen.

Darauf folgte noch mehr von diesem vertrottelten Gelächter, dann meinte ein anderer: »Aber Flittchen sind cool. Ich würde sie ficken.«

Marks Hand löste sich vom Zahlenschloss.

Weiteres Gelächter.

Er richtete sich zu voller Größe auf und drehte sich zu ihnen um. Sein Blut brodelte.

Einer der Jungen gab einen angewiderten Laut von sich. »Du willst eine dieser Stadtschlampen ficken? Davon fällt dir nur der Schwanz ab. Diese Fotzen haben doch so ziemlich alle Geschlechtskrankheiten, die's gibt.«

Marks Hände ballten sich zu Fäusten.

Ich bring dich um, dachte er.

Ich bring dich verdammt noch mal

um.

Er ging auf sie zu. Räusperte sich. Schlagartig verstummte ihr Gelächter. Sie wandten sich in seine Richtung und die Belustigung verschwand schlagartig aus ihren dämlichen Visagen. Er allein gegen drei von ihnen. Dennoch bestand kein Zweifel daran, wie es ausging. Einer murmelte so etwas wie eine Entschuldigung, bevor er über den Gang in die Sicherheit eines Klassenzimmers flüchtete. Die beiden anderen nahmen sich gerade noch Zeit, die Türen ihres Spinds zuzuschlagen, dann rannten auch sie wie kleine Hosenscheißer

davon. Die Angst, die er den Jungen eingejagt hatte, ohne überhaupt eine Drohung auszusprechen – ohne ein einziges Wort zu sagen –, erfüllte Mark mit einer gewissen Befriedigung.

Allerdings reichte ihm das nicht.

Den ganzen Tag hatte er darüber gebrütet.

So durften sie nicht über sie reden.

Selbst jetzt, viele Stunden später, konnte er nicht aufhören, sich damit zu beschäftigen.

Bis ein Klopfen an seinem Fenster ertönte.

3

Drei leise Klopflaute, jeweils mit einer kurzen, bewussten Pause dazwischen. Klopf. Klopf. Klopf. Ganz leicht, fast unhörbar. Es gab einen Grund dafür, weshalb Mark den Fernseher täglich gegen Mitternacht stumm schaltete, und der hatte nichts mit Rücksicht gegenüber seinen Eltern zu tun. Ihr Schlafzimmer befand sich am anderen Ende des großen Hauses, so weit entfernt, dass Lärm keine Rolle spielte. Die Alarmanlage stellte allerdings ein Problem dar. An ihr lag es, dass der Besucher so

zaghaft ans Fenster klopfte.

Mark schwang die Beine über die Seite seines extrabreiten Betts, stand auf und durchquerte das Zimmer mit drei raschen Schritten. Am Fenster schob er zwei Finger zwischen die Lamellen der Jalousie und lugte durch die schmale Lücke. Sie war es. Sie bemerkte, dass er zu ihr hinausspähte, und lächelte. Er spreizte die Finger, verbreiterte die Lücke zwischen den Lamellen und hob den Zeigefinger der anderen Hand.

Gib mir eine Minute, besagte die Geste.

Ihr Mund formte das Wort okay.

Mark starrte sie noch kurz an. Gott, sie ist so unglaublich schön. Dann entfernte er sich vom Fenster und schnappte sich die Schlüssel vom Nachttisch neben dem Bett. Er steckte sie in die rechte vordere Tasche seiner Jeans, griff sich die schwarze Lederjacke von der Rückenlehne eines Stuhls und zog sie hastig an. Danach legte er sich auf den Boden und griff unters Bett, um eine Schachtel mit seinen Sammelkarten von Magic: Die Zusammenkunft herauszuziehen. Er spielte zwar seit einigen Jahren nicht mehr, aber die losen Karten eigneten sich hervorragend, um

dazwischen Sachen zu verstecken, die neugierige Eltern nicht finden sollten. Etwa die sieben Gramm Gras in einem eng zusammengerollten Plastikbeutel oder die Halbliterflasche Southern Comfort. Mark verstaute den Alkohol und den Stoff in der Innentasche seiner Jacke, schloss die Schachtel und schob sie zurück unters Bett.

Er öffnete seine Zimmertür und betrat ein kleines Wohnzimmer. Vor der Wand stand eine Couch, gegenüber hing ein großer Flachbildfernseher. Brettspiele füllten die Fächer eines

Bücherregals, und es gab einen Kartentisch, auf dem diese Spiele theoretisch gespielt wurden. Allerdings lag der letzte Spieleabend schon lange, lange Zeit zurück. Mindestens ein Jahr. Eher länger. Das Familienleben hatte sich auf eine subtile Weise verändert, ohne dass er es genau in Worte fassen konnte. Seine Eltern standen sich nicht mehr so nah wie früher. Manchmal glaubte Mark, dass es mit dem Stress zu tun hatte, den Tom Bells Job bei Stanton Manufacturing mit sich brachte. Sein Vater schob etliche Überstunden. Zu viele, wie Mark

fand. Er konnte einen solchen zeitlichen Aufwand für eine Aufgabe, die stinklangweilig sein musste, nicht nachvollziehen.

Manchmal glaubte Mark, dass die Veränderung etwas mit ihm zu tun hatte.

Dann beschlich ihn das Gefühl, dass seine Eltern ihn nicht mehr mochten und schon die Tage zählten, bis er ihnen nicht länger auf der Tasche lag und endlich auszog.

Die Vorstellung deprimierte ihn.

Und im Augenblick wollte er nicht deprimiert sein. Es gab vieles, worüber er sich freuen konnte. Zum

Beispiel über das Mädchen, das draußen auf ihn wartete. In der Regel ging er sein Leben mit einem Hauch von abgebrühtem Zynismus an, aber durch dieses Mädchen fühlte er sich gut. In ihrer Nähe schien die Welt ein besserer Ort zu sein. Lebendiger. Aufregender. Und wenn sie nicht bei ihm war, verpuffte all das. Seit Neuestem bemühte sie sich spürbar, speziell mit ihm mehr Zeit als mit sonst jemandem in ihrer kleinen Clique zu verbringen. Man brauchte kein Genie zu sein, um sich zusammenzureimen, dass dieses Interesse auf Gegenseitigkeit

beruhte. Trotzdem war bisher noch nichts zwischen ihnen gelaufen und Mark hatte das Gefühl, dass der Zeitpunkt, den nächsten Schritt zu wagen, unmittelbar bevorstand.

Er hatte das Wohnzimmer hinter sich gelassen und stand am Durchgang zur Garage. Die Ziffern auf dem Tastenfeld der Alarmanlage schickten an der Wand neben der Tür ein grelles Grün in die Dunkelheit. Nun kam der heikle Teil. Der Teil, bei dem ihm jede Nacht ein Kloß aus Angst im Hals stecken blieb.

Bring's einfach hinter dich.

Seine Eltern schliefen in der Regel

tief und fest, aber das Gesetz der Wahrscheinlichkeit besagte, dass in nächster Zeit entweder sein Vater oder seine Mutter eine unruhige, schlaflose Nacht zubrachten. In ihrem Schlafzimmer befand sich ein identisches Bedienfeld. Ihnen konnte also auffallen, dass jemand die Alarmanlage deaktiviert hatte. Und was dann passierte ... nun, er war nicht sicher, was dann passierte. Vielleicht gar nichts. Immerhin war er so gut wie überzeugt davon, dass ihnen nichts mehr an ihm lag. Andererseits könnten sie auch ausflippen und ihm offiziell verbieten, nachts

loszuziehen. Damit wäre er praktisch abgeschnitten von seinen Freunden.

Und von ihr.

Das durfte nicht geschehen. Auf gar keinen Fall. Sie kontrollierten ihn nicht länger. Niemand kontrollierte ihn. Aber das hieß nicht, dass er es besonders eilig hatte, eine offene Auseinandersetzung zu riskieren.

Mark hämmerte den Zahlencode ein. Vier Stellen, jeweils von einem Piepton begleitet, gefolgt von einem lauteren Piepen, das die Abschaltung der Anlage signalisierte. Er entriegelte die Tür,

drückte sie hastig auf, eilte in die Garage und zog sie wieder ins Schloss. Es fühlte sich ein wenig merkwürdig an, das Haus ungeschützt zurückzulassen, aber was sollte schon passieren? Schließlich lebten sie nicht mehr in der Großstadt. Ein Einbruch mitten in der Nacht schien ihm im verschlafenen Wheaton Hills ziemlich unwahrscheinlich zu sein.

Diese kleine innere Debatte führte er fast jede Nacht.

Es führte zu nichts. Er ging aus und damit hatte es sich.

Mark öffnete die Tür zum hinteren Garten und machte, dass er

wegkam.

4

»Der Alarm ist deaktiviert. Der Junge zieht wieder los.«

Sie antwortete nicht sofort. Tom Bell konnte seine Frau vom Bett aus durch die offene Badezimmertür sehen. Nur mit einem schwarzen Stringtanga und schwarzen Schuhen mit Plateausohlen bekleidet stand sie über das Waschbecken gebeugt, um eine frische Schicht grellroten Lippenstift aufzutragen. Er starrte ihren fitten, aber üppigen Körper an und spürte, wie sich sein Puls beschleunigte. In dieser Nacht trug sie die platinblonde Perücke, die er

am liebsten mochte. Neben anderen Farbtönen besaß sie auch violette, neonblaue und silberne Varianten. Wenn sie eine davon trug, stellte er sich vor, eine heiße Punkerbraut zu ficken.

Lydia kam ins Schlafzimmer stolziert. Sie stieg aufs Bett und kroch auf ihn zu. Die schweren Sohlen der Schuhe hinterließen tiefe Abdrücke in der Matratze. Als sie auf Hüfthöhe über ihm thronte, ein Fuß an jeder Seite seines Oberschenkels, hielt sie inne.

Er starrte zu ihr hoch. Seine Augen leuchteten in einer Mischung aus Ehrfurcht und extremer

Erregung. Ihre Züge blieben ausdruckslos, trotzdem vermittelte etwas an ihrer Haltung distanzierte, fast gelangweilte Verachtung. Aber das gehörte zum Spiel dazu. Gott, wie sehr er sich danach sehnte, sie zu berühren. Stöhnend zerrte er mit den Handgelenken an den Handschellen aus Metall, die ihn an das schmiedeeiserne Kopfteil des Betts fesselten.

»Ruhig!«

Er zuckte zusammen. Ihr Tonfall war barsch und laut, eine unheimlich autoritäre Stimme, in der eine ungeahnte Fähigkeit zur Grausamkeit mitschwang. Auch

diesen Teil des Spiels beherrschte sie mittlerweile perfekt. So gut, dass es ihm hin und wieder Angst einjagte, wenn sie richtig in Fahrt kam. So wie vor einem Monat, als sie ihn in genau dieser Position würgte, während er mit Handschellen ans Bett gefesselt und völlig hilflos vor ihr lag. Sie hatte ihm beide Hände um den Hals gelegt und richtig zugeedrückt, jedes Quäntchen ihrer Kraft dabei eingesetzt. Etliche lange Augenblicke konnte er überhaupt nicht atmen.

Er erinnerte sich daran, dass ihre Brustwarzen steif wurden, während

er nach Luft rang. Er erinnerte sich an das Rinnsal von Schweiß, das zwischen ihren Brüsten hinabließ. Das hatte ihn damals am meisten verängstigt, mehr noch als der grauenhaft entschlossene Ausdruck in ihren Augen. Jener winzige, langsam kullernde Tropfen Flüssigkeit flößte ihm eine Scheißangst ein. Weil Schweiß Arbeit bedeutete. Sie hatte nicht gespielt, jedenfalls nicht damals, und einige grauenhafte Momente lang glaubte er fest daran, dass sie beabsichtigte, ihn umzubringen – eine Überzeugung, die bis zu jener Sekunde andauerte, in der sie seine

Kehle abrupt losließ. Danach kletterte sie vom Bett, zog sich ins Bad zurück und warf die Tür hinter sich zu. Tom erinnerte sich noch daran, wie er ihrem Weinen lauschte.

Eine Erklärung brauchte sie ihm nicht zu liefern.

Er hatte es sich selbst eingebrockt.

Schuld war sein kurzes Techtelmechtel mit Suzie McGregor vor knapp einem Jahr. Suzie bewohnte ein großes, neoviktorianisches Haus am Spring Circle, dem jüngsten Viertel von Wheaton Hills. Nach nur einem

Monat flog die Affäre wegen ihrer Nachlässigkeit auf. Lydia hatte kurz davor gestanden, ihn zu verlassen. Beängstigend kurz. Irgendwie schaffte er es, sie davon abzubringen. Er weinte. Er bettelte. Er versprach ihr alles, was sie wollte. Irgendwie hatte er sie dadurch umgestimmt. Sie waren zur Eheberatung gegangen. Grundsätzlich hielt Tom nicht allzu viel von der Beraterin, aber einer ihrer Vorschläge war hängen geblieben. Sie legte ihnen nahe, über Möglichkeiten nachzudenken, ihr Eheleben wieder anzuheizen. Zum Beispiel durch Rollenspiele im

Schlafzimmer ...

Lydia verlagerte ihr Gewicht und hob einen Fuß vom Bett. Sie senkte die schwere Sohle mitten auf seine Brust und übte ein wenig Druck aus.

Sie grinste ihn höhnisch an. »Zerbrichst du dir den Kopf darüber, was dein Sohn treibt, wenn er nachts unterwegs ist?«

»Du etwa nicht?«

»Nein.«

Tom runzelte die Stirn. »Warum nicht?«

»Weil mir egal ist, was aus ihm wird.«

»Herrgott, Lydia. Er ist dein eigenes Fleisch und Blut.«

»Er ist ein trotziger, undankbarer Rotzlöffel.«

»Mag sein, aber das gehört in seinem Alter dazu. Das weißt du genau.«

»Mir egal. Er ist ein Unruhestifter und ein Krimineller. Scheiß auf ihn.«

Tom konnte kaum glauben, was er da hörte. Im vergangenen Jahr hatte sich Lydia in vielerlei Hinsicht verändert, nicht unbedingt zum Besseren. Teilweise konnte er es nachvollziehen. Immerhin hatte sie einen schweren Verrat hinnehmen müssen. Aber Mark trug daran keine Schuld und sollte nicht die volle Wucht ihres Zorns abbekommen.

»Lydia ...«

Sie verlagerte erneut das Gewicht und presste den schweren Schuh fester gegen seine Brust. Die Spitze des Pfennigabsatzes grub sich in die Haut unterhalb seines Brustkorbs.
»Halt's Maul.«

Tom zuckte zusammen. Der Absatz bohrte sich ziemlich tief hinein und verursachte Schmerzen. Das allein empfand er als schlimm genug, doch was sie über ihren gemeinsamen Sohn sagte, beunruhigte ihn noch mehr. Er wusste, dass er zu wenig Zeit mit dem Jungen verbrachte und sich nicht ausreichend bemühte, ihn zu

verstehen, aber er liebte Mark.

Dann tat Lydia etwas Seltsames – sie lächelte.

In letzter Zeit sah Tom sie nicht sehr häufig lächeln.

»Ich hatte letzte Nacht einen ausgesprochen angenehmen Traum.«

Tom stöhnte. Der Druck auf seine Brust hatte sich noch einmal verstärkt. »Ach ja?«

»Ja. Ich hab geträumt, dass ich von einigen Besorgungen nach Hause komme und dich dabei ertappe, wie du Suzie McGregor auf dem Küchenboden fickst.«

»Du weißt, ich würde nie ...«

»Schnauze. Weißt du, was ich tat, als ich euch in meinem Traum zusammen erwischt habe? Mir von irgendwoher eine Axt geholt und dich und diese schäbige kleine Hure in 1000 kleine Stücke zerhackt. Überall Blut. Ich schwamm regelrecht drin. Es war ... herrlich.«

Ihr Fuß entfernte sich von seiner Brust. Sie wackelte mit den Hüften und streifte den Tanga ab. Dann warf sie den winzigen Hauch eines schwarzen Nichts auf sein Gesicht, senkte sich auf seinen Brustkorb und keuchte laut, als sein steifes Glied sie aufspießte.

Sie beugte sich dicht zu ihm. Ihre

Stimme drang als heißes Flüstern an sein Ohr. »Gefällt dir das?«

Er brachte ein ersticktes »Ja« hervor.

Eine Weile ritt sie ihn rhythmisch, bevor sie wieder sprach. »Weißt du, was mir gerade durch den Kopf geht, Tom?«

Stockend holte er Luft. »Was?«

Lydia schlang die Hände um seinen Hals und hauchte ihm heiser ins Ohr: »Mir geht gerade durch den Kopf, dass ich wieder das Würgespiel spielen möchte.«

Sie begann, ihm die Kehle zuzudrücken.

5

Mark hievte sich über den Maschendrahtzaun, der das Grundstück der Bells an der Rückseite begrenzte, und landete etwas aus dem Gleichgewicht auf der anderen Seite. Er wankte einige Schritte, als sich eine seiner Fersen ungünstig verdrehte, aber es gelang ihm, rechtzeitig Halt zu finden, um einen peinlichen Sturz zu vermeiden.

Ein schwarzer Schemen löste sich vom Garagentor. Die Gestalt kam näher und das matte Licht des Monds fiel auf ein gespenstisch

blasses Gesicht. Eine glänzende Locke aus rabenschwarzem Haar hing dem Mädchen in die Stirn, als es ihn anlächelte.

»Hi.«

Mark liebte den Klang ihrer Stimme. Manchmal hörte sie sich trällernd und mädchenhaft an, verspielt, aber immer schwang darin auch eine unverkennbare Härte mit. Besonders deutlich hörte man das, wenn sie wütend wurde oder leidenschaftlich über etwas sprach. So wie Mark hatte man Natasha Wagner vor nicht allzu langer Zeit aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen, einem

belebteren und besseren Ort als dieses öde Dreckscaff.

Irgendwie komisch. Mark verbrachte viel Zeit damit, seinen Eltern den Umzug nach Ransom übel zu nehmen. In seinem kleinen Freundeskreis ging es den meisten ganz ähnlich. Manchmal schien es, als konnten sie über nichts anderes reden. Wie sehr sie weg wollten. Dass sie die Tage zählten, um endlich dieser gottverlassenen Provinzhölle den Rücken zu kehren. Und doch ... ein Teil von ihm freute sich, hier zu sein, vor allem, weil er Natasha sonst nie kennengelernt hätte.

Sie trat gegen einen Schotterstein in der Auffahrt. Der Kiesel schlitterte über den Asphalt und prallte vom Hinterreifen seines verbeulten Camaro, einem 86er-Baujahr, ab, der am Ende der Zufahrt parkte. »Hast du was für mich?«

Mark holte den Southern Comfort aus der Jackentasche. Er schraubte den Verschluss ab, trank einen Schluck und reichte ihr den Whiskey. Sie setzte die Flasche an die Lippen, legte den Kopf in den Nacken und nahm mehrere ausgiebige Schlucke. Als sie genug hatte, wischte sie sich mit dem

Handrücken über den Mund und gab ihm die fast bis zur Hälfte geleerte Flasche zurück.

Mark starrte in gespielter Verblüffung darauf. »Verdammt.«

Sie lächelte. »Durstig.«

»Scheiße. Sieht ganz so aus.«

Er trank einen kleineren Schluck und schraubte die Flasche zu, bevor er sie wieder wegsteckte. »Also, worauf hast du Lust?«

»Auf dich.«

Mark lachte.

Natasha lächelte nicht mehr. »Im Ernst.«

Mark verstand. Es war tatsächlich kein Scherz. »Wow.«

Darüber musste wiederum sie schmunzeln. Ein verhaltenes Lächeln, das Grübchen neben ihre Mundwinkel zauberte. Unwillkürlich starrte er auf ihre Lippen, die voller als sonst wirkten. Und dunkler. Noch nie hatte er die zarten Wölbungen ihres Mundes als einladender empfunden. Er erkannte, dass sie erst unlängst frischen Lippenstift aufgetragen hatte, was sie vor ihren nächtlichen Ausflügen eher selten tat. Dafür musste es einen Grund geben. Nur ein Idiot hätte es nicht kapiert. Diese Abweichung von der Routine geschah bewusst. Seit er sie das

letzte Mal gesehen hatte – nach Schulschluss –, schien sie eine wichtige Entscheidung getroffen zu haben.

Eine Entscheidung, die ihn betraf.

Heilige Scheiße, wahrscheinlich darf ich sie heute Nacht ficken.

Ja, alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass Mark Bell in Kürze Sex haben würde. Und das für sich genommen war schon unendlich cool, aber mit diesem Mädchen kam es ihm wie etwas ganz Besonderes vor. Gott, sie war so wunderschön. Diese Lippen. Diese anmutige Kieferpartie. Die riesigen Augen und die penibel gezupften Brauen. Das

volle schwarze Haar, das ihr über die Schultern fiel. Der zierliche, aber unsagbar feminine Körper. Sie trug einen äußerst knappen schwarzen Rock über engen schwarzen Leggings, die ihre wohlgeformten Beine und den herrlich proportionierten Hintern betonten. Das hautenge Emily-the-Strange-T-Shirt ließ ihre mittelgroßen Brüste deutlich größer als sonst wirken.

Er wollte sie unbedingt küssen.

Und ... und ...

Sie schob eine Hand vor den Mund und kicherte.

Mark blinzelte. »Was ist?«

Sie zeigte auf seinen Schritt.
»Deine ... Schwellung.«

Ein weiteres Kichern.

Mark schaute hinab und sah, was sie meinte. Eine gewaltige Beule wölbte den Schritt seiner Jeans.
»Oh ... Scheiße.«

Sie lachte nur. »Schon in Ordnung. Macht mir nichts aus. Es ist nur ... WOW.«

Mark fasste in seine Hose und schob seinen Ständer zurecht. Sie konnte noch so oft sagen, dass es ihr nichts ausmachte, trotzdem fand er es verdammt peinlich, dass sein Schwanz so offensichtlich vorstand.

Mit erschreckender Plötzlichkeit

setzte Natasha eine ernste Miene auf. »Oh.«

Mark runzelte die Stirn. »Was?«

»Es ist nur ...« Sie seufzte und wirkte traurig. »Ich bin nicht sicher, ob ... das alles in meinen Mund passt.«

Hysterisches mädchenhaftes Gelächter.

Mark stöhnte. »Mann, du bist ja wirklich verdammt witzig.«

Sie kicherte weiter.

»Warte mal. Soll das heißen, du willst mir einen blasen?«

»Das wär doch ein Anfang.«

Er trat einen Schritt auf sie zu und streckte begierig die Arme nach ihr

aus. Sie legte ihm abwehrend eine Hand auf die Brust und hielt ihn zurück. »Sachte. Nicht so schnell. Ich meine, du kannst mich küssen, wenn du willst. Aber das Ficken muss warten.«

Abermals stöhnte er. »Was? Warum? Wir können in mein Auto ...«

Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Nein. Ich hab 'ne bessere Idee.«

»Ja?«

»Ja.«

»Dann verrät sie mir.«

»Kennst du dieses unheimliche alte Haus?«

Er kannte das Haus. Jeder kannte es. Ihr Freund Derek McGregor hatte es bei einem seiner nächtlichen Streifzüge vor mehreren Monaten entdeckt. Er zog gern alleine los. Es lag nicht daran, dass er menschen scheu war, jedenfalls nicht mehr als der Rest von ihnen. Innerhalb der Clique verhielt er sich ähnlich gesellig wie die anderen. Derek hatte eben so seine Eigenheiten. Aber das gehörte dazu. Man wurde nicht zu einem der Finsteren, wenn man Otto Normalverbraucher war. Zu Dereks Vorlieben zählten Erkundungstouren. Oft wanderte er

tief in den Wald und stocherte wie ein Amateurarchäologe überall herum. Manchmal stieß er dabei auf coole Sachen. Eine alte Feldflasche mit der Prägung CSA auf dem Boden beispielsweise. Einen verrosteten Revolver ohne Trommel. Ein anderes Mal fand er weit draußen eine Ansammlung verfallener Behausungen, kaum groß genug für die Unterbringung von Menschen, doch was er in den Ruinen entdeckte – uralte Töpfe und Pfannen, zerbrochene Teller und so weiter –, deutete auf das Gegenteil hin.

Das Haus war seine jüngste und

bedeutendste Entdeckung. Es verbarg sich nicht tief im Wald wie die Sklavenhütten, sondern lag erheblich weiter von Wheaton Hills entfernt auf der anderen Seite der Weakley Lane. Besonders groß war es nicht, ein typisches eingeschossiges Bauernhaus im fortgeschrittenen Zustand des Verfalls. Die Fenster waren vernagelt, schwere Vorhängeschlösser sicherten die vorderen und hinteren Türen. Ein schmaler, stark überwuchelter Weg, der zur Weakley Lane führte, hatte unverkennbar früher einmal als Zufahrt gedient. Vor dem Haus

stand ein kaputter alter Buick Special aufgebockt.

Aber das Haus wirkte weder durch seine Abgeschlossenheit noch durch die Anzeichen der Verwahrlosung so unheimlich.

Es war eher so, dass es sich irgendwie ... falsch anfühlte.

Jedes Mal, wenn man die kleine Lichtung betrat, schien sich die Atmosphäre zu verschieben. Der Boden selbst schien besudelt zu sein. Es fühlte sich an wie ein Ort, an dem vor langer Zeit etwas Schlimmes vorgefallen war. Wie ein Schauplatz von Verwesung. Von Verfall. Von Tod.

Natürlich machte es das für sie alle auf Anhieb ungemein anziehend.

Mark überraschte es deshalb kaum, dass Natasha auf eine solche Idee kam.

»Du willst dorthin.«

Eine Feststellung, keine Frage.

Sie trat dichter an ihn heran, streckte die Hände nach seinen aus und drückte sie. »Ich will nicht nur zum Haus, Mark.«

Mit einigen Schwierigkeiten schluckte er. »A-ach ja?«

»Ich will rein.«

Er runzelte die Stirn. »Aber ...«

»Wir brechen ein.«

Ihre Lippen streiften seinen Hals und wanderten über seine Kehle. Mark drückte ihre Hände fester.
»Einbrechen?«

»M-hm.« Sie hob den Kopf und küsste einen Winkel seines Kinns.
»Und wenn wir drinnen sind, können wir ... na ja ...«

Er zwang sich, den Mund zu öffnen, und sog tief die Luft ein.
»Ja?«

»Ich will, dass du mich in dem Haus fickst, Mark.«

»Gott ...«

Sie zog an seiner Hand, drängte ihn stumm, sie zu begleiten.

Er wehrte sich nicht dagegen.

6

Ransom, Tennessee

Hollis-Haus

6. Dezember 1984

Sie blutete.

Herrgott, wie sie blutete. Unablässig spritzten kleine rote Fontänen aus der hässlichen Platzwunde an ihrem Kopf. Norman Campbell war kein Arzt, aber seiner Ansicht nach brauchte man auch keiner zu sein, um zu wissen, dass das kein gutes Ende nahm. Heilige Scheiße, sie lag bestimmt im Sterben und kratzte ab, falls er

nichts dagegen unternahm – und zwar bald.

Wie hatte es nur dermaßen schnell aus dem Ruder laufen können?

Der Anruf war kurz nach Mittag eingegangen, vor kaum einer Stunde. Purer Zufall, dass er sich zu dieser Zeit überhaupt im Büro aufhielt. Norman war Präsident von Ransom Lumber & Supply. Der große Boss. Mehrere Dutzend Mitarbeiter arbeiteten für ihn in dem Unternehmen, das er vor neun Jahren von seinem Vater geerbt hatte. Damals biss der alte Mann nach einer verpfuschten Bypass-OP

ins Gras. An einem gewöhnlichen Tag hielt er sich zwischen elf und 14 Uhr nicht mal in der Nähe des Büros auf. Das war die Zeit, in der er sich mit einigen der anderen örtlichen Bonzen zu »Geschäftsessen« im Jackson Steakhouse verabredete. Ihre »Geschäfte« bestanden in der Regel darin, Zigarren zu rauchen, Whiskey zu trinken und sich vulgäre Geschichten zu erzählen. Und ab und zu ein wenig mit einer der süßen Kellnerinnen zu flirten. Mit der einen oder anderen der kleinen Honigschnecken war Norman schon im Bett gelandet.

Jedenfalls sollte er in diesem Moment eigentlich dort sein und mit den Jungs Spaß haben, zum Beispiel über die neuesten Lügengeschichten lachen, in denen es um nymphomane Weiber und Beinahe-Katastrophen mit gehörnten Ehemännern ging. Oder eine halbwegs ernsthafte Unterhaltung mit Bürgermeister Harper über Ideen zur örtlichen Grundstückerschließung führen. Auf jeden Fall hätte er inzwischen mindestens drei Whiskeys intus.

Im Augenblick hätte er einen Drink gut vertragen können.

Louella Hollis rollte sich auf den

Rücken und streckte eine zitternde Hand nach ihm aus. Er beobachtete, wie ein dicker Strom Blut ihre Stirn hinunterkroch und sich am Nasenrücken in zwei dünnere rote Rinnsale gabelte. Die zähe Flüssigkeit sammelte sich in ihren Augenwinkeln. Langsam, fast schwerfällig blinzelte sie, aber es gelang ihr nicht, klar zu sehen, weil ihr Bewusstsein zunehmend schwand.

»Scheiße.« Norman trat gegen einen auf dem Boden liegenden Stein. »Verfluchte Schifferscheiße! Du dämliche kleine Schlampe.«

Auf die Arbeitsmoral gepfiffen. Sie

war der einzige Grund, weshalb er ins Büro gegangen war, statt mit den Jungs im Steakhouse die Sau rauszulassen. Ransom Lumber & Supply hatte unlängst einen neuen Großkunden an Land gezogen, den vielleicht größten Fisch der Firma, und er hatte auf einen Anruf von deren oberstem Boss, Rich Winchester, gewartet, als das Telefon in seinem Büro klingelte.

Allerdings hatte sich am anderen Ende der Leitung nicht Rich Winchester gemeldet.

»Wir müssen reden«, begrüßte sie ihn.

Ihr mürrischer, fast emotionsloser

Tonfall ließ ihn auf Anhieb misstrauisch werden. Sie klang völlig anders als die aufgeweckte junge Sekretärin, die er vor erst neun Monaten eingestellt hatte. Damals war sie quirlig, fröhlich und attraktiv gewesen, genau wie er es mochte. Ein unbeschwertes Partygirl, das wusste, wie es sich zum richtigen Zeitpunkt gehen lassen musste, um dazuzugehören. Einen Monat lang nagelte er sie fast täglich. Anfangs genoss er es. Durch sie hatte er sich jung gefühlt, wie ein Hengst, wie J. R. Ewing in Dallas, ein echter Magnat, der Hahn im Korb.

Drei Monate später änderte sich alles.

Da schlug sie ihm zum ersten Mal vor, einen Auftragsmörder anzuheuern, um seine Frau umbringen zu lassen.

Wie sich herausstellte, wollte sie sich nicht damit begnügen, als Seitensprung für den Boss herzuhalten, sondern die Ehefrau eines hohen Tiers werden. Norman fand das ein bisschen komisch. Eine junge Frau, die ihren gesellschaftlichen Aufstieg dermaßen kaltblütig plante, wäre so gut wie überall besser bedient gewesen als in einem kleinen

Fliegenschiss auf der Landkarte wie Ransom. Das hatte er ihr auch gesagt und vorgeschlagen, in Nashville oder Memphis ihr Glück zu versuchen. Er konnte sie mit Referenzen ausstatten und etwas bei brauchbaren Anwärtern in einer größeren Stadt einfädeln ...

Sie zeigte daran kein Interesse.

»Ich will ihren Tod. Ich kann an nichts anderes mehr denken, Normie.«

Damals hatte er versucht, es mit einem Lachen aus der Welt zu schaffen. »Herrgott, einem zimperlicheren Mann würde deine Denkweise Angst einjagen. Du

willst also Audreys Platz einnehmen. Gut. Prima. Dafür gibt es andere Möglichkeiten – Scheidung zum Beispiel. Warum muss es gleich Mord sein?«

»Mach dich nicht über mich lustig.«

»Tu ich nicht.«

»Du hältst mich für verrückt.«

Verrückt ist gar kein Ausdruck, dachte er. Was er stattdessen sagte, war: »Unsinn.«

»Jetzt hältst du mich für dumm.«

Er seufzte.

Diese Unterhaltung schien sich zu einem langen Gang durch eine dunkle, nervtötende Gasse zu

entwickeln. Es gab offensichtlich nur einen Ausweg: Er musste Klartext reden.

»Schätzchen, ich denke, du solltest anfangen, dich nach anderen Karrieremöglichkeiten umzusehen.«

Damals flüchtete er sich in die Hoffnung, dass die Angelegenheit damit erledigt war. Er hätte es besser wissen sollen. Niemand, der offen den Gedanken an kaltblütigen Mord aussprach, gab sich mit einem stillen Abgang zufrieden.

»Worüber müssen wir reden?«, hatte er vor einer Stunde gefragt und den Ahnungslosen gemimt.

»Das weißt du ganz genau. Über dich und mich. Über uns.«

Er reagierte wütend. »Es gibt kein ›uns‹. Ich dachte, das hätte ich klar zum Ausdruck gebracht. Ich lege jetzt auf, und ich will nichts mehr von dir ...«

»Ich habe Bilder.
Kompromittierende Bilder.«

Fast setzte sein Herzschlag aus.
»Was?«

»Und ich hab Aufzeichnungen. Hör mal.«

Vom anderen Ende der Leitung vernahm er ein Klicken, gefolgt von seiner eigenen Stimme. Und dann ihre Stimme. Ein gottverdammter

Mitschnitt. Und es bestand kein Zweifel, was sich dort abspielte. Norman war erschüttert. Seine gesamte Welt fiel rings um ihn in Scherben. Verzweiflung ergriff ihn.

»Komm bei mir vorbei«, forderte sie ihn auf. »Dann reden wir.«

Blieb ihm überhaupt eine andere Wahl?

Er folgte ihrer Wegbeschreibung die Weakley Lane entlang zu einem abgelegenen Abschnitt der zweispurigen Landstraße, die fast ausschließlich von Wald umgeben wurde, sobald man den ehemaligen Stützpunkt der Nationalgarde hinter sich gelassen hatte. Die vielen

hohen Bäume empfand er als Bedrohung. Gedanklich merkte er sich vor, bei einigen Bauunternehmern vorzufühlen, die er kannte, um herauszufinden, ob sie daran interessiert waren, ein paar Hektar dieser verfluchten Bäume zu roden und stattdessen Wohnsiedlungen hinzubauen.

Als er sich Meilenstein sechs näherte, verlangsamte er die Fahrt und behielt die gegenüberliegende Straßenseite im Auge, wie von ihr verlangt. Schon bald entdeckte er den schmalen Trampelpfad, den sie ihm als Zufahrt beschrieben hatte. Was für ein Quatsch. Anständige

Zufahrten waren gepflastert. Als er auf die Lichtung rollte, richteten sich ihm beim Anblick des verwahrlosten Hauses die feinen Nackenhärchen auf. Doch es lag nicht nur am Haus, das ihm ein Gefühl von Unbehagen vermittelte. Sobald er auf die Lichtung gelangte, nahm er eine Veränderung in der allgemeinen Atmosphäre wahr, die ihm selbst in der Wärme seines 82er Cadillac Seville nicht entging. Das beunruhigte ihn und er spielte kurz mit dem Gedanken, zu wenden und sofort wieder zu fahren. Er hätte es tun sollen.

Dann jedoch sah er sie.

Louella saß auf der Veranda des alten Hauses und wirkte in langem Rock und dickem Pullover überaus prüde. Die Aufmachung ähnelte nicht annähernd den freizügigen Outfits, die sie im Büro bevorzugte. Norman parkte den Seville neben einem alten Buick Special, der aufgebockt in der Mitte der Lichtung vor sich hin rostete. Er stieg aus und näherte sich ihr misstrauisch. »Verdammt noch mal, Süße, warum zitierst du mich hier raus zu dieser alten Müllhalde?«

»Familienbesitz. Hat meinem Großvater gehört, Frank Hollis. Er ist vor langer Zeit gestorben.

Hollis. Hm ...

Warum kam ihm der Name vage bekannt vor? Etwas daran löste ein unangenehmes Kribbeln in ihm aus. Etwas, das er nicht richtig einzuordnen vermochte. Eine Assoziation, die jenseits der Grenzen seines bewussten Gedächtnisses schlummerte.

Drauf geschissen.

Später würde es ihm schon noch einfallen.

Er nickte in Richtung des Umschlags, den sie in ihren zierlichen Händen hielt. »Lass mich raten: einige deiner schmutzigen Bilder. Es gibt kaum etwas

Schäbigeres als eine Erpresserin, das weißt du, oder?«

Sie kletterte von der Veranda, näherte sich ihm und blieb dicht vor ihm stehen. »Es muss nicht so weit kommen. Du kannst immer noch tun, was getan werden muss.«

Seine Miene verfinsterte sich. »Himmel, Arsch und Zwirn, ich bringe meine Frau nicht um und damit basta.« Er riss ihr das Kuvert aus den Fingern, die keinen Widerstand leisteten, und riss es auf. Sein Magen krampfte sich zusammen, als er die großen Schwarz-Weiß-Ausdrucke durchblätterte. »Oh mein Gott ...«

»Das sind nur Kopien, Norman. Ich habe noch andere, gut versteckt. Ich musste sie dir zeigen, damit dir klar wird, wie ernst es mir ist.«

Und wie klar es ihm wurde.

Klarer als nötig.

Dass er es tun würde, merkte er erst, als es bereits zu spät war. Er schlug einfach mit der Faust zu, traf sie an der Schläfe und ließ sie über die Lichtung taumeln. Nach wenigen Schritten kippte sie nach vorn und prallte mit der Stirn gegen die Seite des alten Buick. Das Geräusch, das ihr Schädel beim Zusammenstoß mit dem soliden

Metall von sich gab, rief bei ihm Übelkeit hervor.

Und nun lag sie da.

Er versuchte, ruhig zu bleiben.

Es müsste eine Lösung für diesen Schlamassel geben.

Norman hob die Handtasche auf, die sie fallen gelassen hatte, öffnete den Verschluss und kramte darin herum. Er fand ihre Schlüssel auf Anhieb. Eine Idee begann, in seinem Kopf Gestalt anzunehmen. Es mochte riskant sein, aber er musste es tun. Für ihn stand zu viel auf dem Spiel. Er nahm sich vor, zurück in die Stadt zu fahren, sich mit den Schlüsseln Zugang zu

Louellas kleinem Haus zu verschaffen, es penibel zu durchsuchen, jegliches Belastungsmaterial zu finden, das sie dort versteckt hielt, und es zu vernichten. Danach konnte er sich immer noch überlegen, was er mit Louella und ihrem Fiat Spider, der am Rand der Lichtung parkte, tat.

Louella stöhnte und streckte eine zitternde Hand nach ihm aus. Sie hob den Kopf und versuchte krampfhaft, sich aufzusetzen.

Norman verzog das Gesicht.
»Nichts da, Schätzchen.«

Er suchte den Boden neben sich ab und fand einen Stein, der groß

genug war, um in seine Faust zu passen. Mit einem Knie drückte er sie zurück und schlug mit dem Stein immer und immer wieder auf ihren Kopf ein.

Es spritzte wesentlich mehr Blut als zuvor.

Schließlich splitterte ihre Schädeldecke mit einem grässlichen Knirschen.

Louella Hollis war tot.

Es war Ende Oktober und die Luft draußen wurde um diese Zeit bereits etwas frostig. Derek McGregor zitterte und zog an seiner Zigarette, während er auf der obersten Stufe der Veranda des verlassenen Hauses saß. Er atmete aus und der Rauch stieg als Wolke in die Nachtluft auf. »Scheiße, ist das kalt.«

Seine Stimme klang auf der ansonsten menschenleeren Lichtung seltsam. Er sprach selten laut, wenn er alleine war. Geistig gesunde Menschen behielten ihre

Gedanken für sich, wenn sie sich nicht in Gesellschaft anderer aufhielten. Daran glaubte er fest. Seine Mutter redete so oft mit sich selbst, dass er sie häufig belauschte, wenn sie glaubte, dass sich niemand in der Nähe befand. Und vieles, was sie von sich gab, klang schlicht und ergreifend verrückt. Als sie beispielsweise einmal einen Teller fallen ließ, fing sie an zu schreien und tobte vor sich hin: »DAS HAST DU MIT ABSICHT GEMACHT! ALS MÜSSTE ICH MICH HEUTE NICHT SCHON MIT GENUG SCHEISSE HERUMSCHLAGEN. DAS HAST DU

VERDAMMT NOCH MAL GEPLANT!
FICK DICH!«

Der Vorfall mit dem Teller hatte sich erst vor wenigen Tagen ereignet, am Sonntag. Derek hatte gerade nach einem nachmittäglichen Nickerchen sein Zimmer verlassen, um langsam in Socken die Treppe hinunterzulaufen. Als Suzie McGregors Wutausbruch aus der Küche explodierte, hielt er jäh inne.

Seine Mutter musste wahnsinnig sein. Eine andere Erklärung gab es nicht. Er hatte keine Ahnung, mit wem sie in solchen Momenten redete. Vielleicht mit Gott?

Allerdings hatte sie dem Schöpfer nie besonders nahegestanden, jedenfalls nicht, soweit er sich zurückerinnerte. Es schien eher so zu sein, dass sie glaubte, von einer undefinierbaren kosmischen Kraft verfolgt zu werden, die sich gegen sie verschworen hatte. Die konnte man als Gott bezeichnen, aber es mochte sich genauso gut um einen Dämon oder ein sonstiges böses, übernatürliches Wesen handeln. Gottes Name fiel jedenfalls nie, wenn sie so ausrastete. Aber wie auch immer, Derek konnte damit leben, dass das Rätsel ungelöst blieb. Auf keinen

Fall wollte er ihr Fragen zu der Angelegenheit stellen. Sie würde außer sich vor Zorn sein, falls ausgerechnet ihr eigener Sohn ihren Geisteszustand anzweifelte.

Deshalb hatte er sich damals hastig zurückgezogen – umgedreht und begonnen, zurück in den ersten Stock zu steigen. Leider knarrte eine der Stufen zu laut.

»Was zum Teufel machst du da?«

Bei den Worten hätte sein Herz beinahe ausgesetzt. »N-nichts.«

»Du hast mir nachspioniert, was? Komm hier runter! Sofort!«

Derek gehorchte ihr. Immerhin war sie seine Mutter. Er lebte in

ihrem Haus. Er setzte sich über die Stufen in Bewegung. Als er in Reichweite kam, packte sie ihn an den Haaren. Sie schleifte ihn in die Küche, stieß ihn auf einen Stuhl und befahl ihm, eine Hand flach auf den Tisch zu legen. Wieder gehorchte er und fing an zu weinen, als sie in die Speisekammer lief und mit einem glänzenden Bratenwender aus Metall zurückkehrte, den sein Vater im Sommer zum Wenden der Burger auf dem Grill benutzte. Seine Mutter drosch damit mehrfach auf seinen Handrücken ein, was ihn dazu brachte, schreiend um Gnade zu flehen. Sie selbst blieb stumm

und schlug unerbittlich immer wieder zu. Nach rund 20 Hieben hörte er auf, mitzuzählen.

»Wirst du mir noch mal nachspionieren?«

»Nie wieder. Ich versprech's!«

»Tut es dir leid?«

»Ja.«

»Sag es!«

»Es t-tut mir leid.«

»Gut. Jetzt geh in dein Zimmer und komm bis morgen nicht mehr runter.«

Derek war in sein Zimmer gegangen. Und dann durch das Fenster aus dem Haus geklettert. Den ganzen nächsten Tag blieb er

verschwunden. Normalerweise kehrte er im Morgengrauen zurück, schlich sich durchs Fenster hinein und ging nach einer Dusche in frischen Kleidern nach unten. Dort gab er vor, die Nacht in seinem Bett geschlafen zu haben. Aber damals hatte er auf das Versteckspiel verzichtet und war erst bei Anbruch des übernächsten Tages zurückgekehrt. Er rechnete mit einer strengen Standpauke und Befragung, aber weder sein Vater noch seine Mutter verloren ein Wort über seine Abwesenheit. Allzu sehr überrascht hatte ihn das nicht, dafür schmerzte es heftiger als

erwartet.

Er war ihnen scheißegal.

Noch etwas, das er mit den meisten seiner Freunde gemein hatte, so etwas wie ein gemeinsamer Nenner. Er dachte an das alte Sprichwort: Wo sich das Herz wohlfühlt, ist man daheim.

Abgedroschen, aber wahr.

Sein Zuhause, sein richtiges Zuhause, befand sich hier draußen in der Dunkelheit bei seinen Freunden, die ihm mehr als jeder Blutsverwandte wie seine Familie vorkamen. Wir sind die Finsteren, dachte er und kicherte. Es hatte als Scherz angefangen. Ein paar von

ihnen hatten getrunken und Gras geraucht. Auch Mark und Natasha. Kevin. Fiona. Sie hingen die ganze Nacht zusammen ab und langsam wurde es Zeit, sich zu verabschieden. Als sich am Himmel die ersten Anzeichen der Morgendämmerung andeuteten, hatten sie sich alle ziemlich benebelt gefühlt. Es wurde lose über Musik und Filme geredet. Sie alle standen generell auf Horror und schrägen Scheiß. Dabei stellten sie scherzhaft fest, wie überaus finster sie doch waren. Es war Natasha, die schließlich mit tiefer, schauerlicher Stimme wie die Moderatorin einer

billigen Late-Night-Horrorshow
verkündete: »Wir ... sind ... die ...
FINSTEREN.«

Ein Witz, ja.

Aber sie traf damit einen Nerv.
Die Bezeichnung hatte sich
gehalten.

Derek drückte seine Zigarette aus,
schüttelte eine neue aus der
Packung und entfachte ein
Streichholz. Er hielt die Flamme
gerade an seine Kippe, als er das
Knirschen von Stiefeln hörte, die am
Rand der Lichtung über Zweige
trampelten. Er schaute nicht sofort
hin. Schließlich wusste er, um wen
es sich handelte.

Was gleich darauf bestätigt wurde, als ihm eine Stimme zurief: »Ist dir nicht arschkalt?«

Derek zuckte mit den Schultern. Die Zigarette qualmte. »Ich bin unempfindlich gegen Kälte. Ich bin ein Supereskimo.«

»Eskimos tragen Anoraks und ähnlichen Quatsch, wenn's kalt ist, du Trottel, kein bescheuertes T-Shirt.«

Derek blies eine Rauchwolke aus. »Du verstehst nichts von der aus grauer Vorzeit überlieferten Lebensart der weisen Supereskimos. Gib mir ein Bier.«

Jared Kelly hob die Packung

Budweiser am Kartongriff an. »Ich hab die Flaschen gestern in den Abflussgraben neben meinem Haus gestellt. Wenigstens dürften sie nicht pisswarm wie beim letzten Mal sein.«

»Ja. Zum Glück hat's nicht geregnet, Fettarsch.«

Ein breites Grinsen trat in Jareds etwas teigiges Gesicht. Er hatte gut und gern 15 Kilo Übergewicht, war jedoch groß und kräftig mit starken Oberarmen und dicken Handgelenken. Niemand außerhalb seines Freundeskreises traute sich, ihm wegen seines Gewichts dumm zu kommen.

»Ich bin vielleicht ein Fettarsch, aber ich kann abnehmen, und du wirst immer potthässlich sein, Penner.«

Derek lachte. Er wusste, dass er keineswegs hässlich war. Mädchen mochten ihn, obwohl sie ihn ein bisschen sonderbar fanden. »Davon weiß ich nichts, Mann, sehr wohl weiß ich aber, dass ich entschieden zu nüchtern bin. Bier her.«

Jared näherte sich der Veranda und stellte das Budweiser auf der obersten Stufe ab. Er riss eine Ecke des Kartons auf, zog eine Dose heraus und sagte: »Bedien dich.« Damit schüttete er einen Schluck in

sich hinein und gab ein zufriedenes Geräusch von sich. »Weißt du, was ich an Bier mag?«

»Was?«

»Alles.«

Derek öffnete eine Dose. »Ich würd jetzt für 'ne Pulle Wodka glatt jemanden umbringen. Ich mag's, wenn ich schnell breit bin.«

Jared lachte. »Wenn du dich umbringen willst, nur zu. Campbell besorgt dir deinen Fusel.«

Clayton Campbell war der ältere Typ, mit dem sie manchmal chillten. Er hatte in der Gegend ein Haus. Gelegentlich verhökerte er ihnen Gras und manchmal kaufte er

ihnen Alkohol – in der Regel zu überzogenen Preisen. Was purer Abzocke gleichkam. Der Kerl hatte genug Kohle. Er tat es, weil er es konnte.

Derek runzelte die Stirn. »Kann mir seinen Aufschlag nicht leisten.«

Jared legte den Kopf in den Nacken und leerte den Rest der ersten Dose. »Scheiße, ich geb dir die Kohle. Oder ich bezahl Clayton selbst für den Alk.«

Derek zuckte mit den Schultern. »Cool, wie du willst.«

Jareds Vater war Geschäftsführer bei Stanton Manufacturing. Er zahlte seinem Sohn ein großzügiges

wöchentliches Taschengeld.
Vorsichtig ausgedrückt. Jared
staubte in einer Woche mehr Kohle
ab als jeder Lehrer an der Ransom
High School. Er war so kaputt wie
sie alle, dennoch hatte er dem Rest
seiner Freunde in einer
entscheidenden Hinsicht etwas
voraus: Seine Eltern hassten ihn
nicht.

Jared riss den Deckel seiner
zweiten Dose auf und schielte zum
Walmdach mit Halbgiebel auf der
linken Seite des alten Gemäuers
hinauf. Ihn fröstelte. »Verflucht
unheimlich.«

Derek drehte den Hals, um das

Haus aus Jareds Perspektive zu betrachten. Das Fenster dort oben präsentierte sich genauso vernagelt wie jeder andere Zugang. Vor langer Zeit hatte jemand ein Pentagramm auf das davorgenagelte Brett gemalt. Der schwarze Sprühlack wirkte fast so ausgebleicht wie die blaue Farbe, die von den Außenmauern abblätterte.

»Da fragt man sich schon ...«

Jared grunzte zwischen zwei Schlucken. »Was fragt man sich?«

Derek starrte immer noch das Pentagramm an, das sich allein aufgrund des Mondlichts undeutlich

zwischen den Schatten der Dachwinkel abzeichnete. Er antwortete: »Man fragt sich schon, was hier damals passiert ist.« Sein Kopf schwenkte zu Jared zurück. »Dieses verfluchte Pentagramm ist aus einem bestimmten Grund hier, das spür ich.«

Jared schnaubte. »Klar doch. Ich glaube, du solltest dir nicht so viele Horrorfilme reinziehen.«

»Leck mich. Außerdem spürst du es doch selbst. Oder willst du mich etwa einen Lügner nennen?«

Jared starrte erneut auf das Pentagramm. »Irgendwas spür ich schon, aber was soll's. Zeig mir ein

verlassenes altes Haus mitten im Wald, das nicht ein bisschen unheimlich wirkt. So was gibt's gar nicht. Aber es ist nur ein Haus. Und es steht schon eine verflixte Ewigkeit hier. Glaubst du etwa, du wärst der Erste, der's gefunden hat? Nie und nimmer. Wahrscheinlich hat ein bekiffter Black-Sabbath-Fan irgendwann in den 1970ern das Ding gemalt.« Er nickte sich selbst zu. »Ja, kann ich mir gut vorstellen.«

Derek erwiderte nichts.

Die Vorstellung drängte sich förmlich auf. So naheliegend, dass er die Szene lebhaft vor Augen

hatte – ein schlaksiger Typ mit langen Haaren, den Kopf voll LSD und Black-Sabbath-Songs, der mit einem Eimer schwarzer Farbe auf dem Dach rumturnte.

»BUH, LADYS!«

Derek sprang reflexartig auf, Jared ließ sein Bier fallen und wirbelte zur Quelle des Geräuschs herum. Derek drehte sich in dieselbe Richtung und brachte sich unterbewusst so in Position, dass sich Jareds Masse zwischen ihn und den Neuankömmling schob. Eine dunkle Gestalt trat aus den Schatten nahe der Hauswand. Sie trug etwas Langes, gefährlich

Aussehendes.

Dann erhaschte Derek einen Blick auf das Gesicht des Neuankömmlings und stöhnte. »Du Arschloch.«

Süffisantes Gelächter. »Hab euch 'n ziemlichen Schreck eingejagt, was?«

Derek zeigte Kevin Cooper den hochgestreckten Mittelfinger. »Leck mich, du Sackgesicht. Warte mal. Hast du dabei, was ich denke?«

»Wenn du glaubst, es ist ein Scheiß-Vorschlaghammer, dann ja. Wenn du glaubst, es wär ein Sack voll flauschiger Häschen ... tja, dann weiß ich nicht, was ich sagen

soll.«

Kevin näherte sich der Veranda mit dem Vorschlaghammer über der Schulter. Er schnappte sich ein Bier aus dem Karton und riss die Lasche auf.

Derek runzelte die Stirn. »Woher zum Geier hast du 'nen elenden Vorschlaghammer?«

Kevin stürzte die Hälfte des Doseninhalts in einem Zug hinunter und rülpste laut. »Kennst du den Schuppen hinter dem Carlton-Haus?«

»M-hm.«

»In den bin ich eingebrochen. Hab darin echt komischen Scheiß

gefunden. Die größte Sammlung von Playboy-Magazinen, die du je gesehen hast. Davon hab ich 'n paar mitgehen lassen. Und dann war da diese Schaufensterpuppe. Eine weibliche Schönheit in voller Pracht. Schräg. Und der hier auch.« Er stemmte den Vorschlaghammer von der Schulter, stellte das schwere Ende auf den Boden und stützte sich auf den Griff. »Ein Riesenteil.«

Derek nahm sich ein weiteres Bier. »Warum hast du ihn mitgenommen?«

Kevin lächelte.

»Oh.« Die Erkenntnis dämmerte.

Derek warf einen Blick auf das Haus. Die Schatten am hinteren Ende der Veranda, an dem sich die vernagelte Eingangstür befand, wirkten plötzlich bedrohlicher, fast so, als lauere dort etwas Böses. So etwas wie ... eine Kreatur.

Aber das war lächerlich.
Oder?

Kevin stieg die Stufen zur Veranda hinauf und drehte sich zu den anderen um. »Ich geh heut Nacht in die Bruchbude rein. Wer ist dabei?«

Derek zögerte. »Äh ...«

»Sei kein Schlappschwanz.«

Die magischen Worte. Welcher

Junge in seinem Alter ließ eine solche Provokation schon auf sich sitzen? Seufzend schaute er zu Jared, der mit den Schultern zuckte und völlig unbekümmert wirkte. »Na schön.«

Sie folgten Kevin auf die weitläufige Veranda und näherten sich der Tür.

Etwas früher ...

Das Schnarchen ihres Mannes weckte Suzie McGregor aus ihrem leichten Schlummer. Sie spähte zur Uhr auf dem Nachttisch und stellte fest, dass es noch nicht einmal Mitternacht war. Kurt wälzte sich im Schlaf. Die Verlagerung seiner Masse ließ das Kopfteil gegen die Wand knallen. Suzie sah ihn an. Selbst in der Düsternis, in der seine Gestalt nur einen dunklen Umriss unter der dicken Decke bildete, empfand sie jene vertraute, tief

verwurzelte Abscheu. Vor ihrer Heirat war er ein echter Hengst gewesen, kräftig gebaut und topfit, aber im Lauf der Zeit hatten sich sämtliche Muskeln in Pudding verwandelt. Inzwischen musste man ihn wohl als fett bezeichnen. Wie immer verglich sie ihn unwillkürlich mit Tom Bell. Die beiden befanden sich im selben Alter, aber Tom trainierte und hielt sich in Form. Eine Schande, dass seine Frau, dieses Miststück, von ihrer Affäre erfahren hatte. Tom sah nicht nur besser und fitter aus als Kurt, er übertraf ihn auch im Bett um Längen. Frustriert ballte Suzie

die Hände zu Fäusten. Sie brauchte wieder einen Mann.

Erneut betrachtete sie ihren Gatten.

Einen richtigen Mann.

Sie dachte wieder an Tom und ließ eine Hand zwischen ihre Schenkel wandern, schloss die Augen und stöhnte leise.

Ja, genau so ... das ist angenehm

...

Suzie krümmte die Hüften und stöhnte abermals.

Was soll's? Selbstbefriedigung ist besser als gar keine Befriedigung ...

Ein lautes Knarren ließ sie abrupt die Augen aufreißen. Sie hob den

Kopf und starrte zur geschlossenen Schlafzimmertür. Mehrere stille Sekunden verstrichen. Sie stemmte den Oberkörper hoch und stützte sich auf die Ellbogen. Ihr Herz raste. Das Geräusch ließ sich womöglich damit erklären, dass sich das Haus setzte ... ebenso gut konnte es sich um einen Eindringling handeln.

Sie hatten keine Alarmanlage. Dieser dämliche Kurt. Er glaubte, er selbst sei Verteidigung genug, wenn jemand dumm genug war, in sein Hoheitsgebiet einzudringen. Ein typisches Beispiel für seine Selbstüberschätzung. Er hielt sich

für einen harten Kerl, in Wirklichkeit ging er höchstens als großes, altes Schwein von einem Mann durch. Fast hoffte Suzie, es handele sich um einen Einbrecher. Ein unanständiges – aber unbestreitbar erregendes – Szenario kam ihr in den Sinn ...

Die Schlafzimmertür schwingt krachend auf. Ein muskulöser Mann in völlig schwarzer, eng anliegender Kleidung und mit Skimaske betritt den Raum. Kurt steht auf und greift den Eindringling an, doch der schlägt ihn mit einem einzigen, mächtigen Hieb bewusstlos. Der Unbekannte entdeckt Suzie, die sich

unter der Decke windet. Er leckt sich über die Lippen, reißt die Decke weg und starrt auf ihren wohlgeformten Körper, der nur von einem zarten Seidennachthemd verhüllt wird. Er klettert aufs Bett, greift nach ihr, zerrt ihr das hauchdünne Negligé vom verschwitzten Leib und ...

Das Knarren ertönte erneut, lauter als zuvor, und diesmal wirbelte Suzies Kopf zum großen Fenster herum, das zum hinteren Teil des Gartens hinausging. Entlockte Kurt das Geräusch eine Regung? Tatsächlich hatte er sich zu ihr herumgedreht, sodass sie im

gebrochenen Mondlicht seine schlaffen, beleibten Züge erkennen konnte. Ein dünner Speichelfaden troff von einem Mundwinkel und hinterließ einen Fleck auf dem Laken. Herrgott, er war so widerwärtig. Wie unfair. Sie selbst fand sich sexy. Männer warfen ihr andauernd begehrlische Blicke zu. Sie verdiente etwas Besseres als diesen gewaltigen Haufen Glibber, der sich als echter Kerl ausgab. Das Universum hatte sich in vielerlei Hinsicht gegen sie verschworen, aber am himmelschreiendsten fand sie, dass es sie an dieses Arschloch kettete.

Von draußen ertönte ein anderer Laut.

Ein dumpfes Stampfen, als ob etwas auf dem Boden aufschlug.

Suzie schob die Decke vom Körper und stieg aus dem Bett. Der Hartholzboden fühlte sich kühl unter ihren nackten Füßen an, als sie zum Fenster tappte, wo sie die Finger zwischen die Vorhänge schob und eine Hälfte weit genug aufzog, um einen flüchtigen Blick auf einen dunklen Schemen zu erhaschen. Die Gestalt erklimmte mit schnellen Bewegungen den hohen Lattenzaun. Ihre Geschwindigkeit und die Dunkelheit machten es

unmöglich, zu erkennen, um wen es sich handelte. Innerhalb weniger Sekunden war die Person verschwunden. Unmittelbar vor dem Fenster stand eine hohe Eiche mit dicken Ästen. Das Zimmer ihres Sohnes lag direkt über dem Schlafzimmer. Einer der dicksten Äste des Baums endete kurz vor dem oberen Fenster.

Schlich sich Derek etwa nachts aus dem Zimmer?

Suzie wusste nicht recht, ob sie Wut, Sorge oder eine Mischung aus beidem empfinden sollte. Etwas innerhalb dieses Spektrums ging wohl als normale elterliche

Reaktion durch, vor allem, da durchaus die Möglichkeit bestand, dass es sich gar nicht um Derek handelte, den sie gesehen hatte. Eventuell handelte es sich doch um einen Eindringling, der eigens hergekommen war, um Derek etwas anzutun. Trotz seines lächerlichen Außenseitergehabes war ihr Sohn ein gut aussehender Junge, ein verlockendes Opfer für eine bestimmte Art von Sexualstraftätern. Sofort musste sie an Clay Campbell denken. Campbell war etwa 40 und lebte allein in einem Haus oben am steilen Lural Hill Drive. In der Nachbarschaft

kursierten regelmäßig Gerüchte über ihn. Oft trieben sich Teenager aus der Gegend in der Nähe seines Hauses herum. Etwas stimmte mit dem Typen nicht. Beispielsweise schien er nicht zu arbeiten. Er musste in irgendeiner Weise pervers sein. Suzie glaubte fest daran.

In Gedanken malte sie sich aus, wie Clay Campbell den großen Baum erklomm und die kurze Entfernung über den dicken Ast zu Dereks Schlafzimmerfenster kroch. Nicht so einfach vorstellbar. Campbell war ziemlich mollig. Aber was spielte das für eine Rolle, wenn

er entschlossen zu Werke ging? Suzie stellte sich vor, wie er das Fenster aufzog und sich hindurchschob, ohne dass ihr schlafender Sohn davon etwas mitbekam. Oder – und der Gedanke war ihr bisher noch nicht gekommen – was, wenn Derek auf ihn wartete? Suzie verspürte einen Anflug von Abscheu. War ihr Sohn homosexuell? Die Vorstellung verstörte sie mehr als ein etwaiger tätlicher Übergriff. Sie mochte keine Schwulen. Natürlich galt es nicht mehr als politisch korrekt, so zu denken. Den meisten Menschen gegenüber durfte man es nicht laut

aussprechen. Aber so empfand sie nun mal. Sie konnte einfach keinen schwulen Sohn haben.

Suzie entfernte sich vom Fenster, durchquerte das Zimmer und betrat Kurts begehbaren Schrank. Von einem Haken ergriff sie einen der Gürtel und wickelte sich ein Ende zweimal um die rechte Hand. Das Ende mit der Schnalle baumelte hinab und strich über den Boden. Leise verließ sie das Schlafzimmer. Sie hatte entschieden, ihren ahnungslosen Mann nicht zu wecken. Er würde nicht das Rückgrat besitzen, zu tun, was getan werden musste. Falls ihr

Sohn tatsächlich schwul war, wollte sie ihm hier und jetzt seine Perversität aus dem Leib peitschen.

Oben versuchte sie, den Türknauf zu drehen, doch er war verriegelt und bewegte sich nicht. Natürlich. Der Junge riskierte es nicht, bei einer perversen Handlung auf frischer Tat ertappt zu werden. Tja, Pech gehabt. Suzie hatte selbst einige Tricks auf Lager.

Der Raum auf der gegenüberliegenden Seite des Gangs wurde hauptsächlich als Abstellkammer genutzt. Kartons und verschiedenstes Gerümpel türmten sich darin. Sie betrat ihn,

schaltete das Licht ein und bahnte sich einen Weg zwischen den planlos aufeinandergestapelten Hindernissen, bis sie zu einem kleinen, in eine Ecke gezwängten Schreibtisch gelangte. Die oberste Schublade enthielt eine Ansammlung größtenteils nutzloser Gegenstände. Sie kramte durch den bunt zusammengewürfelten Tand. Bald stieß sie am Boden der Schublade auf etwas perfekt Geeignetes: eine Haarnadel.

Das Schloss der Zimmertür ihres Sohns war denkbar primitiv und nicht besonders sicher. Suzie schob die Haarnadel durch ein Loch in der

Mitte des Knaufs und stocherte nach dem Schließmechanismus. Sie entdeckte ihn, drückte und hörte, wie sich das Schloss mit einem Klicken öffnete.

Lächelnd drückte sie die Tür auf und trat ein. Ihr Lächeln verblasste, als sie das Licht einschaltete und erkannte, dass sich ihr Sohn nicht im Raum befand.

Also schlich Derek doch heimlich raus.

Suzie verspürte eine befremdliche Enttäuschung, ihn nicht in einer kompromittierenden Situation erwischt zu haben. Sie hatte sich darauf gefreut, den Jungen mit dem

Gürtel auszupeitschen. In ihr steckte eine Menge Wut. Und Frust. Sie brauchte ein Ventil. Manchmal kam ihr Derek dafür gerade recht. Normal konnte das allerdings nicht sein. Die meisten Menschen hätten sie als verrückt abgestempelt, wenn sie von ihren Gedankengängen wüssten. Zum Glück konnten die meisten Menschen nicht in ihren Kopf hineinschauen und Suzie versuchte, diejenigen zu meiden, bei denen sie eine solche Fähigkeit vermutete.

Sie zog die Tür hinter sich zu und trat weiter ins Zimmer hinein.

»Schon gut, DeeDee.« Das

Lächeln kehrte in ihr Gesicht zurück.
»Du kommst ja wieder. Dann kümmern wir uns um dich.«

Weil er trotzdem bestraft werden musste. Der Junge war noch minderjährig und solange er unter ihrem Dach wohnte, würde er nach ihren Regeln leben. Sich mitten in der Nacht aus dem Haus zu schleichen – noch dazu vor einem Schultag –, rechtfertigte ein gewisses Maß an Zurechtweisung. An Disziplinierung.

Suzie setzte sich auf den Rand des extrabreiten Betts ihres Sohns, zupfte am Saum des Seidennachthemds und zuckte beim

plötzlichen Geräusch ihres eigenen Lachens überrascht zusammen. Sie wirkte wie eine Frau, die einen Mann verführen wollte, nicht wie eine besorgte Mutter, die kam, um ihren eigensinnigen Sohn zu bestrafen. Was Derek wohl davon gehalten hätte? Vielleicht täte es ihm ganz gut. Sie mochte seine Mutter sein, klar, aber sie war auch überaus attraktiv, verfügte über eine kurvige, weibliche Figur. Irgendwann musste ein Junge in seinem Alter auch mal eine erwachsene Frau in leichter Schlafbekleidung zu Gesicht bekommen.

Sie lächelte, als das Gefühl der Unanständigkeit zurückkehrte.

Vielleicht brauchte sie den Gürtel gar nicht.

Vielleicht entschied sie sich für eine andere Form der Disziplinierung, wenn ihr Sohn zurückkam. Immerhin gab es keine handfesten Beweise dafür, dass ihr Sohn nicht auf Frauen stand. Und sie wäre wohl kaum die erste Mutter, die ...

Sie runzelte die Stirn.

Es passierte schon wieder.

Ihr war bewusst, dass solche Gedanken jeden, der davon erfuhr, empören oder entsetzen würden.

Suzie durchlebte einen Moment tief greifender Angst. Aber er verstrich und die Angst legte sich. Sie war allein. Es befand sich niemand in der Nähe, der ihre Gedanken aufschnappen konnte. Und die kosmischen Kräfte, die sie ständig schikanierten, konnten ihr nichts anhaben, solange sie nur still hier saß und wartete.

Also harnte sie auf der Matratze aus und betrachtete seine Besitztümer. Poster von Rockbands zierten die Wände. Hatebreed. Killswitch Engage. Slayer. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich Taschenbücher. Angst und

Schrecken in Las Vegas. Der Electric Kool-Aid Acid Test. The Anarchist's Cookbook. Und mehrere andere, offensichtlich für Jugendliche ungeeignete Titel. Wohin sie schaute, stieß sie auf schlechte Einflüsse.

Noch etwas, worüber sie sich ausführlich unterhalten mussten, sobald er zurückkam.

Suzie rutschte auf dem Bett zurück, rekelte sich und drehte den Kopf zur Seite, um zum dunklen Fenster und den fahlen Ästen des Baums draußen zu schauen.

Sie ließ den Gürtel los und fuhr sich mit den Fingerspitzen über

einen nackten Oberschenkel.

Die schlimmen, verbotenen Gedanken tauchten wieder auf, lebhafter und plastischer denn je.

Sie hoffte, dass Derek bald nach Hause kam.

Kent Hickerson durchlebte eine rastlose Nacht. Für ihn war es nicht normal, stundenlang hellwach dazuliegen und an die Decke zu starren. Er empfand es als ärgerlich und frustrierend. Mittlerweile war es fast Mitternacht und er fühlte sich so ausgeschlafen und munter wie sonst in der Schule mitten am Tag.

Er seufzte. »Das ist Scheiße.«

Ob er es einfach aufgeben und eine Weile aufstehen sollte? Vielleicht lief im Fernsehen etwas Interessantes. Oder er gönnte sich einen kleinen Mitternachtssnack.

Der Gedanke hatte einen unerwarteten Reiz. Kent schätzte bei allem, was er tat, ein Gefühl von Ordnung. Die Nacht war zum Schlafen da. Erholende Nachtruhe galt als entscheidend, um tagsüber herausragende Leistungen erbringen zu können. Er hatte vor, eines Tages ein erfolgreicher Mann zu sein. Ein reicher Mann. Um das zu verwirklichen, bedurfte es eiserner Selbstdisziplin.

Bisher hatte sich diese Einstellung ausgezahlt. Seine Zensuren waren überragend, trotzdem wurde er nicht als uncooler Eierkopf wahrgenommen. Bei den Mädchen

erfreute er sich großer Beliebtheit, weil er enormen Wert auf Körperpflege legte und stets die richtige Kleidung trug. Er sah immer adrett aus, achtete jedoch sorgfältig darauf, einen Touch von Pseudoabgerissenheit hinzuzufügen. So wollte er den Fluch vermeiden, wie eine prude Schlaftablette rüberzukommen. Kent zählte zu den beliebtesten Oberstuflern an der Ransom High School, ein Status, der den Takt für den Rest seines Lebens vorgab, davon war er überzeugt.

Und dennoch ...

Der Mitternachtssnack ging ihm

nicht mehr aus dem Sinn.

Sein Magen knurrte.

»Scheiß drauf.«

Die einzige vernünftige Möglichkeit, diesen verrückten Drang zu bekämpfen, bestand eindeutig darin, ihm nachzugeben. Er würde aufstehen und sich ein Sandwich machen. Roastbeef. Ein paar knusprige Chips. Morgen Nacht konnte er immer noch in seine übliche Routine zurückfallen. Diese Nacht musste eine einmalige Abweichung von der Norm bleiben. Kent tastete zur Lampe auf dem Nachttisch, schaltete sie ein und blinzelte angesichts der abrupten

Helligkeit. Er warf die Decke beiseite und schwang die Beine über den Rahmen des Betts. Eigentlich hatte er vor, direkt in die Küche zu gehen, aber ein willkürlicher Blick bewog ihn, stattdessen aufzustehen und ans Fenster zu treten.

Er zupfte an einem Ende des Vorhangs und spähte hinaus.

Zunächst entdeckte er nichts Bemerkenswertes. Die Gegend präsentierte sich still, unbehelligt von Sirenen oder dem ständigen Lärm von Automotoren und Hupen, die nächtliche Hintergrundmusik seines Stadtlebens als Kind.

Wheaton Hills schlief nachts ausgesprochen ruhig und friedlich. Aber was war das? Er nahm eine Bewegung in der schmalen Straße des Wohngebiets wahr. Unmittelbar außerhalb des Lichtkegels der nächstgelegenen Laterne auf der gegenüberliegenden Seite. Er hielt den Blick auf die Stelle gerichtet und hoffte, dass sich die Bewegung noch einmal wiederholte. Mehrere Sekunden verstrichen. Nichts geschah.

Dann tauchten sie auf.

Zwei Personen, ein Junge und ein Mädchen, traten in die Helligkeit. Etwa zwei Sekunden lang hob der

grelle Schein der Straßenlaterne ihre Züge deutlich hervor, bevor sie weitergingen und zu undeutlichen Schemen wurden, die sich durch die Nacht entfernten. Der Junge war Mark Bell und wohnte im Haus auf der anderen Straßenseite. Marks Vater war eine große Nummer, eine Führungskraft bei Stanton. Das Mädchen hatte Kent als Natasha Wagner erkannt.

Er glaubte sich mit ziemlicher Sicherheit zu erinnern, dass sie ebenfalls in Wheaton Hills wohnte, einige Straßen weiter in einem der neueren Abschnitte. Gelegentlich sah er sie auf den Gängen der

Ransom High School und war jedes Mal wie geblendet von ihrer Schönheit. Nur passte sie nicht zu ihm. Zu viele Ecken und Kanten. Und die spielte sie nicht nur. Ihre Körpersprache strotzte vor Hinweisen auf potenzielle Gewalt und Gefahr. Mit einem solchen Mädchen ließ man sich besser nicht ein. Außerdem hing sie ständig mit den falschen Typen ab.

Etwa mit Mark Bell.

Tom Bell galt als bedeutender Mann, das stand außer Frage.

Sein Sohn hingegen war ein berüchtigter Unruhestifter. Es gab nicht viele Menschen, die Kent

Hickerson echte Angst einflößten, aber Mark Bell gehörte dazu. Jahrelanges Hanteltraining hatte ihm einen massigen und muskulösen Körper verliehen. Er besaß den Körperbau eines Athleten, zeigte jedoch kein erkennbares Interesse an Sport, was zusätzlich zu seinem ohnehin schon hohen Außenseiterquotienten beitrug. Ihn zu dieser Uhrzeit durch die Straßen von Wheaton Hills streifen zu sehen, in der anständige Leute im Bett lagen, beunruhigte Kent.

Nachts kommen die Finsteren heraus ...

Kent hatte die Graffiti gesehen. Und er kannte die Gerüchte über diese Kids. Allerdings hatte er sie nie ernst genommen.

Bis jetzt.

Die beiden draußen zu sehen, beleidigte seinen Glauben an die Notwendigkeit, sich an Regeln und Vorschriften zu halten. Sie entfernten sich immer weiter von Marks Haus, unterwegs wohin auch immer, und Kent bezweifelte, dass sie in nächster Zeit zurückkamen. Taten sie das jede Nacht? Gehört hatte er davon. Aber wann schliefen sie? Er sah sie fast täglich in der Schule. Sie schwänzten nicht. Ein

Rätsel. Und Kent mochte keine Rätsel.

Er entfernte sich vom Fenster und griff nach seinem Handy auf dem Nachttisch. Aus der Kontaktliste wählte er einen Empfänger aus, dann gab er eine Textnachricht ein: BIST DU WACH? ICH HAB WAS GESEHEN.

Er drückte auf Senden.

Danach setzte er sich und wartete auf eine Antwort, obwohl er wusste, dass vielleicht keine kam. Unter Umständen konnten sie erst am nächsten Tag darüber diskutieren. Aber wenige Augenblicke später vibrierte das Telefon in seiner

Hand, als die Antwort eintraf.
WACH. KAUM ZU GLAUBEN, DASS
DU AUCH WACH BIST. WAS GIBT'S?
HAB SIE GESEHEN. DIE
FINSTEREN. AUF DER STRASSE.

Fast sofort traf die Antwort ein:
DIE FINSTEREN? ECHT? LMAA! WAS
IST MIT IHNEN?

Ken zögerte. Eigentlich konnte er
die Art von Schwierigkeiten nicht
brauchen, die das, was er schreiben
wollte, wahrscheinlich auslöste.
Doch er dachte an Mark Bells vom
Licht der Straßenlaterne erhelltes
Gesicht und spürte, wie sich erneut
dieses beunruhigende Gefühl in
seiner Magengrube einnistete.

Was soll's ...

Er drückte auf die Tasten.

WIR MÜSSEN ETWAS GEGEN SIE
UNTERNEHMEN.

10

»Hast du gesehen, wie das Licht angegangen ist?«

»Ja.«

»Und die Gestalt am Fenster?«

»Ja.«

»Wer wohnt da drüben?«

Mark lachte. »Die Hickersons.«

»Was ist daran so lustig?«

Mark zuckte mit den Schultern.

»Du weißt doch, wer Kent Hickerson ist, oder?«

»Ich weiß von ihm, aber ich kenn ihn nicht.«

»Aber du kennst seinen Ruf.«

»König der Schnösel.«

Mark lächelte. »Richtig. Er hält sich für beschissen perfekt. Dabei ist er so was von falsch.«

»Inwiefern?«

»Man sieht ihm an, dass er jeden Tag stundenlang darüber nachdenkt, was er anziehen und wie er sich die Haare stylen soll. Der verstellt sich gewaltig, als ob er sich für einen Dressman oder Popstar hält, der für eine Horde Paparazzi posiert. Es ist echt lächerlich. Einmal musste ich in der Schule laut über den Typen lachen und er ist völlig ausgerastet.«

»Wieso hast du mir noch nie davon erzählt?«

»Weil nichts weiter passiert ist. Er ist ein Waschlappen.«

»Glaubst du, dass er das am Fenster gewesen ist?«

»Keine Ahnung. Kann sein.«

Mark holte die Southern-Comfort-Flasche wieder heraus. Er schraubte den Deckel ab und trank einen ausgiebigen Schluck. Der Alkohol machte sich bereits bemerkbar und entfachte das erste leichte Kribbeln eines Rauschs. Er trank noch einmal ab, bevor er die Flasche an Natasha weitergab, die wie schon vorhin einen deutlich größeren Schluck als er hinunterstürzte. Das gab ihm zu denken. Entweder liebte sie

Southern Comfort wirklich oder sie wollte angeben und unter Beweis stellen, was für ein toughes Mädchen sie war. Ein Mädchen, das genauso viel vertrug wie jeder Kerl, oder sogar mehr. Die Vorstellung, dass sie ihn beeindrucken wollte, fand er irgendwie cool.

»Du starrst mich an.«

Mark blinzelte. »Was?«

»Du starrst mich an, als wärest du in Trance. Schau.« Sie berührte seinen Mundwinkel und wischte mit dem Daumen eine feuchte Stelle ab. »Du sabberst.«

Sie kicherte.

»Ma-ark mag mich, Ma-ark mag

mich.«

Sie machte sich über ihn lustig. Aber es störte ihn nicht. »Ja. Tu ich.«

»Natürlich tust du das. Ich bin spitze.«

»Ich weiß.«

Sie packte ihn und küsste ihn in plötzlicher Leidenschaft. Er wankte und schlang die Arme um sie, um nicht hinzufallen. Sie schmiegte sich an ihn und küsste ihn weiter. Ihr Mund bearbeitete ihn mit einer Begierde, die seinem gesamten Körper das Gefühl vermittelte, unter Strom zu stehen. Genauso abrupt brach sie den Kuss ab und sie

standen beide keuchend auf der Straße, die Blicke ineinander verhakt. Sie hatte ihre Hände um seinen Nacken geschlungen.

»Heilige Scheiße.«

Natasha gab einen gurrenden Laut von sich. »Mmm. Du schmeckst nach Kaugummi und Alkohol.«

»Äh ... ja. Hatte vorher einen Doublemint.«

Sie schmiegte sich wieder an ihn. »Du solltest mal zum Arzt gehen. Da ist 'ne Beule in deiner Hose.«

Er hielt sie fest und erwiderte: »Dafür bist du das einzige Heilmittel.« Abrupt weiteten sich

seine Augen. »Oh Scheiße!«

Natasha verzog verwirrt das Gesicht. »Mark? Was ...«

Für Erklärungen blieb keine Zeit. Am fernen Ende des Häuserblocks parkte ein Streifenwagen. Das Blaulicht war nicht eingeschaltet und möglicherweise hatte man sie noch nicht entdeckt, aber das blieb sicher nicht lange so. Er packte Natasha am Handgelenk und zog sie in den nächstbesten Vorgarten. Kurz jaulte sie auf, dann jedoch hielt sie mit ihm Schritt, als sie über das Gras rannten und unter den langen, tief herabhängenden Ästen eines alten Baums hindurchliefen.

In der Dunkelheit ähnelten die Äste den ausgestreckten Gliedmaßen und Krallen einer furchterregenden Kreatur.

Lange brauchten sie nicht, um sich zu orientieren. Sie befanden sich auf dem Smith-Grundstück. Das Haus grenzte an ein kleines Feld, das vor einiger Zeit Planiermaschinen platt gewalzt hatten. Die nach wie vor unbebaute Fläche präsentierte sich von Unkraut überwuchert. Mehrere riesige Steinbrocken waren auf dem benachbarten Feld aus der Erde geholt und entlang einer Seite des Smith-Grundstücks sowie an einem kurzen Abschnitt des

vorderen Gartens aufgehäuft worden. Auf der so entstandenen L-förmigen Granitbarriere spielten die Kinder aus der Umgebung gerne. Sie taten, als wären sie Soldaten, die einen Strand erstürmen, oder antike Krieger, die eine Festung bewachen. In dem Teil des Felds, aus dem man die Steinbrocken ausgegraben hatte, befand sich eine Vertiefung, die man jedoch mit bloßem Auge aufgrund der Überwucherungen nicht sofort erkannte.

Mark riskierte einen schnellen Blick über die Schulter, bevor sie die Barriere aus Geröll erreichten.

Der Streifenwagen hatte das Blaulicht zwar immer noch nicht eingeschaltet, dafür aber den Suchscheinwerfer. Mittlerweile war das Fahrzeug nur noch halb so weit von ihnen entfernt, und das sich langsam drehende Licht begann gerade, in ihre Richtung zu schwenken.

Schwungvoll hechteten sie über die Steinmauer, landeten auf dem schmalen Trampelpfad zwischen Geröll und Feld und duckten sich, als das Licht näher kam. Gleich darauf stürzten sie und rutschten in die Senke hinab. Natasha keuchte, als Mark am Boden des Lochs

gegen sie rutschte. Unbehaglich wand sie sich und brachte sich in eine gerade Haltung, als er sich neben ihr ausstreckte. Er beugte sein Gesicht dicht zu ihr. »Glaubst du ...«

Sie presste ihm eine Hand auf den Mund und schüttelte den Kopf.

Mark nickte, hielt den Atem an und wartete.

Er drehte den Kopf in Richtung Straße und verharrte reglos, während er lauschte. Bald wurde der Motor des Streifenwagens hörbar. Das leise Brummen ließ erahnen, dass der Wagen extrem langsam fuhr. Was ihm keineswegs

ungewöhnlich erschien.
Gelangweilte Polizisten drehten
gelegentlich Runden durch die
Nachbarschaft, weil sie nichts
Besseres zu tun hatten. Ransom
galt nicht gerade als Brutstätte
krimineller Machenschaften,
deshalb nervten die örtlichen
Gesetzhüter mit Vorliebe
Jugendliche, vor allem neu
Zugezogene.

Beschissene Bullenärsche ...

Endlich entfernte sich das
Brummen des Streifenwagens.
»Scheiße, das war knapp.«

Er stemmte die Hände gegen die
Erde und rappelte sich auf.

Natasha packte ihn vorn am T-Shirt und zog ihn zurück.

»Hey. Sie sind weg. Was ...«

»Ich weiß.«

Sie schob eine kühle Hand unter den Hosenbund in seine Jeans. Ihre Finger schlossen sich um sein Glied, das sofort steif wurde. Er sah ihr in die Augen, konnte sie mittlerweile deutlicher erkennen, weil sich seine Sicht an die tiefere Finsternis in der Senke angepasst hatte. Ihr Blick wirkte ausgesprochen eindringlich.

»Ich will nicht bis zum Haus warten.«

»Du meinst ...«

Sie nickte. »Ja. Gleich hier. Jetzt

sofort.«

Mark grinste.

Ja. Warum nicht hier?

Natasha näherte sich mit ihrem Mund seinen Lippen, um ihn zu küssen, während sich ihre Hand von seinem Penis zurückzog, um die Jeans aufzuknöpfen. Sie zerrte seinen Slip nach unten. Er stöhnte wohligh schaudernd, als seine Erektion heraussprang und in der kühlen Luft zuckte.

Dann entfernten sich ihre Hände von ihm, als sie ihre eigene Kleidung auszog.

Er half ihr dabei.

11

Es spürte sie.

Das Wesen in der Dunkelheit.

Zum zweiten Mal innerhalb eines Tages rührte es sich und erlangte fast vollständiges Bewusstsein. Das war ungewöhnlich, zumal sehr oft Jahre zwischen den Wachphasen verstrichen. Natürlich hatte es auch kürzere Abstände von Monaten oder nur Wochen gegeben. Aber eine derart kurze Frequenz ließ sich schon als Novum bezeichnen. Nur einmal vor etwa einem Jahrzehnt hatte es sich dreimal innerhalb weniger Stunden gerührt. Damals

war eine unbeständige Energie von dem Ort über seinem Gefängnis ausgegangen. Eine wilde, berauschende Mischung aus Wut, Panik und Verzweiflung.

Und Gewalt.

Und Tod.

Jemand, ein Mensch, war irgendwo in der Nähe gestorben.

Leider versiegte die Energie damals recht schnell, sodass das Wesen rasch wieder in seinen stummen Schlummer verfiel. Es hatte sich mit der trostlosen Wahrscheinlichkeit abgefunden, dass sich ein ähnlich belebendes Ereignis erst in vielen Jahren oder

Jahrzehnten, falls überhaupt, wiederholte.

Doch nun ging etwas vor sich.

Irgendwo ... oben.

Menschen hatten diesen verdorbenen Ort betreten. Es öffnete sein inneres Auge – mit dem es eher fühlte als sah – und entdeckte ihren unverkennbaren mentalen Abdruck. Das Wesen sondierte die Randbereiche ihres Geistes, mehr konnte es ohne psychische Turbulenzen – oder Befreiung aus seinem Kerker – nicht tun.

Es spürte etwas.

Die Menschen ... sie versuchten,

sich ihm zu nähern.

Ins Haus zu gelangen.

Die Luft im Keller wurde wärmer und vibrierte vor dämonischem Gelächter.

Ja, dachte es.

Kommt herein.

Kommt ... zu mir.

Kevin schlug mit dem stumpfen Ende des Vorschlaghammers mehrmals auf den schweren, an der Vordertür befestigten Bolzen ein, der jedoch nicht nachgab.

»Gottverdammte.« Kevin wischte sich einen dünnen Schweißfilm von der Stirn. »Die verfluchte Tür könnte genauso gut der Eingang zu

einem Tresorraum im beschissenen Fort Knox sein.«

Jared schaute grinsend zu Derek.
»Lass mich mal versuchen.«

Derek grinste ebenfalls.

Jetzt kommen wir rein.

Kevin zuckte mit den Schultern.
»Nur zu.«

Jared nahm den
Vorschlaghammer entgegen und
drehte ihn mühelos in den Händen
wie ein Baseballspieler, der vor
dem entscheidenden Schlag
trainiert. Kevin hatte den
Vorschlaghammer gefunden,
deshalb hatten sie ihm anfangs
natürlich den Vortritt gelassen,

unabhängig davon, wie
unübersehbar nutzlos seine
Bemühungen womöglich blieben.
Man konnte Kevin kaum als
Schwächling bezeichnen, aber zu
Jareds körperlicher Stärke fehlte
ihm doch einiges.

Die Muskeln in Jareds Armen
traten hervor, als er die Finger
beugte. Sein Gesicht verzog sich,
als er den Hammer herabsausen
ließ. Ein unheimlich lautes
Scheppern ertönte. Beim ersten
Treffer sackte der Bolzen ein Stück
nach unten, als die dicken
Schrauben, die ihn fixierten,
teilweise aus dem Holz gezogen

wurden. Jared hob den Vorschlaghammer erneut an und schlug zu. Der Bolzen löste sich vollends und fiel klappernd auf die Veranda.

Kevin grinste verlegen. »Ich ... äh ... hab ihn für dich gelockert.«

Jareds Bauch bebte, als Gelächter aus ihm hervorplatzte. »Ja, Mann. Klar hast du das. So was nennt man echtes Teamwork.«

Derek schnaubte.

So was nennt man echten Quatsch.

Jared lehnte den Griff des Vorschlaghammers an eine seiner breiten Schultern und fuhr mit den

Fingern der rechten Hand den Rand der dicken, über die Eingangstür genagelten Spanplattenschicht entlang. »Den Bolzen wegzuschlagen, war der einfache Teil. Was wir jetzt brauchen, ist ein Brecheisen. Und Taschenlampen.«

Kevin riss eine weitere Bierdose auf. »Wozu brauchst du ein beschissenes Brecheisen? Warum schlägst du uns nicht einfach den Weg frei?«

»Ich schätze, das könnte ich tun.«

»Na, was jammerst du dann?«

Jared sah Derek an und deutete mit dem Kinn auf den Karton mit Budweiser. »Gibst du mir mal 'n

Bier?«

Derek holte eine Dose aus dem Karton und warf sie Jared zu, der sie mit einer Hand aus der Luft fing und aufriss. »Die Spanplatten zu zerschlagen, wär 'ne Menge Arbeit. Und 'ne ziemliche Sauerei. Splitter würden überall rumfliegen. Mit einem Brecheisen wär's einfacher und sauberer. Damit könnten wir die Platten einfach runterhebeln und dann könnt' ich das Schloss aus der Tür schlagen.«

Kevin nickte. »Okay, ja. Seh ich ein. Aber ... wozu Taschenlampen?«

»Da drin wird's echt finster sein, Mann. So richtig finster. Ich red hier

von einem pechschwarzen Loch. Und du kannst mich ruhig einen Schisser nennen, wenn du willst ...«

»Schisser.«

Jared zeigte Kevin mit der Hand, in der er die Bierdose hielt, den gestreckten Mittelfinger. »Denk doch mal nach. Jedes Fenster in dem Haus ist verrammelt. Und ich hab nicht vor, alle Spanplatten zu entfernen. Ich bin hergekommen, um Spaß zu haben, nicht, um zu schuften wie ein Bekloppter. Ich will wissen, wohin ich trete, wenn wir in der Scheißbude drin sind.«

Derek schaute zu Kevin. »Da hat er nicht unrecht.« Er schwang sich

über das Verandageländer und sprang auf die Dielen. »Ich kann alles, was wir brauchen, aus dem Arbeitsschuppen meines Vaters besorgen. Und zu mir nach Hause ist es nicht so weit. Trinkt nur nicht das ganze Bier aus, während ich weg bin, ihr Penner.«

Kevin kicherte. »Das fasse ich mal als Herausforderung auf. Ich trinke alles allein aus.«

Jared schüttelte den Kopf. »Einen Scheißdreck wirst du tun.« Er sah Derek an. »Beeil dich.«

Derek wandte sich von den beiden ab und ging über die Lichtung in den Wald, wo ihn die Dunkelheit

verschluckte. Die Angst, die ihn umfing, überraschte ihn. Er kannte den Weg durch den Wald besser als jeder andere, konnte ihn bei Nacht fast genauso leicht wie tagsüber finden. Warum also fühlte es sich in dieser Nacht so an, als zerze die Finsternis an ihm – fast so, als sei sie ein lebendiges Wesen und versuche, ihn in eine klebrige Umarmung zu ziehen?

Scheiße.

Er wusste, dass es verrückt und irrational war, trotzdem konnte er das Gefühl nicht abschütteln.

Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte.

12

Die Türglocke bimmelte.

Clayton Campbell saß auf dem Sofa und sah sich Doctor Who auf BBC America an. Stöhnend beugte er sich vor, um sein Bier auf dem Couchtisch abzustellen, den verschiedenste Zeitschriften und unsortierte Post übersäten. Er schob einen Stapel ungeöffneter Umschläge beiseite und stellte die Flasche auf dem fleckigen Holz ab. Untersetzer benutzte er nicht, weshalb sich unzählige, einander überlappende Ringe in der Oberfläche verewigt hatten. Es

spielte keine Rolle. Die Leute, die ihm Gesellschaft leisteten, waren weder allzu wählerisch noch verurteilten sie ihn deswegen. Meistens handelte es sich um Jugendliche, die ihn wegen des einen oder anderen Gefallens aufsuchten.

Fast immer kamen sie nachts.

Sie schienen allergisch gegen Sonnenlicht zu sein. Hätte Clayton es nicht besser gewusst, er hätte sie vielleicht für Vampire gehalten. Aber sie waren keine Vampire. Natürlich nicht. So etwas gab es nicht. Und dasselbe galt für alle sonstigen angeblich übernatürlichen

Phänomene. Nur ein Haufen ausgemachter Blödsinn, ungeachtet der Verrücktheiten, die sein durchgeknallter Vater ihm als Kind immer erzählte.

Trotz seiner Skepsis gegenüber allem Übernatürlichen liebte Clayton Horrorfilme. Gelegentlich fanden sich die sogenannten »Finsteren« – eine Bezeichnung, die ihn immer wieder zum Kichern brachte – zu einem nächtlichen Filmmarathon mit Klassikern des Splattergenres bei ihm ein. Am besten gefielen ihnen die billigsten und seichtesten Blutorgien seiner umfassenden Filmsammlung,

d a r u n t e r Frankenhooker,
Verschraubt und genagelt, Blood
Feast, Blood Diner, Driller Killer,
Der Bohrmaschinenkiller, Die
Hündin von Liebeslager 7 und Ein
Zombie hing am Glockenseil.
Allesamt viele Jahre vor der Geburt
seiner jungen Gäste entstanden.

Manchmal fürchtete er, einige der
Eltern könnten eine aufgebrachte
Meute zusammentrommeln und
Jagd auf ihn machen, fest
entschlossen, seinem schädlichen
Einfluss ein Ende zu bereiten. Aber
die Kinder blieben die ganze Nacht
auf Achse und schliefen, wenn sie
von der Schule nach Hause kamen.

Ihre bescheuerten Eltern spielten in ihrem Leben offensichtlich keine besondere Rolle.

Die Türglocke meldete sich erneut.

Trotzdem konnte es nicht schaden, vorsichtig zu sein. Grunzend raffte sich Clayton auf und zuckte beim Knacken seiner Kniegelenke zusammen. Er verließ das Wohnzimmer und ging in die Diele. In der Ecke neben der Tür lehnte ein Baseballschläger. Das dicke Ende war schwer und robust. Ein ordentlicher Treffer mit dem Teil würde jeden Eindringling ins Reich der Träume befördern. Gut,

gegen jemanden mit einer Kanone konnte er damit nicht viel ausrichten, aber Clayton hasste Schusswaffen. Sein Vater hatte Selbstmord begangen, indem er sich das Hirn mit einer Smith & Wesson .38 aus dem Schädel pustete.

Eine Pistole im Haus hätte er als ständige und unerträglich schmerzvolle Erinnerung an diese Tragödie empfunden, die jetzt ein Jahrzehnt zurücklag. Aber das war nicht alles. Eine Schusswaffe im Haus käme auch einer gefährlichen Verlockung gleich. Clayton trank ganz gerne etwas. Und er kiffte

gern. Beides tat er oft allein. Manchmal wurde er dabei melancholisch, verfiel in Selbstmitleid und bedauerte, wie sich sein Leben entwickelt hatte. Nur allzu leicht konnte er sich vorstellen, denselben Ausweg zu wählen, für den sich einst sein Vater entschieden hatte.

Er packte den Schläger am Griff und schob ein Auge an den Türspion.

Gleich darauf stellte er den Schläger zurück und öffnete die Tür.
»Hi, Fiona.«

Das Mädchen, das auf der Veranda stand, lächelte ihn an.

Draußen herrschte frostige Kälte. Fiona zitterte ein wenig. Die Hände hatte sie tief in den Taschen ihrer schwarzen Kapuzenjacke vergraben. »Hi, Clay. Darf ich reinkommen?«

»Klar.«

Er trat beiseite und hielt ihr die Tür auf. Das schlanke Mädchen schob sich durch die Öffnung und blieb schauernd in seiner Diele stehen. Clayton lauschte dem Klappern ihrer Zähne. Sie wippte auf den Zehen auf und ab und nickte mit dem Kopf. Fiona besaß ein hübsches Gesicht. Wirklich süß, mit großen Augen und hohen

Wangenknochen. Der dunkle Eyeliner, den sie aufgetragen hatte, brachte ihre Augen besonders unwiderstehlich zur Geltung. Lange, schwarz gefärbte Haare umrahmten ihre blassen, zierlichen Züge. Den einzigen Makel bildete leichte Akne am Kinn. Und sie war fast zu mager, hatte keine richtige Figur.

Erneut lächelte sie. »Du siehst wie der Dude aus.«

Clayton runzelte die Stirn.

Dann ging ihm ein Licht auf.

Ach ja. The Big Lebowski.

Sein langes zottiges Haar und der abgewetzte Bademantel, den er über dem Pyjama trug, legten den

Vergleich nahe. »Ich schwöre, das ist keine Absicht. Ich hab nur ... äh ...«

Sie lachte. »Ja, schon klar. Hast du Gras?«

Ah.

Der Grund für ihren Besuch. In der Regel ging es entweder um Stoff oder um Alkohol. Es störte ihn nicht, die Kids mit dem zu versorgen, was sie brauchten. Er wusste, wie es ihnen ging. In ihrem Alter hatte er es genauso gehalten. Man musste sich einfach bekiffen oder besaufen und dafür brauchte man eine zuverlässige Quelle. Die Kids zeigten sich lobenswert wählerisch

bei der Entscheidung, wo sie sich ihr Zeug besorgten. Schon mehrere von ihnen hatten sich wegen einer Dummheit, die sie unter Alkohol- oder Drogeneinfluss begangen hatten, Schwierigkeiten eingehandelt. Clayton klopfte auf Holz – weder die Bullen noch erboste Eltern hatten ihm bisher einen Besuch abgestattet. Er vertraute den Kids und konnte sich nicht vorstellen, dass sie ihn je verpfeifen. Es mochte naiv sein, aber er glaubte fest daran.

»Gut möglich, dass ich dir helfen kann.«

»Cool, Mann. Dafür wär ich dir

echt dankbar.«

»Wie viel willst du?«

»Ich hatte an vier Gramm gedacht?« Beim letzten Wort hob sie die Stimme, wodurch sie eine Äußerung in eine Frage verwandelte. »Aber ich hab nur zehn Dollar dabei. Schreibst du mir den Rest an?«

Clayton kratzte sich am bartstoppeligen Kinn. »Schuldest du mir nicht noch was für das letzte Tütchen?«

Ihre Züge knautschten sich zusammen und sie wippte auf den Fußballen. »Komm schon, Mann, du kriegst das Geld. Das weißt du.« Sie

lachte. »Scheiße, wenn du willst, blas ich dir auch einen.«

»Äh ... das wird nicht nötig sein. Ich stunde es dir einfach noch mal.«

Fiona kam näher und schmiegte sich an ihn. Mit kokettem, verspieltem Gesichtsausdruck schaute sie zu ihm auf. »Du magst mich doch, oder?«

Er lächelte. »Klar mag ich dich. Es ist nur so ... äh ...« Clayton hatte Mühe, sich zu konzentrieren. Ihr zierlicher Körper fühlte sich gut an. Aber sie war so jung. Zu jung. Das konnte er nicht tun. Nicht mit ihr. Mit keinem der Mädchen, ganz gleich, wie qualvoll verlockend es

sein mochte. Er drückte die Hände sanft auf ihre schmalen Schultern und schob sie ein paar Schritte zurück. Sie runzelte die Stirn. Er deutete auf die Treppe hinter Fiona. »Ich verschwinde mal für ein paar Minuten nach oben. Fühl dich inzwischen wie zu Hause. Bin gleich wieder da.«

Ihre Züge hellten sich auf.
»Spitze! Kann ich ein Bier haben?«
»Bedien dich ruhig.«
»Cool.«

Damit verschwand sie durch den Türbogen in die Küche. Clayton starrte auf die leere Stelle, an der sie gestanden hatte, ehe er sich

abwandte und auf die Treppe zuhielt.

13

Anfangs fühlte es sich irgendwie unbehaglich an – in der Dunkelheit, auf dem unebenen Boden, wo der Untergrund an ihrer Haut kratzte, wenn sie sich bewegten. Auch die Logistik, gerade genug Kleidung abzulegen und ihre Körper in die richtige Position zu bringen, stellte eine echte Herausforderung dar, aber sie schafften es. Er hatte kein Kondom dabei. Das war ihr egal. Sollte er ihn doch einfach rechtzeitig herausziehen. Er fragte sie, ob sie sicher war oder sie besser noch warten sollten. Nein,

sie war sicher.

Und so geschah es.

Und es war wundervoll.

Besser als jeder Fick vorher. Nur ... er war in seiner Ekstase dermaßen aufgegangen, dass er Anstalten machte, in ihr zu kommen, bevor ihm bewusst wurde, welches Risiko er einging. Er entschuldigte sich wieder und wieder. Weinte sogar ein wenig. Visionen einer ungewollten Schwangerschaft und eines unfreiwilligen, vorzeitigen Eintritts in die Welt der Erwachsenen bestürmten ihn wie Szenen aus einem Albtraum. In diesem Fall

musste er sie heiraten und sich hier einen Job suchen. Er sah sich an Ransom gekettet, gezwungen, seine Träume von Flucht und Erfolg an einem anderen Ort aufzugeben, um für seine neue Familie zu sorgen. Ein weiterer Einheimischer. Ein Niemand, der in einer Kleinstadt versauerte.

»Schon gut«, beruhigte sie ihn und umarmte ihn auf dem Boden in der Dunkelheit. »Wirklich. Du wirst schon sehen. Das Universum ist nicht dermaßen im Arsch, dass ich gleich beim ersten Mal von dir schwanger werde.«

Mark wusste nicht, was er darauf

erwidern sollte.

Das Universum war reichlich im Arsch. Man brauchte nur an einem x-beliebigen Tag CNN einzuschalten, um Beweise in Hülle und Fülle zu erhalten. Aber das sprach er nicht aus. Was passiert war, war passiert. Er konnte die Zeit nicht zurückdrehen. Stattdessen sagte er: »Ich liebe dich. Ich kann einfach nicht aufhören, an dich zu denken.«

Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte sie ihn für diese Bemerkung ausgelacht. Immerhin waren sie die Finsteren. Sie glaubten nicht an etwas so Albernes und

Vergängliches wie die Liebe.

Stattdessen küsste sie ihn und erklärte ihm, dass sie ihn auch liebte.

Sie blieben noch eine Weile in der Dunkelheit der Senke, nachdem sie den Akt vollzogen hatten, und lagen eng umschlungen da. Der Wind seufzte über sie hinweg. Irgendwelche Lebewesen, vermutlich Eichhörnchen, wuselten durch das Blätterwerk rings um sie. Allmählich überwand der Eindruck, dass beträchtliche Zeit vergangen sein musste, die Trägheit nach dem erfüllenden Sex.

»Wir sollten besser von hier

verschwinden.«

»Ja.«

Mark stemmte sich hoch und rutschte aus dem Weg, als sie den Rock nach unten schob und begann, den Boden rings um sich abzutasten. Er zog die Hose hoch und knöpfte sie zu. »Wonach suchst du?«

»Nach meinem verdammten Slip. Ich kann ihn nicht finden.«

Mark sank auf Hände und Knie, um ihr einige Minuten lang beim Suchen zu helfen, aber das zarte Kleidungsstück erwies sich in der Dunkelheit inmitten des Gestrüpps als unauffindbar.

Natasha gab einen frustrierten Laut von sich. »Scheiß drauf. Der ist weg.«

Sie hielten sich an den Händen und kletterten vorsichtig aus der Senke, bahnten sich mit geduckten Köpfen den Weg durch das wuchernde Unkraut. Nach kurzer Zeit gelangten sie aus dem Loch und standen auf dem schmalen Trampelpfad, der als Pufferzone zwischen dem Feld und der an das Smith-Grundstück angrenzenden Steinbarriere diente. Natasha zupfte an Haaren und Kleidung, um Laub, Gras und Zweige zu entfernen. Mark tat es ihr gleich.

Sie zog einen kleinen Dorn aus einem Riss in ihren Leggings. »Nächstes Mal ficken wir aber bitte in einem Bett oder auf dem Rücksitz von deinem Auto. Irgendwo anders als in einem riesigen Loch mitten in der Erde.«

»Hey, es war deine Idee.«

Sie lächelte. »Ja. Und ich bin froh, dass wir's getan haben. So haben wir wenigstens diesen ganzen Quatsch vom ersten Mal auf interessante Weise aus dem Weg geräumt.«

»Worauf hast du jetzt Lust?«

Sie kaute auf der Unterlippe und überlegte eine Weile, dann zuckte

sie mit den Achseln. »Keine Ahnung. Mal nachsehen, was Campbell so treibt? Bisschen kiffen, irgend 'nen dämlichen Film anschauen.«

»Ich dachte, du wolltest zu diesem unheimlichen alten Haus.«

Natasha trat gegen einen Stein und ließ ihn den Pfad entlangschlittern. »Ja. Ich schätze, das könnten wir immer noch tun.«

»Stimmt etwas nicht?«

»Hast du das ernst gemeint?«

Mark runzelte die Stirn. »Was meinst du?«

»Du weißt schon ... die Sache mit der Liebe.« Sie hob den Kopf und

fixierte seine Augen. »Oder wolltest du mich da nur verscheißern?«

»Nein.«

Sie lächelte. »Du hörst dich so verdammt ernst an.«

»Ich ...« Er wandte den Blick von ihr ab und starrte auf die menschenleere Austin Avenue. »Du bist mir echt sauwichtig. Darüber würde ich keine Witze reißen. Ich liebe dich. Vielleicht heißt das, ich bin dumm.«

»Heißt es nicht. Oder ... na ja ...« Sie lächelte. »Dass du dich ausgerechnet in mich verliebt hast, ist schon irgendwie dumm. Ich bin ziemlich durcheinander.«

Er sah sie an. »Tja, das bin ich auch. Dann passen wir ja perfekt zusammen.«

Eine Weile starrten sie sich schweigend an. Die Innigkeit der Verbindung zwischen ihnen schien mit jedem verstreichenden Moment stärker zu werden. Der Bann blieb ungebrochen bestehen, bis Mark etwas im Augenwinkel wahrnahm. Jäh drehte er den Kopf zurück Richtung Austin Avenue. Eine zierliche Gestalt bewegte sich am Straßenrand entlang und achtete darauf, den hellen Kegel der Laternen zu meiden.

Jemand von uns.

Natasha bemerkte es auch.

»Ich glaube, das ist Fiona. Lass uns nachsehen, was sie vorhat.«

»Okay.«

Mark folgte ihr den Weg zur Straße, doch sie hielten inne, als die Freundin sie erblickte und zögerte. Aber dann erkannte sie, wer auf sie zukam, näherte sich ihnen durch den Garten der Smiths und kletterte auf einen der riesigen Steinbrocken. Dort oben schien das zierliche Mädchen über ihnen aufzuragen. »Ihr seht ziemlich dreckig aus. Habt ihr's etwa auf dem Feld getrieben?«

»Ja. Wir haben da unten in dem

beschissenen Loch gefickt.«

Typisch Natasha, direkt wie immer.

Fiona lachte. »Cool. Ich komm gerade von Campbell.«

»Sonst noch jemand da?«

»Nur Campbell. Hab mir Gras besorgt. Habt ihr was dabei?«

Mark zog die Flasche Southern Comfort hervor, die den Sturz in die Senke überraschenderweise unversehrt überstanden hatte. »Das da. Und ein bisschen Stoff.«

Fiona hüpfte von dem Steinbrocken und kam näher. »Krieg ich was ab?«

Mark überließ ihr die Flasche und

beobachtete stirnrunzelnd, wie sie mehrere große Schlucke trank. Herrgott, wieso standen alle Mädchen auf Southern Comfort? Die zwei würden ihm noch alles wegsaufen, bevor er einen anständigen Rausch auf die Reihe bekam.

Fiona kaute auf einem Fingernagel und ließ den Blick über das Feld wandern. »Wir sollten was unternehmen. Nur so rumzustehen, ist scheißlangweilig.«

Mark nahm ihr die Flasche ab und steckte sie weg. »Wir hatten vor, zu dem Haus rauszugehen.«

»Der Ruine?«

»Ja.«

Fiona nickte. »Okay. Glaubt ihr, Derek wird dort sein?«

Fiona stand auf Derek, aber er schien kein Interesse an ihr zu haben. Das sorgte manchmal für eine merkwürdige Spannung, wenn sie alle zusammen waren. Sie starrte ihn dann ständig an und konzentrierte sich fast ausschließlich auf das, was er sagte und machte, während er sie umgekehrt kaum zur Kenntnis nahm. Auch auf Campbell stand sie ein wenig – was genauso merkwürdig war.

Mark zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich schon.«

»Cool. Ich komm mit, wenn ihr nichts dagegen habt.«

Natasha lachte. »Warum sollten wir mit dir um die Häuser ziehen wollen, Schnalle?«

Fiona zeigte ihr den Stinkefinger. »Miststück. Mark, warum gibst du dich mit dem Flittchen ab?«

Mark öffnete den Mund, um zu antworten, aber Natasha kam ihm zuvor.

»Eben weil ich ein Flittchen bin. Im Gegensatz zu dir, du kleine Maulhure.«

»Lieber Maulhure als Fotze.«

»Lesbe.«

»Nutte.«

Nach einigen Runden
Beleidigungen blendete Mark ihren
Schlagabtausch aus. Beide
beherrschten es hervorragend, eine
scheinbar endlose Reihe hässlicher,
erniedrigender Wörter
herunterzurasseln, die so gut wie
jeder als ausgesprochen anstößig
empfand. Mark störte es in der
Regel nicht. Eher störte ihn da
schon, dass sich Natasha selbst als
Flittchen bezeichnete. Unwillkürlich
kam ihm die Situation in der Schule
an diesem Tag in den Sinn, die
beinahe in Gewalt ausgeartet wäre.

Allein der Gedanke daran ließ ihn so wütend werden, dass er zunächst gar nicht mitbekam, dass die Mädchen nicht länger verbal aufeinander einprügelten.

Natasha schlug ihm gegen die Schulter. »Hey.«

Mark schüttelte heftig den Kopf.
»Was?«

»Was ist los mit dir?«

»Hä? Was meinst du?«

Natasha legte die Stirn in Falten.
»Du hattest so einen irren Blick in den Augen. Als wolltest du jemand totschiagen.«

Fiona grinste und wippte auf den Absätzen nach hinten. »Ja, Mann.

Eine Sekunde lang hast du wie der verfickte Charlie Manson ausgesehen. Als könntest du jeden Moment durchdrehen und ein paar Schweine abstechen.«

»Nein. Ich ...«

»Denn ich muss dir sagen, Mann, damit könnte ich mich anfreunden.«

Natasha lachte. »Scheiße, ja.«

Mark schüttelte den Kopf. »Wag's bloß nicht, solchen Mist in der Schule zu verbreiten.«

Fiona verdrehte die Augen. »Genau. Ich bin ja so scharf drauf, von irgendeinem dämlichen, verfickten Bullen verhöhrt zu werden, der glaubt, ich will ein Massaker an

der Ransom High anrichten. Als ob ich jemandem davon erzähle, wenn ich so was abziehen will. Ich bin nicht blöd. Ich würde alles für mich behalten, eines Tages aufkreuzen, einfach losballern und alle völlig überraschen.«

Eine unerwartete Stille trat ein.

Fiona verdrehte erneut die Augen.
»Hey, jetzt hört aber auf. Ich hab doch bloß Spaß gemacht.«

Mark hustete. »Wie auch immer ...«

Natasha ergriff seine Hand und steuerte mit ihm auf die Straße zu.
»Von betretenem Schweigen werd ich immer sauer. Gehen wir und

sehen uns das Haus an.«

Zu dritt machten sie sich auf den Weg.

14

Inzwischen befand sich Derek am Spring Circle, etwa einen Block von seinem Haus entfernt. Als er dort eintraf, ging er hinten herum und erklimmte rasch den hohen Bretterzaun. Es fühlte sich eigenartig an, so deutlich vor seiner üblichen Zeit kurz vor Morgengrauen zurückzukommen. Es gefiel ihm nicht. Er schwang die Beine über die Oberkante des Zauns und ließ sich auf der anderen Seite zu Boden fallen. Laub knirschte unter seinen Füßen, als er geduckt landete. Schnell richtete er

sich auf und setzte sich in Richtung des Schuppens am hinteren Ende des Gartens in Bewegung.

Als er das Licht erblickte, das aus dem Zimmerfenster im ersten Stock fiel, hielt er inne.

Scheiße.

Einige Momente lang stand er vor Unentschlossenheit wie erstarrt da. Er zitterte, wodurch er sich wie ein Weichei fühlte. Aber er konnte nichts dagegen machen. Sie hatten ihn erwischt. Das war in all der Zeit, die er nachts um die Häuser zog, noch nie passiert. In diesem Augenblick, während er zitternd wie ein Hosenscheißer hier unten stand,

warteten seine Eltern oben in seinem Zimmer vor dem leeren Bett. Derek hatte zwei Möglichkeiten. Er konnte entweder reingehen und sofort sein Fett abbekommen oder seinen Hintern über den Zaun schwingen und wie vom Teufel gehetzt zurück zum alten Haus rennen.

Derek tendierte zu Letzterem. So konnte er eine weitere Nacht Spaß mit seinen Freunden haben, bevor seine Eltern das Fallbeil auf ihn herabsausen ließen. Er war stinksauer. Er stand kurz davor, das Einzige zu verlieren, das ihn am Durchdrehen hinderte, und er

begriff nicht, wie es passiert war. Es gab keinen guten Grund für seine Eltern, um diese Zeit nachts nach ihm zu schauen. Aber egal. Das spielte keine Rolle mehr. Es war passiert und auf die eine oder andere Weise musste er mit den Konsequenzen leben.

Ihm kam der Gedanke, dass es eine dritte Möglichkeit gab, eine Variation der zweiten.

Er löste den Blick vom hellen Rechteck im ersten Stock und ließ ihn stattdessen zum Schuppen wandern. Der wurde so gut wie nie abgesperrt. Er konnte hineingehen, die Ausrüstung holen, die er

brauchte, und dabei ein Minimum an Lärm verursachen. Das Risiko bestand allein darin, dass seine Eltern zum falschen Zeitpunkt zufällig aus dem Fenster schauten. Erwischt hatten sie ihn sowieso schon. Daran führte kein Weg mehr vorbei. Er dachte an das alte Haus mit den vernagelten Türen und Fenstern. Gut möglich, dass sich gar nichts im Inneren befand, aber vielleicht warteten dort auch echte Entdeckungen auf ihn. Jedenfalls empfand er die ganze Sache als Abenteuer, vermutlich das letzte, das ihm für längere Zeit vergönnt blieb.

Derek holte tief Luft und setzte sich in Richtung Schuppen in Bewegung.

Vorsichtig zog er die Tür auf, die nur geringfügig knarrte. Er ließ sie offen stehen, als er den Schuppen betrat. Das gefiel ihm zwar nicht, doch es war notwendig. Ohne das Mondlicht konnte er in der überfüllten Enge nichts erkennen.

Selbst mithilfe des Mondlichts gestaltete sich die Suche alles andere als einfach. Zwar baumelte eine Glühbirne von der Decke, aber ihr Licht erhöhte lediglich das Risiko, erwischt zu werden. Derek stieß sich das Knie am Bein einer

großen Werkbank und unterdrückte einen gequälten Aufschrei. Er ging um die Bank herum und inspizierte die Werkzeuge, die sich an einigen Haken an der Wand aufrehten. Das Brecheisen befand sich noch dort, wo er es zuletzt gesehen hatte. Er klemmte es sich unter den Arm, als er zur rechten Wand schlich, wo eine weitere Werkbank mit Schubladen stand. In einer davon lagen die schweren Maglite-Taschenlampen. Gott sei Dank, fast geschafft!

Plötzlich flackerte die Glühbirne.

Unwillkürlich stieß Derek ein Keuchen aus. Das Brecheisen

rutschte ihm unter dem Arm durch und landete mit einem Klirren auf dem Bretterboden. Mit galoppierendem Herzen wirbelte er herum, aber sein Schock, erwischt worden zu sein, wich rasch Erstaunen und Verwirrung. Seine Mutter stand im Eingang, nur mit einem äußerst dünnen und durchscheinenden Nachthemd bekleidet.

Lächelnd betrat sie den Schuppen und schloss die Tür hinter sich.

»Hallo, DeeDee.«

Derek runzelte die Stirn. »Ma? Was ...«

Suzie McGregor hatte sich einen

Gürtel um die rechte Hand geschlungen. Das Ende mit der Schnalle baumelte nach unten. Als Derek einige Schritte von seiner Mutter zurückwich, versuchte er, ein Wimmern zu unterdrücken. Es misslang ihm.

»Ma ... bitte. Ich ...«

Suzie lächelte nach wie vor.
»Schon gut, mein Schatz. Mami muss dich bestrafen. Aber nachdem ich dich ausgepeitscht habe, sorg ich dafür, dass es dir besser geht.«
Sie leckte sich über die Lippen und ließ erneut dieses Lächeln aufblitzen. »Versprochen.«

Derek gefiel nicht, wie seine

Mutter ihn anstarrte. Ganz und gar nicht. Es wirkte fast ... lüstern. Außerdem zeichneten sich ihre Brustwarzen steif unter dem Stoff des Nachthemds ab.

Derek wurde schlecht.

Oh großer Gott ...

»Ma ... was ist mit dir? Du ...«
Sein Magen krampfte sich zusammen. »Ich ... was hast du ...«

Suzie lachte. »Gar nichts ist mit mir. Du bist derjenige, der unartig gewesen ist. Und du weißt, was mit bösen Jungen passiert, DeeDee. Sie bekommen den Hintern versohlt. Jetzt komm her und nimm deine Strafe entgegen.«

Derek rührte sich nicht. Er fühlte sich wie gelähmt. Er wollte nur raus aus dem Schuppen und weg von seiner durchgeknallten Mutter. Aber er fühlte sich zu eingeschüchtert, um seine Füße zu zwingen, sich in Bewegung zu setzen.

Sie schlug mit dem Gürtel über die Kante der Werkbank. »KOMM HIER RÜBER!«

Etwas in Derek zwang ihn, zu gehorchen. Er hielt sich am Rand der Werkbank fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, als er sich ihr näherte.

Suzie lächelte wieder. »Na also. War das denn so schwer? Jetzt lass

die Hose runter und beug dich vor.«

»Was?«

»Du hast mich schon gehört. Tu, was ich dir sage, oder ich mach es schlimmer. Und du weißt, dass ich das kann.«

Das wusste Derek tatsächlich.

Doch er wusste auch, dass er das nicht zulassen durfte. Wenn er zuließe, dass seine Angst jetzt seine Handlungen bestimmte, passierten sehr üble Dinge. Dinge, die auf ewig Narben hinterließen. Statt nach der Schnalle seiner Jeans zu greifen, bewegte er sich deshalb von ihr weg und hob das Brecheisen auf. Er richtete sich auf und stellte

fest, dass sich die Miene seiner Mutter beträchtlich verfinstert hatte.

»Du kleiner Scheißer. Leg das weg und komm wieder her.«

»Nein.«

Derek richtete seine Aufmerksamkeit auf die Werkbank. Er zog eine Schublade auf und fand die Taschenlampen. Es waren zwei. Er holte beide heraus, klemmte sie sich unter einen Arm und wandte sich erneut an seine Mutter. »Ich ziehe jetzt wieder los. Wenn du probierst, mich mit dem Ding zu schlagen ...« Er nickte in Richtung des Gürtels. »... dann schlage ich

zurück.« Derek hob das Brecheisen.
»Damit.«

Suzie grinste höhnisch. »Das wagst du nicht.«

Derek lächelte. »Mag sein. Mag nicht sein. Aber das werden wir ja rausfinden.«

Er setzte sich in Bewegung, ging auf sie zu.

Der Schatten der Angst, der in diesem Augenblick über ihr Gesicht fiel, fühlte sich befriedigend an. Er verlieh ihm das letzte bisschen Kraft, das er brauchte, um es darauf anzulegen. Mittlerweile zitterte er nicht einmal mehr. Es war erstaunlich. In der Schule kannte er

keine Angst. Dort ging er nie einem Kampf aus dem Weg. Zu Hause hingegen verhielt es sich völlig anders. Hier verfiel er jedes Mal zurück in das Verhalten eines verängstigten kleinen Kindes. Bis zu diesem Moment. Das Fehlen jeglicher Angst verlieh ihm ein Hochgefühl. Als er sich an seiner Mutter vorbeischoob, wusste er, dass sie nicht mit dem Gürtel zuschlagen würde. Diesmal nicht. Nie wieder.

»Bleib.«

Ihre Stimme klang jetzt leiser, das Wort mehr Bitte als Befehl.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Mir ist egal, was nach heute Nacht

passiert. Du wirst mir nicht länger wehtun.«

Ihre Gesichtszüge fielen in sich zusammen. »DeeDee, bitte ...«

Er streckte die Hand nach der Tür aus. »Nein.«

»Bleib und du darfst mit mir ficken. Würde dir das nicht gefallen?«

»Du bist echt schwer gestört, Ma. Das weißt du, oder?«

Damit öffnete er die Tür und ging hinaus in die Nacht.

15

Der schmale Pfad, der einst als Zufahrt zu dem verlassenen Haus gedient hatte, war mittlerweile dermaßen überwuchert, dass er aus vorbeifahrenden Fahrzeugen kaum bemerkt werden konnte. Die kleine Lücke zwischen den Bäumen ließ sich nur allzu leicht übersehen, wurde von den meisten Menschen gar nicht wahrgenommen. Selbst wenn man wusste, wonach man Ausschau halten musste, bestand die Gefahr, einfach vorbeizufahren. In der Dunkelheit gestaltete es sich natürlich noch kniffliger, den Pfad

zu finden und ihm zu folgen. Sogar wenn man ihn entdeckte und anfangs in die richtige Richtung lief, konnte man noch davon abkommen und tiefer im Wald, statt näher beim Haus landen.

Genau das war Mark passiert, als er sich das letzte Mal nachts hier herumgetrieben hatte, damals allerdings allein. Ohne Begleitung verirrte man sich noch leichter im Wald. Diesmal hingegen hatte er Natasha und Fiona dabei und sie kamen relativ schnell voran. Jared und Kevin hockten auf der Veranda. Als die drei Neuankömmlinge die Lichtung betraten, standen die

beiden Jungs auf, um sie zu begrüßen.

Jared nickte Mark zu. »Hey.«

»Hey.«

»Willst du ein Bier?«

»Stehst du auf Muschis?«

Jared kniff die Augen zusammen.

»Willst du damit andeuten, das war eine dumme Frage?«

»Ja.«

»Pisser.«

Grinsend holte sich Mark ein Bier aus dem Budweiser-Karton und reichte zwei der Dosen an Fiona und Natasha weiter. Sie rissen die Verschlüsse auf, standen zu fünft herum, tranken und redeten

darüber, in das Haus einzusteigen, bis sie das Knirschen von Stiefeln auf Laub hörten. Sie drehten sich in Richtung des Geräuschs und erblickten Derek McGregor, als er gerade die Lichtung betrat. Er hatte Taschenlampen und noch etwas anderes dabei. Mark brauchte einen Moment, um zu erkennen, dass es sich bei dem schweren Metallgegenstand um ein Brecheisen handelte.

Derek grinste, als er sich näherte. »Hey, Kevin. Du hast doch nicht etwa das ganze Bier ausgesoffen, oder?«

Kevin grinste zurück. »Ein, zwei

Dosen hab ich dir aufgehoben.«

Jared reckte das Kinn in Dereks Richtung. »Gib mir das verfluchte Brecheisen.«

Derek reichte Jared das Werkzeug. Der machte sich damit sofort an der mit Brettern vernagelten Tür zu schaffen, indem er das gezinkte Ende in den schmalen Spalt zwischen Brett und Türrahmen zwängte. Die anderen standen da und schlürften Bier, während sich Jared der Aufgabe mit einer Entschlossenheit widmete, die zeitweise an Raserei grenzte. Gelegentlich hielt er inne, um das gezinkte Ende an einer anderen

Stelle anzusetzen und das Werkzeug kraftvoll hin- und herzuhebeln. Die wilde Verbissenheit seiner Züge verriet, wie sehr er sich dabei ins Zeug legte.

Widerwillig löste sich das Brett auf einer Seite allmählich vom Türrahmen. Die Nägel, die verwendet worden waren, erwiesen sich als dick und ausgesprochen lang. Das Holz knarrte und splitterte an manchen Stellen, als sich das Brett lockerte. Jared grunzte bei jeder Bewegung des Brecheisens lauter. Schweiß glänzte in seinem Gesicht und lief ihm die

Stirn hinab in die Augen. Er blinzelte die Tropfen weg, machte weiter und widmete die Aufmerksamkeit schon bald der anderen Seite der Tür.

Irgendwann legte er eine kurze Pause ein, um sein Flanellhemd auszuziehen. Darunter kam ein schwarzes Cannibal-Corpse-T-Shirt zum Vorschein. Abgesehen davon wurde er nicht langsamer, als er sich der Vollendung seiner Aufgabe näherte. Derek schnappte sich eine der Taschenlampen und richtete den grellen Strahl auf die Tür. Jareds verschwitztes, gerötetes Gesicht zeichnete sich mit hartem

Kontrast gegen die Helligkeit ab. Schließlich ließ er das Brecheisen fallen. Klirrend landete es auf der Veranda. Behutsam schob er die breiten Hände in die Abstände zwischen den Nägeln und begann, das Brett vom Rahmen wegzuhebeln.

Er schaute zu den anderen.
»Tretet besser zurück!«

Mark und der Rest der Gruppe wichen an das entgegengesetzte Ende der Veranda. Sie beobachteten, wie sich das Brett von der Tür löste. Jared ließ los und das obere Ende schlug mit einem dumpfen Knall auf das

Verandageländer. Er bückte sich, um das untere Ende zu packen, und verzog schmerzerfüllt das Gesicht, als sich die Spitze eines Nagels in seinen Daumen bohrte.

»Verdammt!« Er schüttelte die Hand, dann nuckelte er an dem Blutstropfen. »Ich hoffe, ich krieg keinen scheiß Wundstarrkrampf.«

Mark nippte an seinem Bier.
»Tetanus.«

»Was auch immer.«

Jared zog erneut am unteren Ende des Balkens, diesmal deutlich vorsichtiger, hob es an und wuchtete es über das Geländer, sodass es mit den Nägeln voraus

auf dem Boden landete. Nach einer kurzen Pause, um zu Atem zu gelangen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, streckte er die Hand nach etwas aus, das in der dunkelsten Ecke der Veranda lehnte. Er hievte es hoch.

Ein Vorschlaghammer.

Mark sparte sich die Frage, woher er stammte, weil er wusste, dass ihn einer aus der Clique irgendwo gestohlen hatte – Beute aus ihren gelegentlichen Einbrüchen in fremde Schuppen. Jared setzte ein Ende des Vorschlaghammers am Türknauf an, holte tief Luft und hob das Werkzeug hoch über den Kopf.

Mark ergriff Natashas Hand, als Jared den Hammer hinabsausen ließ. Seine Erregung wuchs. Sie würden heute Nacht tatsächlich in dieses Haus gelangen. Der Knauf kapitulierte schon nach dem ersten Schlag. Die Tür schwang ein Stück auf.

Alle kamen näher, als Jared sie vollständig auftrat. Mark spähte hinein und rümpfte die Nase, als abgestandene Luft nach draußen wehte. Sie stank zwar nicht richtig, doch er nahm einen Hauch von Fäulnis und Moder wahr. Undeutlich konnte er die Umrisse einiger Möbelstücke ausmachen, was er als

merkwürdig empfand. Er war davon ausgegangen, dass der ehemalige Besitzer das Haus in ausgeräumtem Zustand hinterlassen hatte, bevor es versiegelt wurde. Womöglich entdeckten sie hier einige ziemlich interessante Sachen.

Jared schaute zu Derek. »Ich nehme mir eine der Taschenlampen.«

Es war keine Frage. Und angesichts der Arbeit, die Jared investiert hatte, um ihnen den Zugang zu verschaffen, fand Mark, dass es ihm zustand. Derek schob sich an Mark vorbei und gab eine der Taschenlampen Jared, der sie

einschaltete und als Erster der Finsteren in das Haus stapfte. Die verbliebene Taschenlampe bot Derek Mark an – wie üblich trat er hinter ihn zurück, da er ihn als unausgesprochenen Anführer der Gruppe betrachtete. Für gewöhnlich gefiel Mark das nicht. Instinktiv wollte er das Angebot ausschlagen, aber er wusste, Natasha wollte, dass er die Lampe nahm, also ließ er sich nicht zweimal bitten.

Mit einem Lächeln schaute er zu ihr. Sie lächelte nicht. Irgendwie wirkte sie ... abwesend. Seine Mundwinkel sackten nach unten und er musste wieder an sein früheres

Missgeschick denken, als er versäumt hatte, sich aus ihr zurückzuziehen. Mark wusste, dass sie an dasselbe dachte, und er verspürte einen neuerlichen Anflug von Beklommenheit, genau wie unmittelbar nach dem Vorfall.

Das kann warten, versicherte er sich. Was immer passiert, falls überhaupt etwas passiert, wir kommen damit schon klar.

Er drückte ihre Hand und sie betraten das Haus.

Mittlerweile spürte das Wesen sie in der Dunkelheit erheblich deutlicher. Sie schienen näher gekommen zu sein. Oh, so viel näher. Und es

waren mehrere. Es öffnete sein inneres Auge und ließ seine Sinne wandern, tastete sie ab ...

Sechs.

Sechs kleine Seelen, an denen es sich laben, die es verwüsten konnte.

Die Luft im beengten Raum vibrierte erneut in dämonischem Unterschallgelächter. Sie hielten sich im Haus auf, gingen über die knarrenden Holzdielen über seinem Gefängnis. Es spürte ihre Jugend und weidete sich daran. Junge Menschen waren am einfachsten zu benutzen und zu manipulieren. Ihre Seele wurde von einer

berauschenden Energie erfüllt, an der es den meisten Erwachsenen fehlte. Eine Energie, die das Wesen wieder erstarken ließ, es stärker als je zuvor machte, sobald es von ihr zehren konnte.

Obwohl es sich noch immer in Gefangenschaft befand, hielten sich seine Besucher inzwischen nah genug auf, um sie auf subtile Weise zu erreichen.

Erneut entsandte es seine geistigen Fühler in ihre Richtung, tastete sie ab und suchte nach dem Schwächsten unter ihnen.

Derek.

Oh Derek, ich werde dich schon so

bald übernehmen.

Noch konnte es Derek nicht zwingen, zu tun, was es wollte. Dafür war die Bannmagie zu stark. Sehr wohl jedoch gelang es dem Wesen, eine Saat in Dereks Geist zu hinterlassen. Eine Suggestion.

Das würde reichen.

Junge Menschen waren zu neugierig. Sie konnten der Verlockung nicht widerstehen. Außerdem neigten sie dazu, größere Risiken als Erwachsene einzugehen. Gelegentlich ließen sie sich zu Taten hinreißen, die sie später selbst als äußerst dumm empfanden. Etwa einen Einbruch in

abgeschotteten Privatbesitz. Natürlich konnten sie das wahre Ausmaß des Risikos nicht kennen, das sie eingingen. Ebenso wenig ahnten sie, dass sie im selben Moment, als sie die Tür öffneten, das erste der Bannsiegel brachen.

Die Luft im Keller vibrierte leicht, als der Dämon lachte und auf die unvermeidliche Ankunft seiner Befreier wartete.

16

Clayton richtete die Fernbedienung auf den hochauflösenden 50-Zoll-Bildschirm und blätterte durch den elektronischen Programmführer. Auf TBS liefen mehrere Folgen von Family Guy am Stück. Darauf würde er zurückkommen, falls er sonst nichts Interessantes fand. Es gab eine Menge Kanäle und somit eine Menge Möglichkeiten. Ja, jede Menge Möglichkeiten. Warum also blätterte er so schnell an vielen äußerst interessant aussehenden Sendungen vorbei, ohne auch nur einmal die Info-Taste zu drücken?

Tja, darauf gab es eine einfache Antwort.

Er hatte den Abschnitt mit den Pay-per-View-Pornofilmen erreicht. Langsam scrollte er durch die Auswahl. Am längsten blieb er bei Lesbische Schlampen im Sommerlager hängen. Das schien ihm genau das Richtige zu sein. Er bestellte den Film, lehnte sich auf der Couch zurück und machte es sich zum Wachsen gemütlich. Je eher er es hinter sich brachte, desto besser. Danach konnte er seine übliche Spätabend-Routine wieder aufnehmen und sich von willkürlichem Scheiß im Fernsehen

berieseln lassen, bis er einschlief. Er knotete den Gürtel seines Bademantels auf, zog ihn auseinander und schob eine Hand in seine Pyjamahose, um seinen bereits anschwellenden Schwanz zu packen. Die Action auf dem Bildschirm hatte kaum begonnen und er stand kurz davor, abzuspritzen. Was angesichts all der aufgestauten erotischen Energie, die seit Fiona Johnsons abruptem Abschied in ihm brodelte, kein Wunder darstellte.

Scheiße.

Clayton wollte nicht an sie denken. Er hätte ihre wiederholten

Offerten, Sex als Gegenleistung für Dope anzubieten, weiterhin ablehnen sollen. Jeder bei klarem Verstand hätte das getan. Aber ein seit Langem ungestilltes Verlangen nach physischer Intimität mit einem anderen warmen Körper hatte ihn schwach werden lassen.

Und Scheiße, hier saß er nun und spielte in Gedanken alles noch einmal durch.

Verdammt ...

Sie hatte sich im Anschluss an eine gemeinsame Runde Gras genau hier auf der Couch neben ihn gekuschelt. Er unternahm einen halbherzigen Alibiversuch, sie

wegzuschieben, doch sie kicherte nur, klammerte sich an ihm fest, schmiegte sich an seinen Körper und küsste seinen Hals. Eine ihrer zierlichen Hände fasste durch den Schlitz seiner Pyjamahose und tastete durch die Unterwäsche nach seinem Schritt.

Dann schlang sie ein dürres Bein über sein Knie und lachte leise. »Gefällt dir das?«

»Ja.«

Er erinnerte sich daran, angesichts dessen, was sich in ihrer Miene abzeichnete, eine Mischung aus Lust und Verzweiflung empfunden zu haben. Ihr so blasses und trotz

der Akne am Kinn auf qualvolle Weise hübsches Gesicht vermittelte einen erregenden Grad tatsächlichen Verlangens, der jedoch durch unübersehbare Verachtung gedämpft wurde. Ihre Augen verrieten es. Ebenso ein Lächeln, das sich allzu angestrengt bemühte, kein Grinsen zu sein.

»Möchtest du dein Ding in mich reinstecken?«, fragte sie, während sie über seinen Slip streichelte.
»Wäre das schön?«

»Oh Gott ...«

Sie kicherte. Und die nächsten Worte aus ihrem Mund bildeten die Nadel, die den Ballon zum Platzen

brachte. »Wann bist du zuletzt von jemandem gefickt worden, Clay?«

Er erwiderte nichts. Seine Erektion fiel schlagartig in sich zusammen.

»Clay? Stimmt was nicht?«

Vor zehn Jahren, dachte er. Es war vor zehn Jahren und du siehst sogar ein wenig wie sie aus, aber das brauchst du nicht zu wissen. Vor zehn Jahren hat sich mein Vater das Hirn weggepustet und alles für immer verändert, aber auch das brauchst du nicht zu wissen.

»Verschwinde.«

»Scheiße, was ist los mit dir?«

»Geh einfach. Bitte. Es tut mir leid, aber ... bitte, geh einfach.«

Einen Moment lang starrte sie ihn ungläubig an. Ihre Augen glänzten feucht, doch dann blinzelte sie die überschüssige Nässe weg, ergriff die Tüte Gras, die auf dem Couchtisch lag, und stand auf. »Dafür bezahl ich nicht.«

»Okay.«

»Ich mein's ernst. Ich finde, der kleine Kick, den du gerade hattest, ist Gegenleistung genug. Hab ich recht?«

»Okay.«

»Okay.« Ein schneidender, spöttischer Tonfall. »Leck mich, du fettes, altes Arschloch.«

Damit hatte sie ihm heftig gegen

das Schienbein getreten und war verschwunden.

Ihre ruppigen Worte hatten ihn tief getroffen. Er mochte Fiona. Er mochte sie alle. Allerdings wusste Clay, dass seine Beziehung zu den sogenannten Finsternen ein Verfallsdatum hatte, das sich rasch näherte. Sie wurden allmählich erwachsen. Der Schulabschluss lugte schon um die Ecke. Wahrscheinlich würde es eines Tages andere Kids geben, die an ihre Stelle traten, andere junge Unruhestifter, aber es stand zu befürchten, dass sie nicht halb so interessant waren wie diese

Gruppe. Er betrachtete sie als Freunde, doch in den seltenen nüchternen Augenblicken begriff er die Naivität, die in dieser Annahme lag. Bald traten sie in eine neue Phase ihres Lebens ein und er sah sie nie wieder.

»Was in Dreiteufelsnamen treibe ich hier eigentlich?«

Er wurde deprimiert und wenn er deprimiert war, ertrug er es nicht, sich Pornos anzusehen. Clay richtete die Fernbedienung auf den Bildschirm und schaltete auf Family Guy um.

Wieder klingelte es an der Tür.

Sein erster – und einziger –

Gedanke bestand darin, dass Fiona zurückgekommen war, um sich für ihre Gemeinheiten zu entschuldigen. Zwar hatte er sie weggeschickt, doch sein mentaler Schwenk hin zu Selbstmitleid weckte in ihm den Wunsch, sie wiederzusehen. Deshalb verzichtete er auf sein übliches Maß an Vorsicht. Der Baseballschläger blieb in seiner Ecke, als er die Tür ohne einen Blick durch den Spion aufzog.

»Hey ...«

Eine riesige Faust krachte gegen seinen Kiefer und ließ ihn zurücktaumeln. Er stolperte über seine Füße und fiel zu Boden. Eine

Stiefelspitze schnellte in seinen Magen und quetschte ihm die Luft aus der Lunge. Keuchend rollte er sich auf den Rücken und schaute durch einen Tränenschleier zu seinem Angreifer auf.

Der Mann, der über ihm aufragte, trug eine blaue Uniform und ein Abzeichen.

Bulle.

Clayton blieb gerade genug Zeit, um anzufangen, sich zu fürchten.

Dann begann die Abreibung erst so richtig.

Als er sich ausgetobt hatte, blieb der Cop über ihm stehen und blickte verächtlich auf die bibbernde,

eingerollte Gestalt herab.
»Betrachte das als Warnung,
Campbell. So springe ich mit
Perversen wie dir um. Ich hab
gehört, dass du wegen deines
Vaters lange ungeschoren
davongekommen bist. Aber dein
Vater ist tot und interessiert keinen
mehr. Die Tage, die du jenseits des
Gesetzes gelebt hast, sind vorbei.
Wenn du dem Mädchen noch einmal
Schwierigkeiten bereitest, gehört
dein Arsch mir. Haben wir uns
verstanden?«

Wieder der Stiefel in seinen
Magen. »HABEN WIR UNS
VERSTANDEN?«

»J-ja.«

Der Bulle ging.

Clayton harnte noch lange regungslos auf dem Boden aus, hielt sich den Bauch und zitterte vor Schmerzen. Schließlich rappelte er sich auf Hände und Knie auf und schleppte sich zurück ins Wohnzimmer. Dort griff er sich eine Flasche Rum vom Couchtisch und lehnte sich mit dem Rücken gegen das Sofa. Dicke Tränen liefen ihm über die Wangen, während sein Körper unter Schluchzern bebte.

Er trank den Großteil des Rums aus, bevor er das Bewusstsein verlor.

Hollis-Haus

6. Dezember 1984

Der obere Teil ihres Kopfs bestand nur noch aus einer breiigen Masse. Norman kauerte auf den Knien neben ihr. Seine Hände zitterten, als er in ihr ausdrucksloses Gesicht starrte. Die Reglosigkeit ihrer Züge bot einen entsetzlichen Anblick. Sein Magen krampfte sich zusammen, als Wellen der Reue über seinem Gewissen zusammenschwappten und den Selbsterhaltungstrieb in Bedrängnis

brachten. Er wusste, Letzterer würde am Ende die Oberhand behalten. Immerhin hatte er diese schreckliche Tat nur deshalb begangen. Er war von Natur aus kein Mörder. Eigentlich hatte er sie gar nicht umbringen, sondern der Schlampe nur ein wenig Vernunft einbläuen wollen. Sie durch Einschüchterung dazu bringen, das zusätzliche Material, mit dem sie ihn erpresste, herauszurücken. Aber dann musste sie sich ja unbedingt den Schädel aufschlagen, nachdem er nur einmal zaghaft zugelangt hatte.

Selbst schuld.

Sie war kein Engel gewesen. Das musste er sich unbedingt vor Augen halten. Sie hatte geplant, seine Frau zu töten. Seine liebe, süße Audrey. In gewisser Weise erhielt seine Tat damit sogar einen Anstrich von Rechtschaffenheit. Er handelte, um jemanden zu beschützen, den er liebte. Norman durfte sich nicht gestatten, dieses tote Ding, dessen Blut auf den Boden lief, als menschliches Wesen zu betrachten. Es hatte eine Bedrohung dargestellt, ein Krebsgeschwür, das man ausmerzen musste. Dann jedoch sah er ihre unbewegten Lippen,

erinnerte sich an ihre weiche Haut und daran, wie schön es sich angefühlt hatte, wenn sie seinen Körper mit neckischen kleinen Küssen übersäte. Sie hatte auch ihre guten Seiten besessen, daran bestand kein Zweifel. Ein weiterer Anflug von Reue ließ ihn das Gesicht verziehen.

Nein.

Ich habe das Richtige getan. Sie hat es sich selbst zuzuschreiben.

Er packte die Leiche an den Handgelenken und schleifte sie zum Fiat Spider. Nachdem er den Kofferraum mit Louellas Schlüsseln geöffnet hatte, hievte er ihren

Körper hoch und zwängte ihn durch die Heckklappe. Er bedeckte ihn mit einer Plane und schlug den Deckel zu, wodurch der grausige Anblick gnädigerweise aus seinem Sichtfeld verschwand. Vorerst würde er sie hier lassen und mit seinem eigenen Auto zurück in die Stadt fahren. Am besten machte er daheim einen kurzen Zwischenstopp, um die blutigen Kleider auszuziehen, bevor er erneut zu Louellas Haus fuhr, um alles verschwinden zu lassen, was die Ermittler nicht zu Gesicht bekommen sollten.

Nein. Das war keine gute Idee. Audrey würde zu Hause sein. Und

Clayton auch, der sich nicht gut fühlte und das Bett hütete. Der Junge fehlte oft im Unterricht. In der Regel konnte von Krankheit keine Rede sein. Es sei denn, man ließ es als Krankheit durchgehen, dass er allergisch auf die Schule reagierte.

Norman konnte nicht nach Hause. Noch nicht.

Es gab jemanden in der Stadt, auf dessen Hilfe er sich verlassen konnte. Allerdings durfte er diesmal nicht damit rechnen, dass weder Fragen noch Bedingungen gestellt wurden. Von beidem würde es reichlich geben. Aber der

Bürgermeister kümmerte sich bestimmt für ihn um diese Angelegenheit. Sie beide waren Saufkumpanen, Geschäftspartner und Freunde. Schon früher hatten sie einander Gefallen von fragwürdiger Legalität getan. Noch nie bei etwas so Schwerwiegendem wie diesmal, aber zweifellos heikel genug, dass sie beide für längere Zeit hinter Gittern landeten, sollten staatliche Ermittler je Wind davon bekommen.

Er ging davon aus, dass der Bürgermeister ihn wüst zurechtstutzte, ihm letzten Endes aber half.

Und damit endete dieser Albtraum.

Nachdem Norman die Entscheidung getroffen hatte, rannte er zu seinem Auto.

Er hörte erst zu zittern auf, als er das Haus des Bürgermeisters erreichte.

18

Lydia Bell ließ die Kehle ihres Ehemanns los und beobachtete befriedigt, wie er röchelte und hustete. Sie spürte, wie sich seine Brust unter ihr hob und senkte, als seine Lunge krampfhaft frischen Sauerstoff einsog. Seine Wangen hatten sich gerötet und glänzten vor Schweiß. Keuchend und wimmernd starrte er mit vor Angst geweiteten Augen zu ihr hoch. Sie liebte das Erstickungsspiel. Es verlieh ihr ein Gefühl von Macht und Kontrolle – das exakte Gegenteil dessen, was sie empfunden hatte,

als sie von seiner Untreue erfuhr.

»Lydia ... du ... musst ... damit aufhören ...«

»Warum?«

»Weil ...« Gierig sog er einen weiteren Atemzug ein. »Du bringst mich ... sonst um.«

Sie holte mit der Hand aus und schlug ihm ins Gesicht.

Mittlerweile weinte er, und das war gut. Das war sehr gut.

»Bitte ...«

»Du hast mich betrogen, Tom.«

»Ich weiß. Herrgott, ich weiß.«

Wieder wimmerte er. »Wie oft muss ich denn noch sagen, dass es mir leidtut?«

»Es wird dir nie leid genug tun.
Nie.«

Abermals schlug sie ihn.

»Lass uns die Scheidung einreichen.« Aus seinen Augen sprach pure Verzweiflung. »Ich werde nichts anfechten. Du kannst alles haben. Das Haus. Das Sorgerecht für Mark. So viel Geld, wie du willst. Nur lass uns dieses Elend beenden.«

Er kapierte es einfach nicht. Er konnte ihr niemals zurückgeben, was er ihr genommen hatte. Ihre Würde. Ihr Selbstwertgefühl als Frau. Sie war intelligent und begehrenswert. Alles, was sich ein

Mann nur wünschen konnte. Bis zu diesem Jahr hätte sie die Vorstellung, ihr Ehemann könnte fremdgehen, als absurd empfunden.

Doch genau das hatte Tom getan. Lydia schlang die Hände erneut um seine Kehle.

»Nein.« Er schluchzte. »Bitte ...«

Sie lächelte. »Wir lassen uns nicht scheiden. Niemals.«

Ihr Griff um seinen Hals verstärkte sich.

In Wirklichkeit handelte es sich nicht um ein Spiel.

Es war eine Übung.

Eines Tages würde sie den Druck weiter verstärken, bis dieser

Ehebrecher seinen letzten Atemzug ausstieß. Denn wieso sollte sie den Stress einer Scheidung über sich ergehen lassen, wenn sie ihn einfach für immer aus dem Verkehr ziehen konnte?

Nein. Er kapierte es wirklich nicht. Überhaupt nicht.

Der Raum drehte sich wieder. Sie hielt sich an der Kante des Waschbeckens im Badezimmer fest, um nicht umzukippen. Eine üble Vorstellung. Auf den harten Fliesen konnte sie sich den Schädel aufschlagen. Vor ihrem inneren Auge tauchte eine flüchtige Vision ihres blutenden, reglosen Körpers

auf dem Boden auf. Sie löste eine Hand vom Waschbecken und fasste sich an den Kopf, tastete nach einer Platzwunde, die nicht existierte.

Dämlich, dachte Suzie McGregor.

Das ist nicht passiert. Es war nur ein Hirngespinnst in meinem dämlichen Schädel. Eine Vision von etwas, das geschehen könnte. Aber ich werde es nicht zulassen. Nein, ich lasse nicht zu, dass du mir das antust. Du willst, dass es passiert, nicht wahr?

»Nicht wahr?«

Ihre Stimme erklang leise, aber fest und verriet, wie sie sich wirklich fühlte.

Es genügte nicht, dass die Kraft, die das Universum kontrollierte, sie boshaft auf die übliche heimtückische, hasserfüllte Weise manipulierte. Oh nein. Es genügte auch nicht, dass sie ihr das schreckliche Bild ihres aufgeplatzten Schädels in den Kopf einpflanzte. Das war die typische Art des Universums, um ihr mitzuteilen: Schau nur, Suzie, da bist du – tot. Findest du nicht, dass das richtig aussieht?

Wärest du nicht besser damit bedient, nicht länger zu leben?

Spöttisch grinste sie ihr Spiegelbild an und wusste, dass die

Kraft, die gegen sie arbeitete, sie beobachtete. »Wie subtil. Leck mich. LECK MICH! Scher dich zum Teufel! Du kannst dir deine albernsten, unterschwelligen Suggestionen in deinen fetten kosmischen Arsch schieben!«

Suzie streckte dem Spiegel den erhobenen Mittelfinger entgegen. »LECK MICH!«

Nein.

Dieser ... Unfug ... sie hatte nichts anderes erwartet. Es war Routine, die völlig verkorkste Normalität. Suzie schlug sich schon fast ihr ganzes Leben damit herum. Sie hatte sich daran gewöhnt. Was sie

in Wirklichkeit so nah an den völligen Zusammenbruch brachte, waren die psychologischen Nachwehen der Konfrontation mit ihrem Sohn. Es schmerzte sie, sich anzusehen und zu wissen, was für ein ärgerliches Maß an Schwäche in ihr lauerte. Sie wusste nicht, wie sie Derek je wieder unter die Augen treten sollte. Scheiße, sie wusste nicht einmal, wie sie sich je wieder im selben Raum wie er aufhalten konnte.

Du bist echt schwer gestört, Ma.

»Ich bin nicht gestört, Junge. Du bist das Problem.«

Sie schaute zu, wie sich ihre

Lippen bewegten, und überlegte, was ein beiläufiger Beobachter von dieser Szene halten mochte ...

... echt schwer gestört ...

»Ich bin überhaupt nicht gestört.«

Suzie nahm wahr, wie sich ihre Gesichtszüge verhärteten. Sie verspürte Zorn über die Tränen, die die Wangen hinunterkullerten.

»Du wirst es noch lernen, Kind. Ich erteile dir eine dauerhafte Lektion.«

Irgendwann würde er nach Hause kommen müssen. Immerhin befanden sich all seine Sachen hier. Und er war noch minderjährig. Es ließ sich nicht vermeiden, es sei

denn, er lief weg. Doch sie hielt ihn zu sehr für einen Schwächling, als dass er sich schon jetzt in der Welt durchschlagen konnte. Seine kleine Demonstration von Trotz in dieser Nacht hatte bloß eine Ausnahme von der Regel dargestellt und änderte nichts an dieser wesentlichen Tatsache. Keine Frage, er kam zurück. Und sie erwartete ihn bereits.

Ich werde meinen kleinen Jungen umbringen.

Die Vorstellung erfüllte sie weder mit Kummer noch mit Selbstekel, wie man es eigentlich erwartete, sondern mit einem herrlichen

Hochgefühl – einem Gefühl von Freiheit in Reichweite.

Ja, dachte sie. Der Tod ist die Antwort.

Mit ihrem Sohn wollte sie anfangen.

Als Nächstes knöpfte sie sich ihren Ehemann vor. Den dämlichen, nutzlosen Kurt.

Den Abschluss fand der Todesreigen dann mit ihrem Selbstmord.

Suzie begann zu lächeln. »Ja. Sterben, sterben, sterben, mein Schatz, wir werden alle verdammt noch mal sterben.«

Sie lachte.

Es klopfte an der Tür.

»Liebling?«, ertönte die gedämpfte Stimme ihres Ehemanns.
»Ist alles ... in Ordnung?«

Suzie hasste es, wenn der Depp eines ihrer kleinen Zwiegespräche mit dem Gegner störte. Er würde seine übliche Besorgnis zum Ausdruck bringen und vorschlagen, dass sie »jemanden aufsuchen« sollte. Oh, wie wütend sie das machte! Er hatte dabei immer denselben argwöhnischen Ausdruck in den Augen – einen Ausdruck, der sie stark daran erinnerte, wie sie vorhin ihr Sohn angeschaut hatte. Dieser Blick sollte natürlich

Anteilnahme vermitteln, doch das war eine Lüge. Du bist verrückt, dachten sie in Wirklichkeit. Du bist schlicht und ergreifend übergeschnappt ... und ich bin besser als du.

Sie ließ nicht zu, dass noch einmal jemand auf sie herabblickte. Schon gar nicht jemand aus ihrer eigenen Familie.

Was hatten sie für ein Recht, ihr nachzuspionieren? Und warum war dieses nutzlose Schwein von einem Mann überhaupt aufgestanden? Sie umfasste den Rand des Waschbeckens und zwang sich, ihrer Stimme einen ruhigen Klang

zu verleihen. »Alles bestens, Kurt. Geh zurück ins Bett. Vergiss nicht, du musst morgen früh raus.«

Sie hörte ihn seufzen.

Arschloch.

»Ich weiß, Liebes. Es ist nur ...«

Er verstummte und Suzie zog eine Augenbraue hoch, wartete darauf, dass er zu Ende sprach.

Es ist nur so, dass ich mir Sorgen um dich mache, Liebling. Ich finde, du solltest jemanden aufsuchen.

Aber Kurt McGregor brachte den Gedanken nie zu Ende.

Ein schweres Plumpsen von der anderen Seite der Tür ließ Suzie nach Luft ringen. Sie stieß sich vom

Waschbecken ab, wankte zur Tür und riss sie auf. Der massige Leib ihres Ehemanns lag ausgestreckt auf dem Boden. Einen Moment lang starrte Suzie in verständnisloser Verwirrung auf ihn hinab.

Dann lachte sie.

»Heilige Scheiße, Kurt, gerade denke ich daran, dich umzubringen, da nimmt mir doch deine beschissene Pumpe die Arbeit ab.«

Wahrscheinlich handelte es sich bloß um einen Zufall, trotzdem stieg in ihr ein Verdacht auf. Möglicherweise hatte sie ihn umgebracht, indem sie intensiv genug daran dachte. Wahrscheinlich

war sie durch die Jahrzehnte ihres mentalen Kampfs so stark geworden, dass sie ihre Gedanken auf tödliche Weise bündeln und auf einen anderen Menschen richten konnte.

Ja.

Das ergab Sinn.

In dem Moment, in dem sie beschlossen hatte, ihre Familie umzubringen, hatte sie sich den Kräften der Dunkelheit endgültig unterworfen. Der Gegner war nicht länger der Gegner. Er verkörperte einen Verschwörer. Sie hatte sich als würdig erwiesen und nun würde er sie unterstützen. Angefangen

damit, Kurt um die Ecke zu bringen.

Vielleicht würde sie Derek gar nicht sofort töten müssen.

Diese Entwicklung eröffnete einige interessante Perspektiven. Sie konnte die Rolle der tief betrübten Witwe mimen und Derek blieb keine andere Wahl, als in die des tröstenden Sohns zu schlüpfen. Diese Rolle erwartete die Gesellschaft von ihm und als Schwächling würde er sich wehrlos in sie fügen. Zwar hatte er in dieser Nacht eine gute Show hingelegt, aber Suzie kannte die Wahrheit. Er war ein Pseudorebell, ein Halbstarker aus der Vorstadt, der

sich hart und unangepasst gab. Der Tod seines Vaters brachte diese Fassade zum Einsturz. Derek erneut zu brechen, dürfte sich extrem einfach gestalten.

Suzie rechnete damit, dass sie in den kommenden Tagen eine Menge Menschen trösten wollten.

Eventuell sogar Tom Bell. So unrealistisch schien ihr das nicht zu sein. Sie wusste, dass er mit dieser Hexe Lydia nicht wirklich glücklich war, ganz gleich, was er in ihren vertraulichen SMS und E-Mails behauptete. Allein der Umstand, dass sie auf diese Weise nach wie vor in Verbindung blieben, bewies

das.

Gefühlte zehn weitere Minuten stand sie nur da und starrte auf Kurts reglose Gestalt. Als sie sicher wusste, dass eine Wiederbelebung nicht länger im Bereich des Möglichen lag, griff sie zum Telefon und wählte die Nummer des Notrufs.

Die Sprühdose gab ein leises Zischen von sich, als Kent den Knopf drückte und sie auf die Seite von Mark Bells altem Camaro richtete. Mit großen, geschwungenen Buchstaben schrieb er das Wort TUNTE.

»Bell flippt aus, wenn er sieht,

was du mit seinem Auto gemacht hast.«

Kent Hickerson blickte über die Schulter zu seinem Gefährten. »Genau das soll er ja.«

»Ich weiß nicht recht, Mann. Ich mag diese Arschlöcher auch nicht leiden, aber ich hab den Kerl schon in Aktion erlebt. Dem Burschen auf dem Parkplatz von McDonald's hat er einen verpasst, so was hab ich noch nie gesehen. Der andere ging zu Boden wie ein nasser Sack. Ein Zahn ist ihm aus dem Mund rausgeflogen.« Brett Hogan schüttelte den Kopf. »Ich mein ja nur.«

»Also hast du Angst vor diesem ... Scheiße, ich weiß nicht mal, wofür er sich eigentlich hält. Er ist eine schräge Mischung aus Grufti, Metal-Fan und altmodischem Rocker. Und echt ist davon gar nichts. Letztlich ist er eine Attrappe. Ein erbärmlicher Angeber.«

»Ein Angeber mit Fäusten aus Stahl.«

Kent seufzte. »Ich sag dir, du traust diesem Kerl viel zu viel zu. Die High School ist bald vorbei und Typen wie er vergessen ihre dämliche Möchtegerneinstellung ganz schnell, wenn sie anfangen müssen, sich mit der echten Welt

auseinanderzusetzen.«

»Wenn sie sich den Lebensunterhalt selbst verdienen müssen.«

»Genau. Auf dem modernen Arbeitsmarkt herrscht keine große Nachfrage nach Schlägertypen.«

»Na ja ... es gibt immer noch die UFC. Da könnte er als Kämpfer einsteigen.«

Kent kicherte. »Mag sein, aber realistisch betrachtet sind seine Möglichkeiten sehr begrenzt. Das dürfte er schon bald feststellen. In der Zwischenzeit gehört er mal ein wenig zurechtgestutzt.«

»Und dein großer Plan lautet,

›Tunte‹ auf sein Auto zu sprühen?«

Kent schüttelte die Dose und hinterließ die Skizze eines Penis.

»Das ist nur die Eröffnungssalve in einem Krieg, mein Freund. Morgen rede ich mit Moose ...«

Brett stöhnte. »Oh Mann ...«

»Ich weiß, ich weiß. Er ist ein Neandertaler.«

»Das ist eine Beleidigung für die Neandertaler.«

»Ist mir klar, okay? Aber Moose mag mich. Über jede Kleinigkeit, die ich sage, lacht er immer wie eine verdammte Hyäne. Der springende Punkt ist: Ich mag selbst keine Fäuste aus Stahl

besitzen ... aber ich kenne Leute, auf die das zutrifft.«

Kent trat einen Schritt zurück, um sein Werk zu begutachten. Bei Tageslicht würde die rote Sprühfarbe auf dem ausgebleichten schwarzen Lack des Autos unübersehbar sein. Die Vorstellung, dass Mark in der alten Schrottlaube mit TUNTE in großen, dicken Lettern auf der Fahrertür zur Schule fahren musste, erzeugte bei ihm ein breites Grinsen. Dann jedoch verblasste es, als ihm ein ärgerlicher Gedanke kam.

Wahrscheinlich schwänzt er einfach.

Scheiß drauf. Spielt keine Rolle.
Das ist bloß der Auftakt.

Jeder gerechte Kampf brauchte einen Anführer und Kent wusste, dass er als einziger Schüler der Ransom High dieser Aufgabe gewachsen war. Einen Beweis dafür lieferte die Verunstaltung von Mark Bells Auto. Ein guter General wusste, wann die Zeit reif dafür war, den Feind mit eigenen Waffen zu schlagen. Diese Aktion unterstrich seine Absichten eindrucksvoll. Kent hatte sich nachts rausgeschlichen, genau wie sie. Er hatte eine harmlose kriminelle Handlung begangen,

genau wie sie. Völlig untypisch für ihn. Es musste jeden schockieren, der ihn kannte.

Brett legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Lass uns abhauen, bevor sie zurückkommen.«

Kent schüttelte ihn ab. »Noch nicht. Wir haben noch mehr Arbeit zu erledigen.«

Brett stöhnte erneut. »Meinst du das ernst?«

»Todernt. Weißt du, wo Natasha Wagner wohnt?«

19

Das muffige Wohnzimmer erwies sich als vollständig möbliert. Mark richtete den Strahl der Taschenlampe auf ein langes Sofa und drang weiter in den Raum vor. Natasha blieb an seiner Seite und hielt sich leicht an seinem linken Arm fest. Der Hartholzboden knarrte, wenn sie sich bewegten, und gab bei jedem ihrer Schritte etwas nach. Nach der langjährigen Versiegelung des Hauses bestand durchaus die Möglichkeit, dass die Bretter unter ihren Füßen gefährlich morsch geworden waren. Termiten

konnten gehörigen Schaden angerichtet haben. Bislang jedoch hielt der Boden und Mark hatte nicht vor, der Buhmann zu sein, der vorschlug, die Expedition aus Sicherheitsgründen abzublasen. Alle anderen schienen kein Problem mit dem Risiko zu haben, also gedachte er, ebenfalls darauf zu pfeifen.

Mark schwenkte die Taschenlampe und erhellte mehr von der Möblierung des Raums. Zu beiden Seiten neben dem Sofa standen Beistelltische. Auf dem, der in ihrer Nähe stand, staubte eine Lampe vor sich hin. Natasha ließ seinen Arm los und fasste unter den

Lampenschirm, um den Schalter zu betätigen. Natürlich tat sich nichts.

Fiona zog eine Augenbraue hoch.
»Hast du wirklich erwartet, dass sie angeht?«

Natasha zuckte mit den Schultern.
»Nein. Aber es fiel mir spontan ein und ich musste es einfach versuchen.«

»Wie beim Mount Everest? Weil die Lampe da ist?«

»Ja.«

Mark wandte sich von den beiden ab und nahm einen dunklen Schemen gegenüber dem Sofa wahr. Er richtete den Lichtkegel darauf. Ein altmodischer Fernseher

mit aufgesteckter Zimmerantenne thronte auf einem schwenkbaren Ständer aus Holz. Eine Plakette auf dem Holz unmittelbar unterhalb des Bildschirms verriet den Markennamen – Admiral. Mark folgte Natashas Beispiel und drückte die Einschalttaste. Nichts geschah. Aber das Gerät war da. Deshalb hatte er es getan. Irgendwie fand er die alte Glotze cool. Abgesehen von einer Staubschicht schien sie sich in tadellosem Zustand zu befinden. Quasi ein Museumsstück. Mark spielte mit dem Gedanken, bei Tageslicht wiederzukommen und

das Teil mitzunehmen.

Natasha stupste ihn. »Was glaubst du, warum all das Zeug hier zurückgeblieben ist?«

»Keine Ahnung.« Er wandte sich vom Fernseher ab und richtete die Taschenlampe an die hintere Wand des Raums. Das Licht offenbarte einen großen Sekretär mit geschlossenem Rollo. »Ist schon komisch. All der Krempel muss ziemlich wertvoll gewesen sein, als das Haus aufgegeben wurde.«

Fiona lachte. »Scheiße, der ist immer noch wertvoll. Wir sollten irgendwann tagsüber noch mal reinschauen und uns überlegen,

was wir mitgehen lassen. Am besten schaffen wir diese ganze Scheiße zu einem Pfandleiher.«

Mark fand die Idee anfangs verlockend, aber irgendetwas daran kam ihm nicht richtig vor. Es fühlte sich gewissermaßen wie Grabräuberei an. Und da war noch etwas. Etwas Verrücktes. Er hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Von jemand anderem als seinen Freunden.

Eigentlich eher von etwas.

Schauernd versuchte er, den Anflug von Paranoia abzuschütteln. Was ihm alles andere als leichtfiel. Dieser Ort fühlte sich wie eine offen

stehende Gruft an. Wie ein Friedhof, ein Reich der Toten. Sie hatten hier nichts zu suchen. Schon gar nicht nachts. So irrational das Gefühl, beobachtet zu werden, auch sein mochte, es gefiel ihm ganz und gar nicht.

Er täuschte ein Gähnen vor. »Irgendwie ist es hier langweilig. Hat noch jemand die Nase voll von der Scheiße?«

Natasha grunzte. »Nein.«

Tja, damit wäre das wohl abgehakt.

Er wollte Natasha ebenso wenig zurücklassen, wie er sich die eigene Hand abhacken lassen wollte. Ihn

überraschte nicht, dass sie keine Lust verspürte, zu gehen. Vermutlich fesselte sie die zutiefst gruselige Atmosphäre des Ortes. Sie standen alle auf Horror und Heavy Metal, aber bei Natasha reichte das Interesse tiefer. Es war ihr Leben, ihre Leidenschaft. Irgendwie wollte sie eines Tages mit Horror ihr Geld verdienen. Die meisten hätten das als verschrobene Fantasie betrachtet, die schon bald von realistischeren Zielen abgelöst wurde. Mark glaubte allerdings nicht daran. Bei den meisten Menschen wäre das so, nicht aber bei Natasha. Jeder, der

ihr wirklich zuhörte, wenn sie über das Thema sprach, wusste es. Ihr musste eine Wanderung durch ein unheimliches altes Haus wie ein Ausflug nach Disneyland vorkommen.

Er betrachtete ihre blassen, scharf geschnittenen Gesichtszüge. So, wie die Schatten über ihr Gesicht spielten und das Licht der Taschenlampe darauf fiel, wirkte sie wie ein Vampir aus einem alten Schwarz-Weiß-Streifen. Ihre volle Unterlippe war in einem dunklen Rotton geschminkt. Mark verspürte den geradezu unbändigen Drang, daran herumzुकnabbern. Einmal

mehr bemerkte er, wie ihre Brüste das enge Emily-the-Strange-T-Shirt spannten. In seinem Schritt regte sich etwas.

»Irgendwie siehst du aus wie eine Vampir.«

»Oh nein. Mein Geheimnis ist gelüftet.« Ihr gespielter Entsetzen ließ deutlich erkennen, dass es ihr gefiel. »Was hat mich verraten? Meine Fangzähne?«

»Die und dein unstillbarer Durst nach Blut.«

Natashas Miene wirkte grüblerisch. »Ich glaube, ich weiß, was dir wirklich durch den Kopf geht.«

»Gott ... ich will dich so was von unbedingt.«

Sie lächelte weiter. »Ich weiß.«

Fiona kehrte von einer Inspektion des Sekretärs zurück. »Der Tisch ist abgeschlossen. Hey, hört auf, euch so anzuglotzen.«

Natasha heuchelte Unschuld. »Keine Ahnung, was du meinst.«

»Von wegen. Ich bin im Moment ziemlich gefrustet, ich könnte also richtig stinkig werden, wenn ihr zwei aneinander rumfummelt, während ich in der Nähe bin.«

»Tja, für dich gibt's auch Möglichkeiten.« Natasha verstummte kurz. Ausgelassenes

Geplapper aus einem der anderen Zimmer füllte die Stille. Sie lächelte. »Drei sogar.«

Fiona verdrehte die Augen. »Scheiße, niemals. Ich meine, sie sind ja alle recht cool, aber das wäre zu sehr, als würde ich meinen eigenen Bruder ficken. Das heißt, wenn ich einen hätte.«

Mark warf ein: »Ich dachte, du stehst auf Derek.«

»Tu ich, Mann, aber er steht nicht auf mich. Ich hab nicht vor, ihm am Hintern zu kleben wie eine läufige Hündin.«

Natasha kicherte. »Du klingst echt gefrustet.«

»Das kannst du aber laut sagen.«

Irgendwo aus der Dunkelheit ertönte eine laute Stimme und ließ sie alle zusammenzucken. »Hey, Markus! Komm mal her, Mann!«

Mark schwenkte die Taschenlampe grob in Richtung der Stimme, die von der gegenüberliegenden Seite des Wohnzimmers gekommen war. Hinter einem breiten bogenförmigen Durchgang zeichnete sich ein weiterer Raum ab. Mark erkannte vage die Beine eines Tisches. Die Küche?

Eine große Gestalt kam durch den Bogen gelaufen. Zu groß, um

jemand anders als Jared zu sein.
»Mark!«

Mark schwang den Strahl der Taschenlampe nach oben, flutete Jareds Gesicht mit Helligkeit und zwang ihn, die Augen zusammenzukneifen. »Kumpel, wir haben was Merkwürdiges gefunden. Na ja, eigentlich hat Derek es gefunden.«

»Was hat er gefunden?«

»Sieh's dir selbst an. Komm mit.«

Sie folgten ihm in die Küche, die sich als wesentlich kleiner und schlichter als die im Haus von Marks Eltern entpuppte. Keine teuren Einbaugeräte, kein moderner

Backofen, kein Weinkühler. Diese Küche wirkte bescheiden, aber ausgesprochen funktionell und ordentlich, was trotz der dicken Staubschicht nicht zu übersehen war. Mark stellte sich eine Hausfrau aus den 1950ern vor, die in einer weißen Rüsenschürze rastlos herumwirtschaftete, ständig mit einem Staubwedel in der Hand, um selbst das geringste Anzeichen von Schmutz zu beseitigen. Alles sah auf geradezu langweilige Weise gewöhnlich aus. Das Einzige, was seine Neugier erregte, war der Tisch, auf dem ein kariertes Tuch ausgeb

reitet lag. Vier weiße Teller standen darauf, daneben jeweils ein Essbesteck. Ein etwas unheimlicher Anblick.

Was zum Henker ist hier vorgefallen?

Warum wurde alles so gelassen?

Jared und die anderen Jungen scharten sich um den Eingang zu einer begehbaren Speisekammer. Dort musste sich die Quelle der Aufregung befinden. Die Mädchen folgten Mark in das winzige Gelass. Am Durchgang blieb er stehen und sah Jared an. »Was ist denn los?«

Jared schaute zu Derek. »Du hast es gefunden, Kumpel, also zeig du's

ihm.«

Derek zuckte mit den Schultern und schob sich an Jared vorbei in die Speisekammer. Mark folgte ihm.

»War irgendwie richtig schräg. Ich hab in der Küche rumgestöbert, Schränke und Schubladen aufgezogen, um nach ... was weiß ich was zu suchen. Irgendwas hat mich dazu bewogen, hier rüberzuschauen. Die

Speisekammertür war geschlossen, aber ich bekam plötzlich das starke Gefühl, ich sollte sie mir mal genauer vornehmen.«

Mark ließ den Blick wandern. An beiden seitlichen Wänden befanden

sich Regale, gefüllt mit verschiedenen Lebensmitteln in Dosen und Gläsern, uralte und längst verdorben. Die Luft hatte ein säuerliches Aroma. Was die Aufregung sollte, verstand er erst, als er mit der Taschenlampe die hintere Wand der Speisekammer ableuchtete. Dort erspähte er eine weitere Tür, übersät mit Schriftzeichen, grob gezeichneten Bildern und jeder Menge obskurer Symbole. Eines davon erkannte er als Pentagramm wieder. Obwohl er mit den anderen nichts anfangen konnte, verriet ihm sein Instinkt, dass sie ebenfalls irgendeine

okkulte Bedeutung besaßen. Über den Symbolen prangte das Bild eines furchterregenden Tiers, das an einen großen schwarzen Wolf erinnerte. Auf dem Wolf ritt eine geflügelte, menschenähnliche Gestalt mit dem Kopf eines Raben. Mark näherte sich der Pforte, um sie sich genauer anzusehen. Er runzelte die Stirn, als er die Worte unter den Symbolen las: GEFAHR. Lager für Gefahrgut. NICHT BETRETEN!

Die anderen scharten sich um ihn, verrenkten sich den Hals und reckten sich, um besser sehen zu können. Fiona drückte sich etwas kräftiger als nötig gegen ihn, um

etwas zu erkennen. Mark wusste, dass es sich um eine vorsätzliche Provokation handelte, doch darum konnte er sich später kümmern. Im Augenblick fesselte ihn das Geheimnis der Tür zu sehr, um sich mit etwas anderem zu befassen.

Derek legte die Hand auf den rostfleckigen Türknauf und rüttelte. »Abgesperrt.«

Kevin Cooper schnaubte. »Was du nicht sagst. Und was, wenn sie nicht abgesperrt gewesen wäre?«

Derek zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Schätze, dann wären wir reingegangen.«

»Du hast den Hinweis mit dem

Gefahren gut aber schon bemerkt, ja?«

»Klar. Und?«

Mark hüstelte. »Ich bin nicht sicher, ob ich der Warnung glaube. Hier hat sich jemand eine Menge Mühe gegeben, um das Haus zu verrammeln. Ich wette, zumindest ein Teil des Grunds dafür verbirgt sich hinter dieser Tür. Ich denke, die Warnung ist so etwas wie eine letzte Verteidigungslinie – ein Versuch, jemanden abzuschrecken, der es bis hierher geschafft hat.«

Alle schwiegen eine Weile, während sie über seine Bemerkung nachdachten.

Dann sprach Natasha laut aus, was sie alle dachten: »Das ist echt unheimlich.«

Jared lachte. »Fuck, von wegen unheimlich. Geht mir aus dem Weg. Wir sehen uns die Scheiße an.«

Fiona drehte sich herum und presste den Hintern gegen Marks Schritt, um Platz für Jared zu schaffen. Einen Moment lang fürchtete Mark, Natasha könnte es gesehen haben, aber ihr Blick ruhte auf der Tür. Er schob Fiona weg und sie lachte. Ihm fiel ein, dass sie vorhin erwähnt hatte, wie frustriert sie sich fühlte. Er vermutete, dass sie damit noch untertrieben hatte.

Mark hoffte, dass sie bald darüber hinwegkam. Das Letzte, was er gebrauchen konnte, war ein Drama zwischen den beiden Mädchen.

Derek ging Jared aus dem Weg und die anderen wichen einige Schritte zurück. Jared pflanzte einen Fuß fest auf den Boden und stieß das andere Bein gegen die Tür. Es wurde ein kraftvoller Tritt, der die Tür unter abplatzenden Holzsplittern nach innen aufliegen ließ. Hinter dem vertikalen Rechteck zeichnete sich totale Finsternis ab.

Das Wesen im Keller jubilierte.
Ja!

Kommt näher, Kinder. Nur noch ein Siegel ist übrig.

Kommt zu mir.

Kommt herunter.

Kommt herunter.

Kommt herunter ...

Jared steckte den Kopf in die dunkle Kammer und starrte stumm einen Moment lang nach unten, bevor er sich an die anderen wandte. »Stufen.«

Mark runzelte im Finsternen die Stirn. Er glaubte nicht an übernatürliche Phänomene. Dort unten befanden sich keine Kreaturen aus einem Horrorstreifen, die nur auf die passende

Gelegenheit warteten, sie aus den Schatten heraus anzuspringen. Allerdings war offensichtlich, dass die früheren Bewohner dieses Hauses sehr wohl an so etwas glaubten. Bei den Symbolen an der Tür handelte es sich vermutlich um Schutzbanne, um Bestandteile eines Zaubers, der dafür Sorge tragen sollte, dass böse Wesen draußen blieben.

Oder drinnen.

Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich.

Woher stammte dieser beunruhigende Gedanke?

Derek warf einen Blick durch die

offene Tür. »Keller.«

Natasha ergriff wieder Marks Hand. Ihre Haut fühlte sich kalt an und sie zitterte ein wenig. Trotzdem wusste Mark, dass sie seine Beklommenheit nicht teilte. Ihr Zittern verriet keine Angst, sondern wachsende Erregung. Sie schmiegte sich an ihn. Die Wärme ihres Atems an seinem Hals bildete einen intensiven Kontrast zur Kälte ihrer Haut. Einen angenehmen Kontrast, denn einen Moment lang glaubte er, die Hand einer toten Kreatur zu halten. Blitzartig verspürte er den kribbelnden Anflug von etwas, das an waschechte Angst grenzte.

Irgendetwas an diesem Ort fühlte sich falsch an. Völlig falsch. Es war ein Ort des Bösen. Das kam zwar einem Schlag ins Gesicht für seine Überzeugung gleich, dass es nichts Übernatürliches gab, doch manchmal musste man auf sein Bauchgefühl hören.

»Wir sollten gehen.«

Die Worte platzten einfach aus ihm heraus.

Natashas Körper versteifte sich neben ihm. »Was? Warum?«

»Ich ...«

Jareds grölendes Gelächter ließ ihn zusammenzucken. »Willst du mich verscheißern? Hast du etwa

Angst?«

»Nein.«

»Was dann?«

Natasha ließ seine Hand los. »Ja, was?«

Bevor Mark etwas erwidern konnte, ging Jared durch die dunkle Tür und stieg die Stufen hinab.

Marks Herz setzte für einen Schlag aus. »Warte!«

Nach nur einem oder zwei Schritten blieb Jared stehen, drehte sich um und schaute zu ihm zurück. »Echt jetzt, Kumpel, hör auf, dich wie 'ne Muschi aufzuführen.«

Mark seufzte. »Hör mal, es geht wirklich nicht drum, dass ich Angst

habe oder so. Hab ich nämlich nicht, klar? Aber dieses Haus ist verdammt alt. Die Stufen sind wahrscheinlich morsch. Du könntest abstürzen und dir das Genick brechen.«

Kevin kicherte und schleuderte seine Worte in lispelndem, spöttischem Tonfall zu ihm zurück. »Ja, ihr könntet alle abstürzen und euch das Genick brechen, Leute.«

Die anderen lachten. Sogar Natasha, was Mark als am schlimmsten empfand. Es verletzte ihn.

Mark kochte vor Wut. Er war nicht daran gewöhnt, dass jemand seinen

Mut infrage stellte. Und unter normalen Umständen passierte das auch nie.

Jareds Stimme durchbrach das Gelächter. »Ist sowieso hinfällig. Sieh mal.« Er stampfte mit dem Fuß auf und erzeugte damit ein flaches, klatschendes Geräusch, das einen soliden, unnachgiebigen Untergrund erahnen ließ. »Die Treppe besteht aus Beton. Ich geh jetzt runter. Wir sehen uns unten. Das heißt ...« Er grinste. »Falls du nicht zu viel Schiss hast.«

Damit setzte er sich in Bewegung. Das Licht seiner Taschenlampe schaukelte, als er hinabstieg. Derek

folgte diesmal ihm anstelle von Mark. Dann schritt Natasha durch die Tür, ohne einmal zurückzuschauen.

Scheiße.

Kevin eilte hinter ihr her.

Fiona lächelte. »Schätze, jetzt sind nur noch wir beide übrig.«

Mark verzog das Gesicht. »Ja.«

»Gehen wir raus.« Sie berührte seine Hand. »Wer will schon in einem stinkigen alten Keller rumschnüffeln?«

Mark erwiderte nichts. Er konnte nur daran denken, wie Natasha ihm den Rücken zugekehrt hatte. Natürlich wollte sie sich den Keller

ansehen, aber ihn einfach so wortlos stehen zu lassen ... Es fühlte sich wie ein Urteil an. Wie konnte sie ihm das antun, so kurz nachdem sie zum ersten Mal Sex miteinander hatten?

Fiona fasste sein Schweigen als Ermutigung auf. Sie schlang die Arme um ihn, stellte sich auf die Zehenspitzen und rieb einen Oberschenkel über seinen Schritt. Sie küsste erst sein Kinn, dann seine Lippen und gab dabei tief aus der Kehle ein leises Stöhnen von sich.

Mark legte die Hände auf ihre Schultern und drückte sie ein wenig

zurück – wenngleich nicht vollständig. Ihre Körper berührten sich immer noch.

»Hör auf.«

Sie lachte leise und schmiegte erneut einen Schenkel an ihn. »Fühlt sich nicht so an, als wolltest du, dass ich aufhöre. Außerdem hat dich dieses Miststück eiskalt im Regen stehen lassen. Zahl's ihr heim, indem wir rausgehen und du mir das Hirn rausvögelst.«

»Das klingt ziemlich untypisch für dich.«

Wieder lachte sie. »Das ist mein völlig neues Ich. Fiona 2.0.«

»Natasha ist deine beste

Freundin.«

»Das heißt noch lange nicht, dass ich Skrupel habe, dich ihr auszuspannen. Komm schon.«

Diesmal fühlte sich der Druck ihres Oberschenkels eindringlicher an und das Verlangen in ihrer Stimme kam deutlicher zum Vorschein. »Ich bin so was von geil. Bitte.«

Marks Stolz war verletzt. Die Versuchung war groß, es einfach geschehen zu lassen. Doch die Intensität seiner Gefühle für Natasha ließ es nicht zu. Er musste hinter ihr her, um die Geschichte in Ordnung zu bringen.

»Tut mir leid.«

Wieder schob er Fiona weg, diesmal ganz, dann ging er zur offenen Tür. Er starrte in die Düsternis hinab und erhaschte im hektischen Hin und Her von Jareds Taschenlampe flüchtige Blicke auf den Rest der Gruppe. Außerdem befand sich dort unten weiteres Mobiliar. Ein Stuhl. Stapel aus Kisten und Kartons an einer Wand. Ein Tisch und ein weiterer Stuhl in einer Ecke. Und ungefähr in der Mitte des Raums prangte ein auf den Betonboden gemalter Kreis. Ein weiteres verdammtes Pentagramm. Er setzte sich erst in Bewegung, als Fiona ihn abermals berührte.

Innerlich wand sich Mark angesichts der Geräusche, die ihre Absätze auf den Stufen hinter ihm verursachten, als sie ihm folgte. Er hatte gehofft, sie würde nach seiner Zurückweisung oben bleiben, aber da täuschte er sich offensichtlich.

Jared schwenkte den Strahl seiner Lampe auf sie und lachte schallend. »Sieh einer an, wer doch noch Lust bekommen hat, die Party zu besuchen.«

Mark zeigte ihm den Mittelfinger und hielt auf Natasha zu, die vor einem Regal stand. Dicke, ledergebundene Bücher reihten sich auf den Fächern aneinander. Sie

sah ihn an. »Hier unten steht echt merkwürdiges Zeug.«

»Du, hör mal ... es tut mir leid.«

»Was?«

»Du weißt schon ... dass ich gesagt hab, wir sollten gehen. Dass ich mich benommen habe wie ein ...«

Sie lächelte. »Wie ein Weichei?«

»Ja. Richtig.«

Ihr Lächeln dehnte sich aus. »Schon gut. Ich verzeih dir. Ich ...«
Sie legte den Kopf schief, um an seiner Schulter vorbeizuschauen, und ihre Augen weiteten sich. Dann brach sie in Gelächter aus. »Heilige Scheiße.«

Mark drehte sich um. Unwillkürlich wiederholte er ihren Ausruf. »Heilige Scheiße.«

Derek und Fiona befanden sich im Pentagramm. Er lag auf ihr und die beiden umklammerten sich, rieben sich aneinander. Den Großteil ihrer Kleidung hatten sie bereits abgestreift. Derek zerrte an dem Skinny-Puppy-T-Shirt, das sie unter der Kapuzenjacke trug, zerriss den Stoff und entblößte im Schein der Taschenlampe ihre blasse Haut. Neben Dereks härterem, muskulöserem Körper wirkte sie ungemein zierlich. Bei dem Anblick fühlte sich Marks Kehle wie

zugeschnürt an.

Und auch in seiner Jeans regte sich etwas.

Was stimmt bloß nicht mit mir?

Das schien eine gute Frage zu sein. Er konnte nicht verstehen, weshalb ihn so etwas antörnte. Und das war nicht alles. Er wusste zwar, dass Fiona unbedingt flachgelegt werden wollte, aber das erklärte noch lange nicht, weshalb Derek sein vorheriges Desinteresse an ihr abgelegt hatte. Nun schien er sie geradezu verschlingen zu wollen. Und die Luft im Keller schien zu warm zu sein, während sie im Rest des Hauses unnatürlich kalt wirkte.

Schweißperlen tropften in Marks Augenbrauen und seitlich an seinem Gesicht herab. Er wusste, dass sich vor seinen Augen etwas durch und durch Falsches abspielte. Trotz dieser Erkenntnis konnte er die Faszination der erotischen Szene innerhalb des Kreises nicht abschütteln.

Mittlerweile war Fionas BH abgestreift und die dicken Nippel an den Spitzen ihrer kleinen Brüste zeichneten sich aufrecht und steif im Kegel der Taschenlampen ab. Erst da wurde Mark bewusst, dass er den Strahl seiner Lampe direkt auf das Paar im Kreis gerichtet

hielt, noch dazu exakt im richtigen Winkel, um das Geschehen optimal auszuleuchten. Jared, der auf der anderen Seite des Pentagramms stand, tat dasselbe.

Es glich einer Show, einer Aufführung, und sie verkörperten das gebannte Publikum. Mark wusste, dass er den Blick abwenden sollte, und es fühlte sich geradezu Übelkeit erregend falsch an, was hier ablief, doch er war hilflos. Der letzte Rest von Fionas Kleidern verschwand von ihrem Körper, sodass sie sich splitternackt in der Mitte des Kreises wand. Derek, mittlerweile ebenfalls nackt, ließ

sich wieder auf sie sinken und drang in sie ein. Ein schriller Schrei entrang sich ihrer Kehle, als ihre dünnen Beine in die Luft schossen. Sie krallte über seinen bloßen Rücken und zog rote Striemen über die weiße Haut. Die beiden zuckten mit erstaunlicher Inbrunst aneinander und knurrten und grunzten dabei wie kopulierende Tiere.

Wie aus weiter Entfernung hörte Mark, dass die Tür am Kopf der Treppe zufiel.

Die Luft vibrierte. Es fühlte sich an wie ... Gelächter?

Eine Stimme wie knisterndes

Höllenfeuer ertönte in seinem Kopf. Ich bin Andras, Mörder von Menschen. Ich bin ein Großfürst der Hölle und war gefangen, aber ihr habt mich befreit.

Dann folgte erneut dieses dämonische Gelächter unterhalb der Hörschwelle.

Mark wusste, dass er nichts als blankes Grauen empfinden sollte, doch die erotische Ladung in der Luft war zu intensiv. Er stand unter einem Bann. Irgendetwas wirkte unablässig auf das Lustzentrum seines Gehirns ein und machte es unmöglich, auf etwas anderes als körperliche Impulse und Begierden

zu reagieren. Im nächsten Augenblick küsste er Natasha mit einem Hunger, der sich anfühlte, als könne er nie gestillt werden. Er musste in sie eindringen, wollte ihren nackten Körper auf dem Beton unter sich spüren. Stöhnend sanken sie zu Boden und zerrten gegenseitig an ihren Kleidern, die sich in Fetzen von ihren Leibern lösten.

Und dann bekam er, was er wollte. Was es wollte. Das Wesen Andras. Er schrie auf, als er fühlte, wie sein Glied in ihre herrlich feuchte, weiche Grotte eintauchte. Dann hämmerte er wild auf sie ein,

wölbte den Rücken durch und brüllte immer wieder in die Dunkelheit über ihm empor. Die Geräusche hallten in der Enge des Raums wider und vermischten sich mit den Schreien seiner Freunde. So schien es endlos weiterzugehen, der erlösende Orgasmus blieb ständig knapp außer Reichweite. Eine Zeit lang blickte Mark auf Natashas sich windenden Körper hinab, dann schielte er hinüber und beobachtete, was Derek und die anderen mit Fiona trieben.

Er wusste, dass sie alle unter einem Bann standen und ihre Taten psychische Narben hinterließen, die

vielleicht niemals beseitigt werden konnten. Doch in diesem Augenblick zählte allein das fleischliche Verlangen. Die anderen Jungen wechselten sich bei Fiona ab, drehten sie herum und legten sich ihren Körper zurecht, um aus verschiedenen Positionen in sie einzudringen. Und sie schrie dabei vor Ekstase unaufhörlich, spornte sie an, weiterzumachen. Später sollte Mark nicht mehr wissen, wann der Wechsel erfolgt war, aber irgendwann kam er bei Fiona an die Reihe, während es alle anderen mit Natasha trieben.

Mehrmals im Verlauf des

Geschehens nahm Mark grelle Lichtblitze am Rand seines Sichtfelds wahr – kurze, stockende Impulse wie Statik im Gewebe der Realität. Darauf folgten flüchtige Eindrücke eines anderen Ortes. Blitz. Eines lodernden Ortes. Große, wallende Feuersäulen strahlten unglaubliche Hitze ab. Blitz. Zurück in dieser Welt, wo sich Natashas Fingerspitzen krampfhaft in den Betonboden bohrten, während ihm ihre Stimme heiß ins Ohr flüsterte und ihn anflehte, sie bewusstlos zu ficken. Blitz. Ein weiterer Eindruck jenes schrecklichen Ortes.

Er sah himmelhoch aufgetürmte

Körperteile, von denen lange Bänder aus Eingeweiden und anderen Organen baumelten. Er sah Blut, das wie ein Fluss über eine kopfsteingepflasterte Straße strömte. Noch ein Blitzen, und wieder in dieser Welt erblickte er Fiona unter sich, die Augen geweitet und voller Tränen. Und während er Fiona fickte, spürte er, wie seine eigenen Tränen zu fließen begannen, und er erfuhr als Erster die Scham, von der sie später alle heimgesucht werden sollten. Alle hatten Tränen im Gesicht. Ihnen allen bereitete es keinerlei Vergnügen, was sie taten,

jedenfalls nicht mehr nach den ersten Momenten reinen, schmerzlichen Verlangens.

In jenem Augenblick durchlebte Mark tiefste Verzweiflung.

Es würde nie enden. Sie würden so weitermachen, bis sie alle starben, bis ihre Herzen durch die unerbittliche, erzwungene Anstrengung explodierten. Das Wesen, das hier eingesperrt gewesen war – das sie versehentlich befreit hatten –, ließ sie niemals gehen, so viel stand fest.

Dann jedoch tat es genau das.

Nur einen von ihnen ließ es nicht

los.

Teil II: Entfesselt

Fünf Tage später ...

Etwas stimmte nicht mit ihrem Sohn. Etwas Unheimlicheres als das ärgerliche Aufflammen von Rebellion in der Nacht, in der Kurt ins Gras gebissen hatte. Allerdings hatte es da eindeutig angefangen. Er wollte nicht darüber reden, aber es musste etwas Schlimmes vorgefallen sein. Das spürte sie bei jedem unbehaglichen Blickwechsel mit ihm. Sein hartes, wissendes Starren vermittelte ihr das Gefühl, dass er bis in die verborgensten

Ecken und Winkel ihres Gehirns vorstieß und all die dunklen Geheimnisse erspähte, die sie dort versteckte.

Ich kenne dich, besagte dieser Blick. Ich weiß jede kranke Einzelheit über dich.

Du bist erbärmlich.

Mitleiderregend.

Und ich bin besser als du.

Dieses gefühlte Urteil brachte sie vor Wut und Trotz zum Kochen, aber da sich in den vergangenen Tagen ständig so viele von Kurts Verwandten in der Nähe aufgehalten hatten, musste sie ihre Empfindungen gnadenlos

unterdrücken. Und nun, nach dem Gottesdienst und dem anschließenden Totenmahl, wurde ihr von Kurts unerträglicher Hexe von einer Mutter auch noch unterschwellig vorgeworfen, dass sie selbst eine schlechte Mutter sei.

»Du musst dich um den Jungen kümmern. Er ist am Boden zerstört.«

Sie standen in Suzies Küche, beide noch in der schwarzen Trauerkleidung der Beerdigung. Ella McGregor balancierte eine Kaffeetasse zwischen den runzligen, leberfleckigen Fingern und nippte so irritierend geziert daran, dass Suzie

sie ihr am liebsten aus den Händen geschlagen hätte. Den rechten kleinen Finger spreizte sie ab, wodurch sie wie eine feine Gesellschaftsdame wirkte, die ein Tässchen Tee genoss. Sie gab sich äußerst affektiert und sittsam, ein Eindruck, den das edle Trauerkleid unterstrich, wenngleich es in Suzies Augen für eine Frau ihres Alters zu kurz war und zu eng anlag. Allerdings musste sie einräumen, dass Ella für eine so alte Fotze eine gute Figur besaß. Das Kleid ließ sie irgendwie sexy erscheinen, jedenfalls nach den Maßstäben einer 61-jährigen Vettel. Aber für

ein Begräbnis schien es ihr ganz und gar unangemessen zu sein. Suzie vermutete, dass die alte Krähe darauf spekuliert hatte, mit einem der anwesenden älteren Herren anzubändeln.

Ekelhaft.

Und jetzt das.

Sag mir bloß nicht, was ich zu tun habe, du beschissene alte Kuh. Er ist mein Sohn, nicht deiner.

Suzie blies eine Wolke Zigarettenrauch aus. »Der Vater des Jungen ist gerade erst gestorben, Ella. Er braucht Zeit. Wenn ich ihn bedränge, wühlt ihn das nur noch mehr auf.«

Ella fächelte den Qualm weg. »Ich wünschte, du würdest das hier drin lassen.«

»Mein Haus. Hier mache ich, was ich will.«

Ella schniefte. »Wie kindisch. Du weißt, dass die Dinger tödlich sind. Und wenn dir schon selbst nichts an deiner Gesundheit liegt, denk wenigstens an deinen Jungen. Du bist alles, was er noch hat.«

Wenn du nicht sofort aufhörst, dich in fremden Kram einzumischen, drück ich dir den Glimmstängel in deinem scheiß Auge aus, du alte Hexe.

Suzie tröstete sich damit, dass sie

die Gesellschaft der Frau nur noch einen weiteren Abend ertragen musste. Nur noch einen weiteren Abend musste sie die traurige, kummervolle Witwe mimen. Nur noch einen weiteren Abend musste sie sich Ellas Ratschläge anhören, wie sie ihren plötzlichen Verlust bewältigen sollte. Suzie brauchte keinen einzigen davon. Sie wusste bereits haargenau, was sie tun würde. Undeutlich nahm sie das Summen ihres Blackberrys in der Handtasche wahr, die auf der Kücheninsel stand. Bestimmt wieder Tom.

Sie riss das Telefon aus der

Tasche.

Tatsächlich, eine neue Mitteilung von ihm.

Muss dich sehen. Kann jetzt telefonieren.

Suzie warf ihrer Schwiegermutter ein falsches Lächeln zu. »Entschuldige mich kurz. Dauert nur eine Minute.«

Bevor Ella etwas erwidern konnte, huschte sie aus der Küche und bahnte sich den Weg zum gegenüberliegenden Ende des Hauses. Hier ging sie in ihr Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich ab. Sie rief Toms Nummer aus dem Telefonbuch auf

und wählte.

Er meldete sich gleich nach dem ersten Klingeln. »Hi.«

Lächelnd setzte sie sich auf die Bettkante und zupfte am Saum ihres schwarzen Kleids. Er besaß so eine sinnliche Stimme. »Selber hi.«

Tom seufzte. »Ich bin so froh, deine Stimme zu hören.«

Suzie legte sich aufs Bett und hob den Hintern an, um sich den Saum des Kleids über die Schenkel nach oben zu streifen. Dann senkte sie ihn zurück auf die Matratze und streichelte sich durch den bereits feuchten Baumwollslip. »Wo bist du? Ich wünschte, ich könnte dich

sehen.«

Ein weiteres Seufzen. Bedauern und Geilheit schwangen darin zum Greifen nah aus dem Lautsprecher. »Ich bin zu Hause. Lydia ist unterwegs zum Supermarkt. Allerdings wird sie nicht lange weg sein. Falls ich plötzlich auflegen muss, liegt's dran, dass sie zurück ist.«

Suzie rekelte sich ein wenig auf dem Bett. »Du hast doch ernst gemeint, was du gesagt hast, oder?«

»Äh ... worüber?«

»Dass du mich liebst.«

»Natürlich.«

Sie lächelte wieder. Ihr gefiel, wie schnell die Antwort kam. Die Sache mit Tom musste einfach klappen. Kurt hatte ihr eine stattliche Summe Bargeld hinterlassen, außerdem gab es eine üppige Lebensversicherung, die demnächst zur Auszahlung fällig wurde. Damit blieb ihr mehr als genug, um die Rechnungen zu bezahlen und in absehbarer Zukunft bequem zu leben. Trotzdem brauchte sie einen Versorger. Sie wollte mehr, als es nur bequem zu haben. Sie wollte Luxus, wollte endlos von einem attraktiven Mann verwöhnt werden, der sie anbetete. Tom konnte ihr all

das und noch mehr bieten.

»Ich will dich, Baby. Unbedingt.«

Er hüstelte. »Ich will dich auch. Mit Lydia halt ich's einfach nicht mehr aus. Sie ist völlig verrückt. Es ist ihr nie gelungen, über ... na ja, du weißt schon, über das mit dir und mir hinwegzukommen.«

»Du Armer. Muss schwer sein, damit zu leben.«

»Du hast ja keine Ahnung.«

»Manche Menschen sind einfach nicht so stark wie wir, Baby. Sie schaffen es nicht, ihre eigene Unsicherheit zu überwinden. Ich bin sicher, sie macht dir das Leben zur Hölle. Ich werd dich wieder

glücklich machen, das versprech ich dir.«

Noch während sie die Beteuerung aussprach, kam ihr der Gedanke, dass ein Mann, der schon einmal mit einer Frau fremdgegangen war, es mit einer anderen erneut tun könnte. Sobald sie verheiratet waren, musste sie ihm unmissverständlich klarmachen, mit welchen möglichen Konsequenzen er zu rechnen hatte, falls er sie betrog.

»Tom?«

»Ja?«

»Du bist der Mann meiner Träume. Ich will für immer mit dir

zusammen sein.«

»Das wirst du. Die vergangenen Tage konnte ich an nichts anderes als an dich denken. Und ... warte mal. Scheiße. Ich muss auflegen.«

Die Leitung wurde an ihrem Ohr unterbrochen. Suzie seufzte und fühlte sich einen Moment lang quälend leer. Egal. Schon bald würde Tom ihr gehören.

Sie kehrte in die Küche zurück.
Und fand sie menschenleer vor.
Gott sei Dank.

Sie hatte sich nicht darauf gefreut, die unerträgliche Unterhaltung mit Ella fortzusetzen. Suzie wurde bewusst, wie erschöpft sie sich

fühlte. Eine Mütze Schlaf wäre jetzt fein. Sie trat den Rückweg zum Schlafzimmer an, hielt jedoch am offenen Durchgang inne, der die Küche vom Wohnzimmer und der Diele separierte. Suzie zog eine Augenbraue hoch, weil sie glaubte, etwas Merkwürdiges gehört zu haben. Ein Keuchen. Oder ein Stöhnen. Sie steckte den Kopf durch den Bogen und starrte die Treppe in den ersten Stock hinauf. Oben herrschte Dunkelheit, aber durch einen schmalen Spalt in der Tür zu Dereks Schlafzimmer drang trübes Licht. Das Keuchen wiederholte sich.

Du unartiger Junge.

Es klang, als masturbierte er dort oben und versuchte, dabei leise zu sein.

Also wirklich, Derek ... wachst am Tag der Beerdigung deines Vaters. Tja, ich schätze, du bist auch nicht besser als ich, was?

Sie vergaß schlagartig alle Gedanken an ein Nickerchen, streifte die fünf Zentimeter hohen Stöckelschuhe ab und begann auf Strümpfen, die mit Teppich ausgelegte Treppe zu erklimmen, wobei sie vorsichtig auftrat, um ein warnendes Knarzen der Stufen zu verhindern. Ihr Instinkt warnte sie,

dass ihr geplanter Akt des Voyeurismus eine schlechte Idee sein könnte. Die merkwürdige Veränderung seines Verhaltens bereitete ihr nach wie vor Kopfzerbrechen. Allerdings überstimmten die Reste der erotischen Ladung von der Unterhaltung mit Tom ihre Vernunft. Sie erinnerte sich an ihre ursprünglichen Pläne mit Derek in der Nacht von Kurts Tod. Suzie hoffte inständig, sie würde ihn auf frischer Tat ertappen. Und dann war da noch der Spalt in der Tür. Es schien fast so zu sein, als wolle er, dass man ihn beobachtete.

Oh, und wie ich dich beobachten werde, mein Schatz.

Und vielleicht wird es nicht dabei bleiben.

Aber auf halbem Weg die Treppe hinauf hielt sie inne und runzelte die Stirn, als ihr weitere Details aus jener Nacht einfielen. Kurz vor Sonnenaufgang kehrte er zurück, erklimmte den Baum und stieg durch das Fenster in sein Zimmer ein, wo sie bereits auf ihn wartete. Ihre Absicht hatte darin bestanden, ihm die Neuigkeit vom Tod seines Vaters unverblümt vor die Füße zu werfen. Sie wollte ihre Befehlsgewalt über ihn

wiederherstellen, während er psychisch aus dem Gleichgewicht geriet, und ihn dafür schelten, dass er ihr in der Stunde der Not keinen Beistand geleistet hatte. Danach wollte sie ihn bestrafen und ihm die Tracht Prügel verabreichen, die er schon seit Stunden verdiente. Zu diesem Zeitpunkt waren Polizei und Sanitäter längst wieder abgezogen und hatten Kurts aufgedunsenen Leichnam mitgenommen. Der Junge musste in die Schranken gewiesen werden. Es gab niemanden mehr, der sie davon abhalten konnte, auf jegliche Mittel zurückzugreifen, die sie für notwendig erachtete, um

sein Verhalten zu bessern.

Allerdings hatte sie den Plan verworfen, sobald er das Zimmer betrat. Alle Farbe wich aus ihrem Gesicht, als sie ihn eingehend betrachtete. Seine Kleider glichen nur noch Fetzen, die lose an seinem schlanken Körper hingen. Durch die riesigen Löcher im Stoff lugte viel Haut hervor, übersät mit blauen Flecken und Kratzern. Im Gesicht, an den Armen und auf dem Rücken zeigten sich Schnitte. Ein genauerer Blick auf die dunklen Kleider verriet, dass sie voller Blut waren. Nachdem Suzie den ersten Schock verwunden hatte, ging sie davon aus, dass man

ihn in einen brutalen Kampf verwickelt hatte und er unter Umständen froh sein konnte, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Seine Augen wirkten dunkler, als sie sein sollten, beinahe schwarz. Er sprach kein Wort, dennoch wurde ihr in diesem Moment klar, dass etwas nicht stimmte. Etwas, das tiefer reichte als die offensichtliche körperliche Misshandlung, die er erlitten hatte. Dann rollten seine Augen nach oben und er kippte um, ein totes Gewicht, das zu Boden sackte, den Hartholzboden erschütterte und seine Gitarre von

ihrem Ständer purzeln ließ. Die Les Paul landete mit einem misstönenden dumpfen Aufprall.

An dieser Stelle hatte Suzie aufgeschrien, überzeugt davon, dass er nicht mehr lebte. Schnell stellte sie fest, dass sie sich irrte. Seine Atmung wirkte ganz normal. Nur wachte er stundenlang nicht auf. Eine Zeit lang hatte sie überlegt, erneut den Notruf zu wählen, letztlich beschloss sie aber, einfach abzuwarten. Sie zog ihm in jener Nacht die ruinierten Kleider aus und bugsierte ihn in sein Bett, was sich nicht weiter schwierig gestaltete. Er wog nicht besonders

viel. Suzie deckte ihn zu und ließ ihn allein. Sie rief in seiner Schule an und sagte Bescheid, dass er aufgrund eines Todesfalls in der Familie die nächsten Tage nicht zum Unterricht kam.

Derek schlief bis in den späten Nachmittag. Wie geplant teilte sie ihm die Neuigkeit mit, sobald er wach war. »Es tut mir leid, Derek, aber dein Vater ist heute Nacht gestorben. Herzinfarkt.«

Er hatte nur genickt. »Okay.«

Das war alles.

Kein Ausdruck der Trauer, keine Fragen. Ihre Anweisungen darüber, wie er sich in Gegenwart der

Verwandtschaft zu verhalten hatte und was er zum Begräbnis anziehen sollte, nahm er widerspruchslos zur Kenntnis. In den folgenden Tagen sprach er kaum ein Wort und beobachtete sie lediglich mit diesen zu dunklen Augen und jenem selbstgefälligen Gesichtsausdruck.

Suzie schüttelte heftig den Kopf und setzte sich weiter die Stufen hinauf in Bewegung.

Wahrscheinlich bildete sie sich das meiste nur ein. Immerhin hatte sie eine Menge um die Ohren und Derek war ein typischer mürrischer Teenager, anfällig für die üblichen unerklärlichen

Stimmungsschwankungen.

Sie erreichte den ersten Stock und hörte weiteres gedämpftes Keuchen, das aus seinem Zimmer drang. Dann ein leises Stöhnen. Suzie lächelte. Definitiv Sex. Nur ... irgendetwas stimmte nicht mit den Geräuschen. Sie wiesen feine Unterschiede in der Klangfarbe auf. Es hörte sich beinah an, als versuche ein Paar, leise miteinander zu schlafen, nicht so, als masturbiere ein Jugendlicher. Aber das ergab keinen Sinn. Aus Dereks kleinem Freundeskreis hatte sich heute niemand blicken lassen, auch in den letzten Tagen nicht.

Der Gedanke, noch einmal zu überlegen, wohin Ella verschwunden sein mochte, kam ihr erst, als sie durch den Türspalt ins Zimmer spähte.

Die alte Fotze befand sich bei Derek im Zimmer.

Suzie schlug eine Hand vor den Mund, um ein Japsen zu unterdrücken. Ihr erster Instinkt bestand darin, zurückzuweichen, sich so schnell und leise wie möglich über die Treppe zurückzuziehen. Aber sie fühlte sich wie angewurzelt. Einige Augenblicke lang ließ sich die Wirklichkeit dessen, was sich vor ihr

abspielte, unmöglich akzeptieren, doch es ging einfach weiter, was bestätigte, dass es sich nicht um eine Halluzination handelte.

Die zwei befanden sich auf Dereks schmalem Bett. Ella lag unter ihm, das schwarze, kurze Kleid über die Taille hochgeschoben. Auf dem Boden erspähte Suzie ein schwarzes Kleidungsstück. Einen Stringtanga. Auch der Großteil von Dereks Beerdigungs-Outfit lag auf dem Boden. Die polierten schwarzen Schuhe, dazu die dunkelgraue Hose. Das gestärkte weiße Hemd hatte er noch an, aber die Vorderseite hing offen herab. Über

den Boden verstreut sah Suzie weiße Knöpfe. Derek befand sich unmittelbar über Ella, die Hände zu beiden Seiten flach auf die Matratze gestützt, die Arme an den Ellbogen versteift. Sein Oberkörper wölbte sich hoch. Ella hatte die Beine weit gespreizt. Im trüben Licht wirkten die zierlichen, weichen Gliedmaßen gespenstisch bleich. Das Licht war deshalb so trüb, weil jemand ein anderes Hemd über die Nachttischlampe geworfen hatte. Ella hatte den Kopf zur Seite gedreht, der Zipfel eines Kissens steckte in ihrem Mund. Sie benutzte ihn, um ihr Keuchen zu dämpfen.

Oh mein Gott ...

Suzies Verstand rotierte.

Ungeachtet der bizarren Fantasien, die sie selbst unterhielt, konnte ihr Geist diesen Anblick vorübergehend auf keiner Ebene verarbeiten. Ella mochte vielleicht ein wenig schamlos mit Männern ihres Alters flirten, doch es ging nie über das normales Maß des menschlichen Umgangs hinaus. Verdammt, in so gut wie jeder Hinsicht verkörperte sie ein typisches Großmütterchen, eine brave Keksbäckerin.

Ihr fiel nichts ein, was diese Szene erklärte.

Sie wusste nur, dass sie sofort von hier wegmusste.

Suzie wich einen Schritt zurück.

Da wirbelte Dereks Kopf zu ihr herum. Wieder dieses entsetzliche, wissende Grinsen. Und seine Augen waren nicht nur dunkel, sondern schwarz. Vollkommen schwarz. Knurrend sprang er vom Bett und durchquerte das Zimmer mit zwei rasanten Schritten.

Suzie gelang noch ein weiterer Schritt zurück.

Dann schwang die Tür auf und er packte sie am Handgelenk. Sein Griff fühlte sich unmöglich stark an, wie ein Eisenband.

Suzie traten Tränen in die Augen.
»Derek ... DeeDee ... ich ... bitte
...«

Erst lachte, dann knurrte er, als er sie durch die Tür zog. Sie schrie auf, als er sie quer durch das Zimmer schleuderte. Suzie prallte von der Wand ab und krachte gegen den Nachttisch. Es gelang ihr, sich auf den Beinen zu halten, aber die Lampe fiel und das Licht erlosch.

Trotzdem konnte sie sehen, wie Derek durch die Düsternis auf sie zustapfte.

Sie spürte, wie Hände sie von hinten packten.

Ella. Du Miststück.

Dann befand sich Derek auf ihr und drückte sowohl sie als auch Ella auf die Matratze. Sie schrie erneut, als sie spürte, wie Ellas knochige Hände an ihrem Kleid zerrten.

Derek schlug ihr mit dem Handrücken übers Gesicht, und die Welt wurde eine Zeit lang schwarz.

21

Zwei Wochen nach Kurt McGregors Beerdigung erwachte Natasha Wagner im Morgengrauen mit einem Gefühl von Übelkeit und Unbehagen. Sie rollte sich zur Seite, um einen dumpfen Schmerz im Kreuz zu lindern, und zuckte zusammen, als sich ihr dabei der Magen umdrehte. Natasha schob sich die Knöchel einer Hand in den Mund, um ein leises Wimmern zu unterdrücken. Schweiß brach auf ihrer Stirn aus und es fühlte sich plötzlich zu heiß unter den Laken an. Sie strampelte die Decke von

sich und lag heftig atmend in ihrem schwarzen Corpse-Bride-Pyjama da. Mittlerweile hatte der November Einzug gehalten und eine scheinbar permanente Kälte erfüllte draußen die Luft, trotzdem war sie schweißgebadet. Ihre Zähne klapperten, als ihr unverhofft Tränen in den Augen brannten.

Bitte, flehte eine verzweifelte Stimme in ihrem Geist. Bitte lass es nur die Grippe sein. Die Alternative kann ich nicht ertragen, ich kann's einfach nicht. Bitte ...

Die Grippe klang durchaus nachvollziehbar. Die Jahreszeit sprach dafür. Ihr Vater hatte gerade

eine schwere Erkältung überstanden. Vielleicht hatte er sie angesteckt. Allerdings erklärte die Grippe nicht, weshalb sich ihre Brüste neuerdings so seltsam empfindlich anfühlten oder warum sich der Vorfall beim Essen am Vorabend ereignet hatte. Ihre Mutter hatte Grillhähnchen mit Brokkoli aufgetischt, normalerweise eines von Natashas Leibgerichten. Doch der Geruch des Hähnchens ließ sie ins Badezimmer stürzen, wo sie sich die Seele aus dem Leib kotzte. Das zog prompt einige unangenehme Fragen von Colleen Wagner nach sich. Zum Glück hatte

Natasha reichlich Übung darin, elterliche Bedenken zu zerstreuen.

Sie wünschte, mit jemandem darüber reden zu können, was mit ihrem Körper vor sich ging. Mit jemand anderem als einem mit Vorurteilen behafteten Erwachsenen. Einer Freundin. Vorzugsweise Fiona. Allerdings hatte sie in den vergangenen zwei Wochen überhaupt nicht mit Fiona geredet. Dasselbe galt für den Rest ihres Freundeskreises, Mark eingeschlossen. Oh Mark. Sie vermisste ihn so sehr, gleichzeitig konnte sie es nicht ertragen, sich in seiner Nähe aufzuhalten. Sie liebte

ihn immer noch innig, aber sie konnte ihm einfach nicht mehr in die Augen blicken.

Natasha konnte aktuell den Umgang mit niemandem aus der Clique ertragen, ohne dabei tiefe, die Seele zerfetzende Scham zu empfinden. Wenn sie ihnen in der Schule begegnete, konnte sie nur an all die schrecklichen, entwürdigenden Dinge denken, die sie zusammen im Keller jenes Hauses getrieben hatten. Mit jedem Einzelnen hatte sie Sex gehabt. Das allein wäre nicht so schlimm gewesen, wenn es sich um ein einvernehmliches Experiment

gehandelt hätte, um Gruppensex auszuprobieren. Aber irgendetwas schien sie in dieser Nacht alle zu lenken – ein bösesartiges Wesen, das sich an ihrer Erniedrigung ergötzte. Ihnen war während des gesamten Geschehens nie eine Wahl geblieben. Gegen Ende der Tortur hatte Natasha um den Tod gebetet.

Ein weiterer, stärkerer Anflug von Übelkeit begleitete die widerwärtigen Erinnerungen.

Als Natasha klar wurde, dass sie den Brechreiz nicht länger unterdrücken konnte, mühte sie sich vom Bett und wankte durch ihr Zimmer ins Bad. Stöhnend sank sie

vor der Toilette auf die Knie. Sie beugte sich über die Schüssel und spürte, wie sich ihre Kehle verkrampfte, als ein heißer Schwall Erbrochenes aus den Tiefen ihres gequälten Magens emporschoss. Ihre Zähne klapperten abermals, und ein neuer Schweißfilm brachte ihr blasses Gesicht im grellen Licht zum Glänzen. Natasha kniete noch eine Weile länger dort, atmete heftig und betete, dass sie es damit überstanden hatte.

Sie schaute zu einem gerahmten Poster an der Wand über der Toilette. Das Poster stammte von der Originalfassung von Blutgericht

in Texas und zeigte Leatherface mit seiner Kettensäge und einem Mädchen, das an einem Fleischerhaken baumelte. Am unteren Rand stand: Wer wird überleben und was wird von den Überlebenden übrig sein?

»Ja«, murmelte sie und lächelte verkniffen durch ihre Tränen. »Was wird von uns übrig sein?«

Neben der Duschkabine aus Glas hing ein weiteres gerahmtes Plakat an der Wand. Janet Leigh in Psycho. Ihre Eltern verstanden ihr Interesse an morbiden Dingen nicht, aber sie gaben sich zumindest Mühe. Wenn es um Akzeptanz und Toleranz von

Elternseite ging, hatte sie es erheblich besser als die meisten ihrer Freunde. Bei einer von etlichen Unterhaltungen zu dem Thema mit Colleen Wagner hatte Natasha einmal gemeint: »Horror ist mein Leben.« Ihre Mutter machte sich damals weder darüber lustig noch ermahnte sie ihre Tochter, sich praktischeren Interessen zuzuwenden. Dafür liebte Natasha sie. Allerdings wünschte sie mittlerweile, diese Worte nie ausgesprochen zu haben. Mittlerweile kam ihr die Äußerung mehr wie eine Prophezeiung vor als wie ein Ausdruck ihrer innigsten

Träume und Sehnsüchte.

Ja, dachte sie. Horror ist mein Leben, und jetzt sogar wirklich. Und es ist kein Happy End für meinen verickten Film in Sicht ...

Sie blieb vor der Toilette, bis sie sicher war, dass sich ihr Magen beruhigt hatte. Dann betätigte sie die Spülung, stand auf und betrachtete sich im Spiegel. Sie sah beschissen aus. Unter ihren Augen prangten dunkle Ringe. Seit sie nachts nicht mehr loszog, schlief sie wesentlich mehr, trotzdem wirkte sie irgendwie müder denn je.

Ich sehe echt scheiße aus.

Und ich fühl mich auch so.

Als sie ihren Anblick nicht länger ertragen konnte, tapste sie mit herabgesackten Schultern und hängendem Kopf zurück in ihr Zimmer. Die Beine des viel zu langen Pyjamas schleiften über den Teppich.

Natasha setzte sich auf die Bettkante und überlegte, ob sie anfangen sollte, sich für die Schule vorzubereiten, oder sich stattdessen von ihrer Mutter krankmelden lassen sollte. Auch mit den Hausaufgaben kam sie neuerdings schwerer zurecht. Als hätte es nicht gereicht, dass sie eine Art Dämon oder Geist schändete, hatte in

derselben Nacht irgendein Arschloch ihr Auto verwüstet und hässliche Worte auf die Türen gemalt. Etwas Ähnliches war mit Marks Wagen passiert.

Unter anderen Umständen wäre sie außer sich vor Zorn gewesen, hätte ihre Wut kaum bändigen können. Und Mark hätte sich längst auf den Kriegspfad begeben. Aber angesichts ihrer grauenhaften gemeinsamen Erfahrung empfanden sie es lediglich als Beiläufigkeit. Irgendjemand wollte sich also wie ein Arschloch aufführen – na und? Ihr spukten wichtigere Dinge im Kopf herum, unter anderem ihr

zunehmend labilerer Geisteszustand. Dennoch fühlte sich das Umfeld in der Schule unbestreitbar angespannter an. Der Zauber der Einschüchterung, den sie und ihre Freunde als Gruppe gewirkt hatten, war gebrochen. Jedes Mal, wenn sie durch die Gänge der Ransom High School lief, spürte sie die grinsenden Blicke ihrer Klassenkameraden. Das war zwar ärgerlich, aber die meiste Zeit fühlte sie sich zu betäubt, um sich großartig daran zu stören.

Natasha bemerkte das leuchtende Display ihres Handys, das sie am Vorabend auf dem Nachttisch

abgelegt hatte. Jemand hatte ihr innerhalb der letzten Minute eine SMS geschickt. Das wusste sie, weil die Anzeige immer rund 60 Sekunden nach Erhalt einer Nachricht abschaltete.

Sie ergriff das Telefon und zuckte zusammen, als sie Marks Nummer erkannte.

Die Nachricht lautete: Komm heute Nacht raus. Bitte.

Natasha löschte die Mitteilung, ohne eine Antwort zu schicken, und legte das Handy wieder beiseite. Der Atem stockte ihr in der Kehle, als sie von einer intensiven Sinneserinnerung bestürmt wurde.

Der Moment, in dem sie Mark geküsst hatte. Beinahe glaubte sie, um die Taille seine starken Arme zu spüren, die sie fest an seinen Körper drückten. Es hatte sich so wunderschön angefühlt. Sie fing zu weinen an. Fast schien es, als befände er sich in diesem Augenblick bei ihr im Zimmer.

Nur war das nicht so.

Und es würde auch nie wieder so sein. Ihr Entschluss stand fest.

Natasha wischte sich weitere Tränen ab, als es an ihrer Tür klopfte. »Tasha? Liebes? Es wird allmählich spät. Bist du schon fertig für die Schule?«

Natasha räusperte sich. »Ich geh heute nicht, Ma. Ich glaube, ich hab diese Erkältung, die Dad hatte.«

»Oh Schätzchen.« In Colleen Wagners Stimme schwang ausschließlich Besorgnis mit, keinerlei Tadel. »Bleib schön im Bett. Ich ruf in der Schule an.«

Natasha schniefte. »Danke, Ma. Hab dich lieb.«

»Ich dich auch, mein Schatz. Ach ja, Liebes, ich habe gute Neuigkeiten.«

Gute Neuigkeiten? Das wär ja mal 'ne Abwechslung.

»Ja?«

»Dein Vater sagte mir, er hat mit

den Leuten von der Lackiererei geredet. Dein Auto wird heute fertig.«

Natasha seufzte. »Cool.«

Dann war Colleen Wagner verschwunden und Natasha blieb mit ihren qualvollen Gedanken allein zurück. Sie schlüpfte unter die Decke und weinte, während sie über Mark und das neue Leben nachdachte, das vermutlich in ihr heranwuchs.

Ein Leben, von dem sie ihm niemals erzählen durfte.

Sie vergrub das Gesicht in den Händen und schluchzte so heftig, dass ihre Matratze bebte.

Jemand klopfte an die Tür. Falsch. Jemand hämmerte an die Tür. Ein schweres, lautes, unerbittliches Pochen. Clayton konnte hören, wie sie im Rahmen schlackerte, als er langsam das Bewusstsein erlangte und in das grelle Licht des Fernsehers blinzelte. Stöhnend setzte er sich auf und presste sich die Handballen gegen die Augen, um sie zu massieren.

BUMM-BUMM-BUMM ...

Etwa eine halbe Sekunde lang selige Ruhe.

Dann:

BUMM-BUMM-BUMM-BUMM-
BUMM-BUMM-BUMM-BUMM ...

Seine Hände lösten sich von seinen Augen. »HÖR AUF DAMIT, DU SCHWANZLUTSCHENDES, VERFICKTES ARSCHLOCH VON EINEM HURENSOHN!«

Darauf folgte ein Schluchzen.

Und dann Gelächter.

Wow, da bin ich ja ganz schön ausgerastet. Wahrscheinlich hört sich so ein durchschnittlicher Psycho an, bevor er loszieht, um in einem Einkaufszentrum oder bei einem Kirchenfest ein Massaker zu veranstalten.

BUMM-BUMM-BUMM ...

»Scheiße noch mal.« Er verlieh seiner Stimme einen etwas höheren Klang. »Aufhören! Ich komm ja schon, gottverdammmt!«

Mühsam hievte er sich auf die Beine und wankte aus dem Wohnzimmer. Er spürte immer noch das Bier, das ihn vor einigen Stunden ins Reich der Träume geschickt hatte. Zwar hatte er nicht auf die Uhr des Kabelreceivers geachtet, als er aus dem Wohnzimmer getorkelt war, aber grob geschätzt musste es etwa Mitternacht sein. Mittlerweile stand er in der Diele und seine zitternde Hand schwebte über dem Knauf der

Eingangstür.

Er zog sie zurück.

Moment mal. Mitternacht?

Beim letzten Mal, als er spätnachts auf ein Klopfen an der Tür reagierte, waren die Dinge nicht so toll für ihn gelaufen. Teile seines Körpers schmerzten immer noch von der Tracht Prügel, die ihm dieser Schläger mit seinen Kampfstiefeln verpasst hatte. Wenigstens pisste Clayton kein Blut mehr. Das war verdammt beängstigend gewesen und brachte ihn fast so weit, einen Arzt aufzusuchen, was er seit ... tja, seit Jahrzehnten nicht mehr gemacht

hatte. Zum Glück wurde das Rot in seinem Urin am zweiten Tag rosa und kehrte am dritten Tag zum üblichen hellen Gelb zurück. Clayton hoffte, dass sich sein Körper weiter ohne externe Hilfe regenerierte. Eine offensichtliche und besonders geeignete Methode, das zu garantieren, bestand darin, jeglichen Kontakt mit einem gewissen Nazischwein mit Dienstmarke zu vermeiden.

BUMM-BUMM ...

Diese Arschgeige kann unmöglich einen Durchsuchungsbefehl besitzen. Ich hab nichts zu verbergen. Ich hab nichts Unrechtes

getan und ich lass ihn nicht rein.

Clayton runzelte die Stirn.

Seine selbstgerechte Empörung schoss ihm spontan und instinktiv durch den Kopf, allerdings beruhte einiges davon nicht wirklich auf Tatsachen. Er hatte sehr wohl einige Dinge in seinem Besitz, die Vertreter des regionalen Gesetzes besser nicht sehen sollten. Etwas Dope und einige der peinlicheren Teile seiner Pornosammlung beispielsweise. Und gut, klar war einiges, was er sich geleistet hatte, nicht ganz astrein. Der Verkauf von Drogen an Minderjährige beispielsweise. Der Verkauf

verbotener Substanzen an jede Person stellte ein Verbrechen dar, aber Clayton vermutete, dass es härtere Strafen dafür gab, sie an beeinflussbare Minderjährige zu verticken. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Er kratzte sich am Kinn und dachte darüber nach. Hm. Stimmt das? Er zuckte mit den Schultern. Clayton wusste es nicht. Und es spielte auch keine Rolle. Eher warf er sich vor einen fahrenden Bus, als in den Knast zu wandern.

BUMM-BUMM-BUMM-BUMM-
BUMM-BUMM-BUMM-BUMM-BUMM-
BUMM-BUMM-BUMM ...

Die bislang schlimmste Salve des grässlich lauten Hämmerns jagte ein Pochen durch seinen Schädel. Zorn begann, die Angst zu verdrängen. Dann prallte erneut etwas gegen die Tür. Diesmal entstand dabei ein leiseres Geräusch. Claytons Instinkt verriet ihm, dass es sich um einen gegen die Tür sackenden Körper handelte. Dann folgte ein anderer Laut.

Ein leises, stockendes Schluchzen.

Clayton vernahm es erneut. So hörte sich jemand an, der tiefe Seelenqualen litt. Jemand, den Verzweiflung heimsuchte. Um wen auch immer es sich handeln

mochte, dieser Bulle war's eindeutig nicht. Den Mann hielt er für ein gefühlloses Monster. Der weinte mit Sicherheit nicht auf Clayton Campbells Schwelle.

Einer der Teenager. Muss so sein.

Clayton hatte seit Wochen keinen mehr von ihnen gesehen. Seit jener schrecklichen Nacht nicht mehr. Etwas musste vorgefallen sein. Etwas, das alles veränderte. Es gab keinen Beweis dafür. Niemand hatte ihm etwas gesagt. Aber er spürte es tief im Herzen. In jener Nacht lag etwas Böses in der Luft und es berührte nicht nur ihn. Der parallele Tod von Dereks Vater

untermauerte seine Meinung zusätzlich. Er war überzeugt davon, dass sich die Abwesenheit der Kids nicht mit der falschen Geschichte über einen tätlichen Übergriff erklären ließ, die Fiona dem Bullen gesteckt hatte. Die anderen Teenager fielen auf einen solchen Quatsch nicht herein. So eine eigennützige Lüge durchschauten sie mühelos.

Zumindest hoffte er das.

Trotz allem wollte er immer noch, dass sie ihn mochten. Das galt selbst für Fiona.

Clayton drehte den Knauf und öffnete vorsichtig die Tür. Das

durchdringende Aroma von Alkohol wurde hereingeweht. Als sie ganz aufschwang, erblickte er einen leicht gebückten Mark Bell auf seiner Veranda. Die Augen des Jungen waren gerötet und feucht, sein Kopf schaukelte benommen auf den Schultern. Mit der rechten Faust umklammerte er eine Literflasche mit irgendeinem Fusel – eine zerknitterte braune Papiertüte verhüllte, um welche Marke es sich handelte.

Mark sah Clayton in die Augen und begann, hemmungslos zu weinen. Seine Schultern hoben und senkten sich, als die Gewalt der

Emotionen seinen Körper durchschüttelte. Clayton zeigte sich völlig verdutzt. Der Mark Bell, den er kannte, war ein harter Kerl. Vielleicht der toughestste Jugendliche, den er je getroffen hatte. Clayton verzog das Gesicht und bedeutete ihm mit einer Kopfbewegung, einzutreten. Mark stolperte ins Haus und wäre beinahe hingeschlagen, als einer seiner Füße linkisch an der Schwelle hängen blieb. Clayton stützte ihn an einer Schulter und richtete ihn auf.

Er löste die Flasche mit dem Alkohol aus Marks Fingern. Mark streckte sich danach und murmelte

protestierend etwas vor sich hin, aber Clayton hielt sie außer Reichweite und entfernte sich von dem Jungen, um die Tür zuzuschlagen. »Du hast genug. Ich weiß zwar nicht, was mit dir los ist, aber das weiß ich.«

Er führte Mark ins Wohnzimmer, wo der Junge aufs Sofa plumpste und Mühe hatte, die Augen offen zu halten. Wahrscheinlich stand er kurz davor, die Besinnung zu verlieren. Damit hatte Clayton kein Problem. Der Bursche musste seinen Rausch ausschlafen. Aber es war schon seltsam. In der Regel fingen die Jugendlichen erst etwa um diese

Zeit mit dem Trinken an, Mark jedoch musste sich schon seit Stunden zugeschüttet haben.

Die Eltern dieses Jungen schenken ihm überhaupt keine Beachtung.

Der Gedanke machte Clayton wütend, vorwiegend, weil es ihn stark an seine eigene Jugend erinnerte.

Was ist bloß mit all diesen Arschlöchern los? Verdammt, sogar ich kümmere mich besser um diese Teenager als ihre Eltern.

Natürlich wusste Clayton, dass er selbst ein lausiges Vorbild abgab, trotzdem fühlte es sich verdammt wahr an.

Mark schien noch nicht bereit zu sein, wegzutreten. Eine Weile saß er mit dem Kopf an der Rückenlehne da. Seine Lider flatterten ein wenig, aber er verlor nicht das Bewusstsein. Schließlich schüttelte er heftig den Kopf und rutschte zum Rand des Sofas, um mit rot geränderten Augen zu Clayton aufzuschauen. »Kumpel, bitte ... kann ich ein Bier haben? Ich weiß, dass ich nichts Hochprozentiges mehr vertrage.«

Clayton musterte den Burschen eine Weile, bevor er antwortete. Marks Blick wirkte zwar nicht annähernd nüchtern, aber trotzdem

überraschend fest. Der Junge wollte über etwas reden und schien fest entschlossen zu sein, wach zu bleiben, bis er die Worte ausgespuckt hatte. »Na schön. Warte hier. Klapp mir bloß nicht zusammen, während ich weg bin, okay?«

Mark brachte ein benommenes Lächeln zustande. »Ja. In Ordnung.«

Clayton ging in die Küche, wo er vor der mit Magneten und Notizzetteln bedeckten Kühlschrantür stehen blieb, um die zerknitterte Papiertüte von der Alkoholflasche zu schälen. Als er

das Bacardi-151-Etikett sah, verzog er das Gesicht.

Der Junge hat keinen Scheiß geredet – das ist wirklich hochprozentiges Zeug.

Er zerknüllte die Papiertüte und warf sie in den Abfalleimer. Dann schraubte er den Verschluss von der Flasche, trank einen ausgiebigen Schluck und zog eine Grimasse, als der 75-prozentige Rum seine Kehle hinunterbrannte. Das war guter Stoff, der allerdings besser mit etwas gemischt werden sollte, um sanfter für den Gaumen zu sein und die Wirkung des Alkohols zu lindern. Irgendwie hatte es der Junge

geschafft, fast ein Drittel der großen Flasche zu leeren, ohne ins Koma zu fallen. Vermutlich schwebte er tief im Land der Träume, wenn Clayton ins Wohnzimmer zurückkam.

Er räusperte sich. »Bist du noch wach, Junge?«

Die Antwort kam rascher und deutlicher als erwartet. »Verdammt, ja. Rück endlich raus mit dem Bier.«

Clayton genehmigte sich einen zweiten Schluck aus der Bacardi-Flasche, bevor er den Verschluss wieder zuschraubte. Er stellte sie auf der Arbeitsfläche ab und öffnete den Kühlschrank. Das oberste Fach

beherrschten mehrere Dutzend Bierflaschen verschiedener Brauart und Marken. Wenn es um Bier ging, mochte Clayton Abwechslung. Er hatte helles Bier, Lagerbier, Pilsner, Starkbier, Porter und einige kreative Variationen vorrätig. Darunter befand sich auch eine Flasche Bud Light, die von einem früheren Besuch von Mark Bell und einigen Freunden stammte. Clayton griff danach und schob einige der anderen Flaschen zur Seite, um im hinteren Bereich herumzutasten. Als er schon anfang zu vermuten, der gesuchte Gegenstand wäre verschwunden, erspähte er ihn in

einem Winkel hinter einer großen Pulle Dead Guy Ale. Die Flasche alkoholfreies O'Doul stellte ein Relikt seines jüngsten, halbherzigen Versuchs dar, abstinent zu leben.

Von Anfang an zum Scheitern verurteilt, dachte er mit einem reumütigen Lächeln. Du wirst niemals trocken, weil das kein Teil von dir wirklich will.

Clayton öffnete die Verschlüsse beider Flaschen und leerte das Bud Light ins Spülbecken. Dann füllte er die leere Bud-Light-Flasche vorsichtig mit dem alkoholfreien Gebräu. Anschließend warf er die O'Doul-Flasche in den Abfalleimer,

schnappte sich selbst ein Snake Dog IPA und kehrte ins Wohnzimmer zurück.

Mark nahm die Flasche mit einem ironischen Lächeln entgegen. »Was denn, bin ich nicht genug für eine deiner Kennermarken?«

Clayton ließ sich auf einen Lehnstuhl fallen, der in einem Winkel stand, aus dem er sowohl den Fernseher als auch das Sofa im Blickfeld hatte. »Du wolltest ein Bier und du hast eins gekriegt. Ich finde, du kannst im Moment was Schwächeres vertragen.«

Mark trank einen verhaltenen Schluck. »Pfui Teufel.«

Clayton zuckte mit den Schultern.
»Light ist eben light.«

»Echt genial, Mann.«

Clayton lächelte. »Ich weiß. Der Spruch ist von mir. Weiß bloß keiner.«

»Du laberst einen solchen Scheiß.«

»Ich weiß.« Clayton trank einen Schluck von seinem eigenen Bier.

»Also, warum erzählst du mir nicht, warum du wie ausgekotzt aussiehst?«

Mark grinste. »Wie ausgekotzt, hä? Stammt das auch von dir?«

»Was du gerade machst, würde ein typischer Sozialarbeiter-Depp

als Ausweichtaktik bezeichnen. Lass den Scheiß und erzähl, was los ist.«

Marks Grinsen verpuffte. Sein Gesicht schien in sich zusammenzufallen. Die Tränen kamen schnell und heftig, liefen in Rinnsalen bis auf die Unterarme des Jungen hinab. Als Clayton beobachtete, wie der Junge weinte, spürte er eine Beklemmung in der Brust, ein Aufkeimen schlummernder Emotionen. Du bist ein Idiot. Das sind bloß Kinder. Wirklich nur Kinder. Gerissener und härter als die meisten, aber am Ende des Tages eben nur Kinder.

Er hatte nicht den leisesten

Schimmer, was er tun oder sagen sollte.

Aber er durfte Mark nicht hängen lassen.

»Junge ... komm schon. Das wird alles wieder.«

»NEIN, WIRD ES NICHT!«, heulte Mark auf. Zornig wischte er sich die Tränen aus den Augen und starrte Clayton finster an. »Ich liebe sie, verfluchte Scheiße. Ich liebe sie so sehr. Und sie reagiert nicht auf meine Anrufe oder Nachrichten. In der Schule schneidet sie mich. Heute stand ich vor ihrem Haus und klopfte an die Tür. Das hab ich noch nie gemacht. Ihre Eltern kennen

mich nicht mal. Wie krass ist das eigentlich? Ihre Ma hat aufgemacht und gesagt, dass Natasha mich nicht sehen will.«

»Warte mal. Warum behauptet sie das? Du hast doch gerade gesagt, sie kennt dich gar nicht.«

Frustriert streckte Mark die Hände in die Luft. »Scheiße, keine Ahnung, Mann. Natasha muss ihr wohl eine total gute Beschreibung von mir gegeben haben. Jedenfalls meinte ihre Mutter, ich soll mich nie wieder dort blicken lassen, weil sie sonst die verdammte Polizei ruft.«

Clayton nickte. »Aha. Verstehe. Pass auf, ich will hier nichts

runterspielen, sondern nur sicher sein, dass ich's kapiere – du bist deshalb so fertig, weil dich deine Freundin abserviert hat. Ist das alles, was los ist?«

Mark kämpfte sichtlich darum, sich in den Griff zu bekommen. Als er zumindest einen Hauch von Kontrolle zurückgewonnen hatte, trank er einen Schluck aus der Bud-Light-Flasche. »Nein, Mann.« Mittlerweile klang seine Stimme leiser, fast nüchtern. Nein, nicht nüchtern. Verängstigt. »Da ist noch was. Es ist was passiert. Etwas so Ätzendes, dass ich mich am liebsten umbringen würde, um nicht mehr

daran zu denken.«

Clayton nahm einen weiteren Schluck. »Okay. Erzähl mal.«

Mark holte tief Luft. »Da ist dieses Haus. Alt und verlassen. Ein gutes Stück im Wald auf der anderen Seite der Weakley Lane. Wir sind dort eingebrochen, einfach so aus Spaß, verstehst du? Irgendwas war dort. Etwas ... Böses. Es ließ uns Sachen tun. Schrecklichen und absolut kranken Mist.«

Einer der Sätze traf Clayton wie ein Faustschlag.

Irgendwas war dort.

Die Snake-Dog-Flasche rutschte ihm aus den plötzlich tauben

Fingern und zerbrach auf dem Hartholzboden. »Scheiße.«

Mark starrte ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Kumpel ... geht's dir gut?«

Clayton erwiderte nichts. Eine eisige Kälte nistete sich rings um sein Herz ein.

Ein Gedanke schien den dichten Rauschnebel zu durchdringen, der Marks Gehirn verhüllte. »Hey ... weißt du etwa irgendwas über das Haus?«

Clayton zwang sich, zu schlucken und tief Luft zu holen. »Das ist das Hollis-Haus. Was ich darüber weiß, hat mir mein Vater erzählt, bevor er

sich umbrachte. Ich habe nie ein Wort davon geglaubt. Zu verrückt. Aber mein Vater hat's geglaubt. Deshalb hat er sich umgebracht. Und wenn dieser ganze Wahnsinn auch nur ein Körnchen Wahrheit enthält, würde das erklären, warum du dich so aufführst – vor allem, wenn ihr so strunzdumm gewesen seid, in das verfluchte Haus einzubrechen.«

Mittlerweile wirkte der Junge definitiv verängstigt. »Ich wünschte, wir könnten die Zeit zurückdrehen und wären da nie reingegangen.«

Clayton stöhnte. »Aber das seid ihr.«

»Ja.«

»Du Vollidiot. Ihr alle seid das. Verdammte Idioten.«

»Ja.«

Clayton stemmte sich aus dem Sessel und ging in die Küche. Er kam mit einem Kehrblech und einem kleinen Handbesen zurück, fegte die Überreste der zerbrochenen Flasche auf, lief noch einmal in die Küche zurück, um die bräunlichen Scherben zu entsorgen, und holte zwei weitere Flaschen Bier aus dem Kühlschrank.

Im Wohnzimmer hielt er Mark ein Guinness hin. »Da, nimm.«

Mark wirkte irritiert. »Ich bin mit

dem ersten noch gar nicht fertig.«

»Das ist ein vericktes O'Doul in einer Bud-Light-Flasche. Ich wollte verantwortungsvoll sein, aber scheiß drauf. Nimm!«

Mark nahm die Flasche entgegen.

Clayton ließ sich wieder auf den Sessel plumpsen. »Mann, Mann. Na schön, pass auf. Um das alles zu verarbeiten, solltest du nüchtern sein. Deshalb heb ich mir den Großteil für ein andermal auf. Sagen wir morgen Abend. Und versuch, so viele deiner Freunde wie möglich mitzubringen.«

»Im Moment red ich mit keinem von denen.«

Clayton streckte einen Finger in Marks Richtung. »Das ist wichtig!«

Mark nickte. »Na gut, ich versuch's. Werd mich bemühen.«

»Tu das. Und jetzt verrate mir noch was – habt ihr eure dämlichen Ärsche auch in den Keller runtergeschleppt?«

Bei der Erwähnung des Kellers begann Marks Kieferpartie zu zittern.

Mehr brauchte Clayton als Antwort nicht.

»Alles klar.«

Von Marks Augen lösten sich abermals Tränen. »Was haben wir getan? Oh Gott, was haben wir

getan?«

Claytons Mund bildete eine verkniffene, schmale Linie. »Also, ich behaupte immer noch nicht, dass ich dran glaube, aber ...«

»Aber?«, hakte Mark nach.

Clayton leerte den Rest seiner Flasche mit einem langen Zug. »Sei vorsichtig, wenn du deine Freunde drauf ansprichst, morgen herzukommen.«

»Vorsichtig? Wie meinst du das? Denen kannst du vertrauen, Clay. Sie petzen das niemandem.«

»Das wollte ich damit nicht sagen. Wenn du morgen mit ihnen redest, dann achte genau darauf, wie sie

sich verhalten. Achte auf jedes Anzeichen von etwas ... Ungewöhnlichem. Egal ob unauffällig oder extrem offensichtlich. Keine Ahnung. Ich kann nur davon ausgehen, was mir mein Vater erzählt hat, als er in jener letzten Nacht besoffen war und wirres Zeug über dämonische Besessenheit brabbelte.«

Mark schauderte. »Du glaubst, einer meiner Freunde ist von einem verickten Dämon besessen?«

Clayton zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Sag du's mir. Du warst in dieser Nacht dabei. ›Irgendwas war dort.< Erinnerst du

dich? Was glaubst du?«

»Andras.«

Bei dem Namen verspürte Clayton einen unerklärlichen Anflug von Kälte. »Wer ist ...«

»Er sagt, er wäre ein Großfürst der Hölle. Ich hab ihn in meinem Kopf sprechen gehört. Wie wir alle. Ich hoffte eigentlich, dass ich mir das nur eingebildet habe ... Gruppenhypnose oder irgend so ein Mist.«

Clayton schnaubte.
»Gruppenhypnose, du meine Fresse. Du bist doch kein schmieriger Regierungsfuzzi, der eine UFO-Sichtung vertuschen will.

Aber nur, um alle anderen Theorien auszuschließen ... Ich weiß, dass ihr gerne feiert. Bist du sicher, dass ihr nichts eingeworfen hattet, was Halluzinationen verursachen kann? Acid, Pilze, so was in der Art?«

Mark schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Nein. Nur Alkohol und ein bisschen Gras.«

»Ich glaub dir ja. Aber ich musste fragen. Tja, wenn das alles stimmt, war mein Vater vielleicht doch nicht komplett verrückt. Und das bedeutet, es besteht durchaus die Möglichkeit, dass du und deine idiotischen Kumpel einen verfluchten Dämon aus seinem Gefängnis

befreit habt. Und ja, einer von euch ist wahrscheinlich besessen.« Ein freudloses Lachen. »Herzlichen Glückwunsch.«

Mark stellte die Guinness-Flasche ab und vergrub erneut das Gesicht in den Händen.

»Wie gesagt, beobachte deine Freunde, Mark. Behalt sie aufmerksam im Auge. Falls du bei einem von ihnen Anzeichen aufschnappst, dass was nicht stimmt, hältst du über dieses Treffen besser die Klappe und machst, dass du Land gewinnst. Kapiert?«

Mark schaute ihn mit

tränenüberströmtem Gesicht an.

Er wirkte immer noch verängstigt und verzweifelt vor lauter Liebeskummer, aber es hatte sich etwas Neues in seine Züge geschlichen, ein Anflug von Hoffnung. Der Junge setzte sein Vertrauen in Clayton Campbell.

Was nach Clayton Campbells bescheidener Meinung eine ziemlich große Sache war.

»Kapiert.«

6. Dezember 1984

Das Haus des Bürgermeisters lag in Ransom auf der Kuppe eines sanft ansteigenden Hügels. Der weitläufige Rasen präsentierte sich als gepflegte Grünfläche. Eine ganze Mannschaft von Landschaftsgärtnern kümmerte sich unermüdlich darum, dass er so makellos wie ein Golfplatz der PGA-Tour aussah. Das große, im Plantagenstil errichtete Gebäude befand sich etwa 100 Meter abseits der Straße, umgeben von einem

hohen, schmiedeeisernen
Sichtschutzzaun mit einem
Sicherheitstor am Fuß der Auffahrt.
Theoretisch handelte es sich nicht
um ein Privatgrundstück. Auf dem
Papier gehörte die Liegenschaft der
Gemeinde. Allerdings wusste jeder
in Ransom, dass Luke Harper, der
seit knapp 30 Jahren das Amt des
Bürgermeisters innehatte, die Villa
als seinen Besitz betrachtete.

Nachdem sich das elektrische Tor
für Norman Campbell geöffnet
hatte, raste er die lange,
halbkreisförmige Auffahrt hinauf
und brachte den Cadillac mit
quietschenden, qualmenden Reifen

neben einer hohen Marmorveranda mit zahlreichen Türmchen zum Stehen. Sie mutete beinahe so prunkvoll wie das Lincoln Memorial in Washington an. Norman schnaufte und ächzte, als er die Stufen hinaufkletterte. Ein steifer Wind erfasste seine Krawatte und blies sie ihm nach hinten über die Schulter. Als er die Tür erreichte und mit dem Daumen auf den runden Klingelknopf drückte, war er außer Atem. Er keuchte noch immer heftig und wischte sich mit der Handfläche Schweiß von der Stirn, als die Tür aufschwang. Frederick, ein überaus adretter englischer

Butler, der geradewegs einer Kurzgeschichte von P. G. Wodehouse entsprungen zu sein schien, begrüßte ihn mit zutiefst bestürztem Gesichtsausdruck.

Der Butler öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Norman kam ihm mit einer schnellen Handbewegung zuvor. »Ich muss zu Luke ... zum Bürgermeister. Sofort.«

Fredericks Miene blieb argwöhnisch. »Ich fürchte, der Bürgermeister ist im Augenblick beschäftigt. Sie sollten zunächst sein Büro anrufen und einen Termin vereinbaren.«

Norman schäumte. Er war kein

Otto Normalverbraucher mit irgendeinem bescheuerten Anliegen an die Stadt. »Leg dich nicht mit mir an, Freddy. Das ist ein dringender Notfall und der Bürgermeister wird davon erfahren wollen. Glaub mir, es geht um deinen Arsch, wenn du dich bei dieser Angelegenheit querstellst. Und jetzt setz dich in Bewegung, verflucht.«

Fredericks Züge verfinsterten sich. Wahrscheinlich hätte er Norman am liebsten ins Gesicht geschlagen. Tja, wohl kaum. Der kleine Pisser kannte seinen Platz. Er war ein Diensthote. Mehr nicht. »Ich werde

den Bürgermeister von Ihrer Ankunft in Kenntnis setzen. Warten Sie hier, Sir.«

Norman lächelte. »Sicher doch, Freddy.«

Frederick verschwand durch einen hohen Türbogen zur Linken. Norman hörte, wie die Absätze der polierten schwarzen Schuhe über den Hartholzboden eines Korridors klickten. Während Norman allein wartete, verfiel er in eine Art Trancezustand. Seine Gedanken kreisten erneut um die Ereignisse, die zu Louellas Tod geführt hatten.

Er zuckte zusammen, als Frederick sich in seinem Rücken zu Wort

meldete. »Der Bürgermeister empfängt Sie jetzt, Sir. Wenn Sie mir folgen möchten ...«

Norman schlug sich mit einer Hand auf die Brust. »Gottverdammte, Freddy!«

Der Butler zog eine Augenbraue um ungefähr einen Millimeter hoch. »Sir?«

»Ich bin heute ein reines Nervenbündel. Man schleicht sich nicht so an einen Mann an.« Erneut klopfte er sich auf die Brust. »Himmel, Arsch und Zwirn. Na schön. Geh voraus.«

Wenige Minuten später saß er in Luke Harpers persönlichem

Arbeitszimmer. In einer Hand hielt er ein Glas Whiskey, in der anderen eine frisch angezündete Cohiba. Der Alkohol und der Tabak halfen ihm, seine Nerven ein wenig zu beruhigen. Es verhinderte trotzdem nicht, dass ihn die beeindruckende Kraft des starren Blicks des Bürgermeisters auf seinem Sitz unruhig hin und her rutschen ließ. Aufmerksam und schweigend lauschte Harper den makabren Ausführungen. Als Norman geendet hatte, benutzte der Bürgermeister das Telefon auf seinem Schreibtisch, um einen Anruf zu tätigen. Er erteilte einige knappe

Anweisungen und legte den Hörer auf. »Ich habe ein paar Männer losgeschickt, um die Leiche abzuholen. Also ... wollte dich die Schlampe erpressen?«

Norman stürzte noch mehr Whiskey hinunter. »Oh ja. Definitiv. Aber warte mal ... was meinst du mit ›abholen‹? Sie bringen sie doch nicht etwa hierher?«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf. Diese Frau hat also von dir verlangt, dass du jemanden anheuern sollst, um Audrey zu töten?«

»Ja. Ich ... Hör mal, ich weiß, wie verrückt das klingt, aber ...«

Harper hob eine Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. »Mir egal, wie sich das anhört. Du hast getan, was getan werden musste. Eine Frau muss ihren Platz kennen, Campbell. Was mir Sorgen macht, ist weniger, dass du eine geldgeile Hure umgebracht hast. Es ist vielmehr der Ort, an dem die Sache vorgefallen ist.«

»Es war nur ein altes, mit Brettern vernageltes Haus.«

Harper schüttelte den Kopf. »Nein. Es ist wesentlich mehr als das. Und diese Sache ist erheblich komplizierter, als du ahnst. Hast du zum Beispiel gewusst, dass auch

dein Vater auf diesem Grundstück Morde begangen hat?«

Norman runzelte die Stirn. »Äh ... was? Aber er ist ...«

»Ja, er ist schon lange tot. Und es ist vor langer Zeit passiert.«

»Moment ... du hast ›Morde‹ gesagt – also mehr als einer?«

Harpers Lächeln wirkte angespannt. »Dein Vater hat eine Reihe von Menschen getötet. Zwei davon im Hollis-Haus. Ein weiterer beunruhigender Aspekt dieser Angelegenheit ist die Identität der Frau, die du aus dem Verkehr gezogen hast. Sie ist ... war ... eine Nachfahrin von Frank und Eleanor

Hollis ... die beide von deinem Vater ermordet wurden. Das kann kein Zufall sein.«

Norman leerte den Rest seines Whiskeys. »Das ist verrückt. Willst du mir weismachen, dass mein Vater ... was – ein Serienmörder war?«

»Er war ein Mann, der sich für Macht interessiert hat, ein Charakterzug, den er dir vererbt hat. Und er hatte ... obskure Möglichkeiten, um Macht zu erlangen.«

»Zum Beispiel?«

Harper legte die Fingerspitzen aneinander, als er sich über den

Schreibtisch beugte. »Dein Vater praktizierte, was viele als Schwarze Magie bezeichnen würden. Er war in der Lage, Dämonen heraufzubeschwören und zu binden. Mächtige Wesen, die er benutzt hat, um seine Gegner einzuschüchtern und zu quälen.«

Norman lachte. »Das ist ein Scherz ... richtig?«

»Nein.«

»Also ... war er verrückt?«

»Nein.«

Norman zog an der Cohiba und grinste breit, als er den Zeigefinger auf Harper richtete. »Alles klar, alter Freund. Einen Moment lang

hattest du mich tatsächlich, aber ...«

Abrupt stand der Bürgermeister auf, ging um den Schreibtisch herum und baute sich vor ihm auf. Normans Grinsen verblasste, als er in das Gesicht des Mannes starrte. Er hatte das unangenehme, magenverkrampfende Gefühl, einen gefährlichen Fremden statt einen vertrauten alten Freund vor sich zu haben. Die fieberhafte Intensität, mit der ihn der andere musterte, ließ ihn nervös hin und her rutschen. Herrgott, alles an diesem Tag schien falsch und verkehrt zu sein. Norman konnte nicht

begreifen, wie sein gesamtes Leben innerhalb weniger Stunden dermaßen aus der Spur geriet. Bis zu diesem Tag hatte er sich glücklich und erfolgreich gefühlt, rundum zufrieden mit nahezu jedem Aspekt seines Daseins. Nun war er zum Mörder geworden und sein bester Freund redete wahnwitzigen Unsinn. Irgendwann fing Harper wieder zu reden an, doch Norman befand sich in einem solchen Zustand inneren Aufruhrs, dass er kein Wort mitbekam.

»Hörst du mir überhaupt zu?«

Norman blinzelte. »Was?« Er drückte die Zigarre aus und wischte

sich den Schweiß von der Stirn. »Ich
fühl mich nicht besonders.«

Harpers Mundwinkel zuckten.
Seine Augen traten auf seltsame
und beunruhigende Weise vor.
»Spürst du sie?«

»Äh ...« Norman rutschte zum
Rand des Stuhls. Höchste Zeit, Land
zu gewinnen. »Keine Ahnung,
wovon du redest. Ich spür einen
Dreck. Und, äh, weißt du, irgendwie
denke ich, dass ich vielleicht ... na
ja ... gehen sollte. Ich hätte dich
nicht damit belasten sollen. Ein
Mann muss seinen Mist selbst
aufräumen. Also mach ich mich mal
besser auf den Weg.«

Er setzte an, sich vom Stuhl zu erheben.

Harper grinste.

Etwas im Gesichtsausdruck des Bürgermeisters ließ Norman innehalten. Etwas stimmte nicht daran. Harpers Züge wirkten irgendwie ... unmenschlich. Fast schon animalisch. Wie die Miene eines brutalen Jägers in der Wildnis, der seine Beute in die Enge trieb. Es war ein hungriger Ausdruck. Ein wildes und hämisches Aufblitzen von lange verborgenem Wahnsinn.

Norman schluckte.

Harper lachte. »Und ob du sie spürst. Die Gegenwart des

Dämons.«

Norman wusste nicht, was er darauf antworten sollte. »Äh ...«

Du bist ein durchgeknallter Mistkerl. Herr, bitte schaff mich hier raus. Ich werde auch nie wieder sündigen, ich schwör's.

Plötzlich riss sich Harper die Jacke vom Leib und schleuderte sie quer durch den Raum. Normans Gesichtshaut runzelte sich verwirrt, als der Mann an der um seinen Hals geknoteten Krawatte zerrte. Sie löste sich und Harper begann, vorne an seinem Hemd zu reißen. Knöpfe sprangen vom Stoff und holperten über den mit Teppichen

ausgelegten Boden. Für Norman bestand kein Zweifel mehr, dass er sich in Gesellschaft eines völlig Geistesgestörten befand.

Der Bürgermeister von Ransom stand keuchend in der Mitte des Raums. Seine muskulöse Brust hob und senkte sich bei jedem tiefen Atemzug deutlich. Harper war zwar nie ein waschechter Fettsack gewesen, aber durchaus verweichlicht wie viele Männer seines Alters und Rangs. Nun jedoch erinnerte sein Körperbau an den eines Fitnessfanatikers. Überall zeichneten sich definierte, harte Muskeln ab. Genauso unerklärlich

war das Narbengewebe auf dem Bauch des Mannes. Norman entdeckte auf der Haut sich überschneidende, reliefartig erhabene Linien, die kreisförmig angeordnet waren. Jemand schien ihn mit einem Pentagramm gebrandmarkt zu haben.

Dasselbe Symbol hatte er auf einem der vernagelten Fenster am Hollis-Haus gesehen.

»Großer Gott ...« Norman zitterte.
»Was ... was ist mit dir?«

Harper ließ ein weiteres irres Grinsen aufblitzen. »Dein Vater hat mich in seine Geheimnisse der Dämonologie eingeweiht.

Gemeinsam haben wir den Dämon Andras und dessen Schergen Flauros heraufbeschworen. In früheren Zeiten nannte man Andras den Menschenschlächter. Er zählt zu den tödlichsten aller Dämonen. Dein Vater und ich wurden reich, indem wir uns seine Macht zunutze machten, aber Andras war zu mächtig. Wir konnten ihn irgendwann nicht mehr kontrollieren und mussten etwas unternehmen.«

Norman nickte. »Klar. Verstehe. Das klingt ... einleuchtend.«

Harper grinste. »Du glaubst mir nicht.«

Norman schüttelte mehrmals

nachdrücklich den Kopf. »Doch, doch, doch, ich glaub dir. Ich mein, ich versteh schon, wie ernst diese Sache ist und ... äh ...« Stirnrunzelnd kratzte er sich am Kopf. Ihm fiel nichts Vernünftiges ein, um diesen Wahnsinnigen zu beschwichtigen. »Also ...«

Harper klopfte sich auf den Bauch. »Das wurde unternommen. Dein Vater hat meine Haut verbrannt, um Flauros für immer an mich zu binden.« Wieder lachte er. »Nun ja, ›für immer‹ ist relativ. Flauros ist in einem Winkel meines Geistes weggesperrt.« Er deutete auf seinen Kopf. »Hier drin, wo der

dämonische Schwanzlutscher bis zu dem Tag bleiben wird, an dem ich sterbe. Verstehst du, wir hatten nicht viel Zeit. Sie wurden immer schwieriger zu kontrollieren und wir mussten etwas tun, bevor sie ihre Bindung abschütteln konnten.

Sie hätten uns getötet, wenn sie sich befreit hätten. Wir mussten sie einerseits dauerhafter binden, andererseits mussten wir sie voneinander trennen, weil sie im Verbund stärker waren. Flauros in meinem Körper unterzubringen, war keine perfekte Lösung, aber dein Vater hielt es zu dem Zeitpunkt für die beste verfügbare Alternative. Er

schwor mir damals, die abscheuliche Kreatur in einem dauerhafteren Gefängnis unterzubringen, sobald die unmittelbare Gefahr gebannt war. Nur kam es nie dazu. Trotz all seines Wissens fand er keine Möglichkeit, es zu bewerkstelligen. Und ich kann Flauros nicht einfach freigeben. Das wäre Selbstmord.«

»Aha. Also steckt dieser Flauros in deiner Birne?«

»So ist es. Er kann mich nicht kontrollieren. Der Bann, den dein Vater gewirkt hat, ist sehr effektiv. Aber ab und an spüre ich seinen Versuch, mich zu beeinflussen.«

»Und siehst du im Moment deshalb wie das grüne Arschloch aus dieser Fernsehserie aus, aufgepumpt wie Hulk?«

Die harten Muskeln an Harpers Armen schwellen sichtbar an. »Ja.«

Norman wusste nicht, was er davon halten sollte. Dieser dämonologische Kram war doch absoluter Unsinn. Andererseits veränderte sich Lukes Körper vor seinen Augen. Hier ging etwas vor sich, das unnatürlich war. Norman wollte es nicht glauben, aber er sah es unmittelbar vor sich, und er neigte nicht zu Halluzinationen. »Na schön. Und was ist aus dem

anderen geworden?«

»Andras.« Harpers Züge
verfinsterten sich. »Wir haben ihn
mit mehreren
übereinandergelagerten
Bindungszaubern im Keller des
Hollis-Hauses eingekerkert. Dort
befindet er sich immer noch. Er
schläft in der Dunkelheit und ist
unter der Erde gefangen. Trotzdem
müsstest du seine Gegenwart
gespürt haben, als du heute dort
gewesen bist.«

Norman erinnerte sich an die
widernatürliche Kälte, die von dem
Haus ausgegangen war. Und an das
unbestimmte Gefühl, beobachtet zu

werden. Er zuckte mit den Schultern. »Da war schon ... irgendetwas.«

Ein Klopfen an der Tür ließ ihn zusammenschrecken.

Harpers gewaltige Muskeln wogten wie Wellen, als er sich umdrehte. Er bleckte die Zähne und erhob die Stimme, als er sich an die Person auf der anderen Seite der Tür wandte. »Ja?«

Sein Tonfall klang plötzlich heiser. Wie ein tiefes, rauchiges Grollen. Aus seinen Nasenlöchern kräuselte sich ein Hauch von etwas, das wie Dampf aussah. Seine Ohren zuckten und schienen dicker zu werden,

veränderten ihre Form, bis sie beinahe spitz zuliefen. Norman spähte zu dem großen Fenster zu seiner Linken. Er wusste, dass es zur Rückseite des Grundstücks ausgerichtet lag, aber nicht, ob es sich oberhalb des harten Zements rund um den Swimmingpool oder über den angrenzenden Flächen üppig-grünen Grases befand.

So oder so verhiess der Sprung aus einem Fenster im ersten Stock höllische Schmerzen, aber eine Landung auf der Wiese würde er vielleicht unversehrt überstehen, wohingegen ein Aufprall auf dem Zementbereich definitiv ein paar

gebrochene Knochen bedeutete. Trotzdem lohnte es sich, darüber nachzudenken, denn die Sache mit den Dämonen kam ihm nicht länger wie ein Haufen gequirelter Scheiße vor.

Normans Instinkte bewogen ihn dazu, aufzustehen. Er wich vom Bürgermeister zurück und spähte erneut zum Fenster, wappnete sich im Geiste für einen potenziell selbstmörderischen Hechtsprung durch die Scheibe. Eine Stimme von der anderen Seite der Tür ließ ihn jäh erstarren. »Luke?«

Normans Herz hätte um ein Haar ausgesetzt. Er kannte diese

Stimme.

Aus Harpers Mund drang ein kehliges Kichern. »Komm rein, Liebes.«

Die Tür öffnete sich, und Audrey Campbell trat ein. Sie blieb stehen, als sie Normans bestürzte Miene erblickte. »Oh. Ich dachte mir doch, dass ich draußen deinen Wagen gesehen habe.«

Audrey trug ein aufreizendes rotes Kleid, das ihre geschmeidigen Kurven betonte. Der dünne Stoff schmiegte sich an ihren Körper wie eine zweite Schicht glänzender Haut. Ihre hohen Absätze hoben ihren wohlgeformten Hintern

provokativ an und betonten die Wölbung ihrer drallen Brüste. Von der entschieden altbackenen Aufmachung, in der er sie an diesem Morgen gesehen hatte, war nicht viel übrig geblieben. In der Regel putzte sie sich nur für wichtige gesellschaftliche Veranstaltungen derart heraus.

Mit purer Willenskraft brachte er die Worte über die Lippen. »Was machst du hier?«

Audrey lächelte. »Was glaubst du wohl, Normie?« Sie ging zu Harper und schlang sich um seinen Körper, der sich nach wie vor veränderte. Seine Oberschenkel waren gewaltig

angeschwollen und dehnten den Stoff seiner Kakhose. Audrey schmiegte sich an Harpers mächtige Erektion und krümmte sich wie eine Hure, liederlich und schamlos. Sie warf ihrem Mann ein anzügliches Grinsen zu. »Willst du dabei zusehen, Schatz?«

Normans Hände ballten sich zu Fäusten. »Du ... Miststück.«

Audrey warf den Kopf zurück und lachte. »Also bitte. Denkst du etwa, ich wüsste nichts davon, dass du Huren fickst?« Sie fuhr mit einem rot lackierten Fingernagel über Harpers definierten Oberkörper. »Tja, tu ich aber. Du kannst dir

deine Eifersucht also in deinen engen kleinen Arsch schieben.«

Abermals lachte sie.

Harper knurrte, klang mehr denn je zuvor wie ein Tier und riss ihr das rote Kleid vom Leib. Üppige Brüste kamen zum Vorschein und wogten und glänzten im grellen Deckenlicht. Die Kreatur, die kaum noch an den Bürgermeister von Ransom erinnerte, warf sie zu Boden und stürzte sich auf sie. Die restlichen Kleider flogen durch die Gegend und Sekunden später fickte Harper Normans Frau heftig auf dem Teppich.

Norman taumelte.

Er konnte das alles nicht verarbeiten. Überhaupt nicht. Es war zu wahnsinnig. Er stolperte auf die Tür zu und wankte hinaus. Unstet torkelte er den langen Korridor entlang, schlingerte von einer Wand zur anderen, bis er den Treppenabsatz erreichte, an dem er kurz innehielt, um sich zu sammeln. Norman zuckte zusammen, als er Audreys spitzen, ekstatischen Schreien lauschte. Es waren diese verwerflichen Laute, die ihn letztlich die Stufen hinuntertrieben.

Er hielt gerade auf die große Doppeltür des Haupteingangs zu, als diese aufflog und Frederick mit

einer Kettensäge im Anschlag hereinkam.

Norman schrie auf und kippte um.
Eine Zeit lang blieb alles verschwommen.

Als er zu sich kam, befand er sich in der weitläufigen Garage der Villa. Er erblickte Frederick und verspürte erneut den Drang, zu schreien. Der Mann hielt immer noch die Kettensäge in der Hand, aber sie war nicht eingeschaltet. Von seinem Jackett keine Spur. Stattdessen trug er eine dicke Lederschürze. Im Augenblick sah er keineswegs wie ein adretter englischer Butler aus. Durch sein hämisches Grinsen

wirkte er wie etwas aus einem Albtraum. Anfangs glaubte Norman fest daran, dass Frederick plante, die Kettensäge gegen ihn einzusetzen, dann jedoch fiel sein immer noch leicht trüber Blick auf etwas Vertrautes auf dem Boden – und diesmal schrie er wirklich.

Es war die Frau. Diese erpresserische Schlampe.

Sie war von den Toten auferstanden, um Vergeltung zu üben!

Aber ... nein. Sie war immer noch tot. Krampfhaft versuchte Norman, sich zu beruhigen. Er stand kurz davor zu hyperventilieren. Es

handelte sich tatsächlich um die Frau, aber als Leiche. Norman zwang sich, einige Momente lang seine Konzentration ausschließlich auf diesen Umstand zu lenken. Dann bemerkte er, dass unter dem reglosen Körper eine große, durchsichtige Plastikfolie ausgebreitet lag.

Plötzlich fügte sich alles zusammen.

Die Kettensäge.

Die Lederschürze.

Die Plastikfolie.

Heilige verfluchte Scheiße!

Norman rappelte sich auf, wirbelte herum und rannte mit voller Wucht

gegen eine Ziegelsteinmauer. Er taumelte, stolperte rückwärts und erkannte Sekunden später, dass es sich bei dem Hindernis nicht um eine Ziegelsteinmauer handelte, sondern um einen entsprechend gebauten Mann. Einen großen, muskelbepackten, brutal wirkenden Hünen. Vollkommen schwarz gekleidet. Schwarze Jeans. Schwarze Schuhe. Schwarzer Rollkragenpullover. Schwarze Rollmütze. Schwarze Lederhandschuhe. Die Augen des Manns schimmerten in einem harten, unbarmherzigen Blau, seine vorstehende Kieferpartie schien aus

Granit gemeißelt zu sein.

Frederick lachte. »Sagen Sie Hallo zu Sasha.«

»Ist das nicht ein Frauenname?«

Sashas Nasenflügel blähten sich.

Frederick lächelte. »Ich würde Ihnen raten, sich jeglichen weiteren Kommentar, der die Männlichkeit des lieben Sashas anzweifelt, zu verkneifen, Herr Campbell.«

In Normans Kopf drehte sich weiterhin alles. »>Herr<? Was zum Geier soll das? Bist du jetzt auf einmal Deutscher?«

Frederick stieß ein weiteres irres Gelächter aus und riss am Starterseil der Kettensäge. Die

große McCulloch stotterte kurz und erwachte dann brüllend zum Leben. Frederick senkte das rotierende Blatt auf den zierlichen Hals der toten Louella. Die Klinge fraß sich gierig in die Haut und verwandelte sie schlagartig in ein Übelkeit erregendes Chaos, ließ Gewebefetzen und Knorpelbrocken überallhin fliegen. Dann löste sich der Kopf mit einem feuchten Laut vom Rumpf und kreiselte über die Plastikfolie.

Norman spürte die Schmerzen kaum, als seine Knie auf dem harten Zementboden landeten.

Er wollte die Augen vor dem

Blutbad verschließen, doch es gelang ihm nicht. Alles, was er empfand, waren Abscheu, intensiver Hass und Ekel. Es spielte keine Rolle, dass ursprünglich er die Frau getötet hatte. Das war instinktiv geschehen. Eine aus der Verzweiflung geborene Tat der Selbsterhaltung. Dies jedoch war etwas völlig anderes.

Harpers Butler – oder was immer er in Wirklichkeit sein mochte – tat es, weil es ihm Vergnügen bereitete.

Lieber Herr Jesus ...

Norman gelang es während der ganzen Szene nicht, den Blick

abzuwenden. Etwas in seinem Inneren zwang ihn, hinzusehen und zu bezeugen, wie die dröhnende Kettensäge seine ehemalige Geliebte Stück für Stück auf unkenntliche Haufen blutigen Fleisches reduzierte.

Nach einer schier endlosen Zeit hörte das Gemetzel schließlich auf.

Aber Norman wusste, dass damit das Grauen, das in sein Leben Einzug gehalten hatte, noch lange nicht ausgestanden war.

Er befürchtete, dass es möglicherweise niemals endete.

24

Es klingelte an der Tür. Lydia Bell sah von der aktuellen Ausgabe von Entertainment Weekly auf und starrte mit finsterner Miene in Richtung Vordertür, die sie von ihrer derzeitigen Lage – mit angezogenen Beinen auf dem Ledersofa im Wohnzimmer – allerdings nicht sehen konnte. Die Klingel war eine ungebetene Störung. Sie hatte sich daran gewöhnt, das Haus vormittags ganz für sich allein zu haben. Da Tom arbeitete und Mark vermutlich in der Schule saß – oder irgendwo

beim Saufen mit anderen Taugenichtsen –, herrschte um diese Tageszeit normalerweise Stille im Haus. Lydia schaltete nie den Fernseher ein und hörte auch keine Musik. Sie empfand die Stille als wahren Segen. Die Ruhe gewährte ihr ein gewisses Maß an Friedlichkeit in einem Leben, das sich ständig anfühlte, als könnte es jeden Moment in sich zusammenfallen.

Abermals läutete es.

»Verdammt noch mal!«

Um diese Tageszeit tauchte nur selten jemand auf. Im Verlauf des vergangenen Jahres hatte sich

Lydia zunehmend von ihren Freundinnen aus der Nachbarschaft distanziert. Der letzte Versuch einer Kontaktaufnahme lag schon Monate zurück. Anscheinend hatte Lydia die anderen Frauen zu oft hängen gelassen, bis sie es einfach aufgaben. Lydia störte das nicht. Sie sehnte sich nicht länger nach zwischenmenschlichem Umgang und brauchte keine Gesellschaft.

Lydia stand auf und stapfte aus dem Wohnzimmer. Als sie die Diele erreichte, schrillte die Klingel erst ein drittes, dann ein viertes Mal. Jeder neue Ton fühlte sich wie ein Messerstich im Schädel an. Ihr

Besucher war ungeduldig und hartnäckig. Wer immer es sein mochte, Lydia hasste ihn bereits jetzt. Sie entriegelte die Tür und riss sie auf. Ein Fluch erstarb auf ihren Lippen, als sie sah, wer da auf ihrer Veranda stand.

»Hi!«

Suzie McGregors Stimme klang glockenhell und fröhlich, passte perfekt zum breiten Lächeln, das ihre makellos weißen und ebenmäßigen Zähne zum Vorschein brachte. Lydias Mund klappte auf, während sich ihre Gedanken panisch überschlugen. Eine Fülle widerstreitender Überlegungen und

Emotionen wirbelte durch ihren Kopf, machte es ihr mehrere Momente lang unmöglich, etwas zu erwidern oder klar zu denken. Die Frau hatte wirklich Nerven! Ihr erster Instinkt bestand darin, die andere anzuschreien und zu beschimpfen, aber sie wollte dem Flittchen nicht die Genugtuung gönnen, dass sie in ihrer Gegenwart die Beherrschung verlor.

Als sie die Frau, die ihre Ehe ruiniert hatte, mit offenem Mund anstarrte, begann ein distanzierter, analytischer Teil ihres Verstands, andere merkwürdige Einzelheiten zu registrieren. Suzies Haar saß

perfekt – ein eleganter, moderner Schnitt, der sie aussehen ließ, als käme sie gerade aus dem Schönheitssalon. Sie trug ein sehr knappes, grünes Kleid, das ihrem Körper schmeichelte, und Stöckelschuhe. Nicht unbedingt eine typische Aufmachung für einen frostigen Wintertag. An ihrem Ringfinger prangte ein derart großer Diamantring, dass er eher an den Finger einer Königin zu gehören schien. Ihr aufgedrehtes Gehabe passte nicht zu einer frischgebackenen Witwe.

Lydia fühlte sich in ihrer zerknitterten Jogginghose und dem

T-Shirt befangen und unsicher. Noch etwas empfand sie als seltsam. Suzie hatte ein Gepäckstück dabei, einen schwarzen Koffer mit Rollen und ausziehbarem Griff. Lydia hoffte, die blöde Fotze beabsichtigte, die Stadt für immer zu verlassen, aber etwas an dem grauenhaft fröhlichen Lächeln der Frau passte nicht zu dieser Vorstellung.

Sie packte den Türknauf fester. »Was machst du hier?«

Suzie lächelte weiter. »Ist Tom schon da? Er sagte, er ist gegen Mittag zurück.«

Wieder tanzten Lydias Gedanken

im Turbomodus durch ihren Kopf, diesmal so heftig, dass sie zurück ins Haus wankte. Sie begriff nicht, was vor sich ging. Anscheinend redete Tom wieder mit dieser Frau. Das war alles, was sie verstand. Welche Auswirkungen diese Tatsache nach sich zog, entging ihr zunächst. Der Drecksack hatte sein feierliches Versprechen gebrochen, nie wieder in Kontakt mit Suzie McGregor zu treten. Lydia überraschte, wie tief sie diese Tatsache verletzte. Sie hatte ernsthaft mit dem Gedanken gespielt, den Mann umzubringen, warum also füllten sich ihre Augen

nun mit diesen verflixten Tränen?

Suzie folgte ihr ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

Das laute Geräusch ließ Lydia zusammenzucken. Dann

verhärteten sich ihre Gesichtszüge.

»Raus aus meinem Haus, du miese Familienzerstörerin!«

Suzie lachte. »Ich gehe nirgendwohin. Jedenfalls nicht, bevor Tom kommt. Dann hauen wir zusammen ab und lassen dich ganz allein.« Bei den Worten »ganz allein« schraubte sich ihre Stimme weiter in die Höhe, dann lachte sie erneut. »Und genau das verdienst du. Tom hat mir erzählt, dass du

nicht weißt, wie man einen Mann befriedigt. Er sagt, er muss an mich denken, damit er ihn hochkriegt, wenn er dich fickt – was er übrigens nie wieder tun wird.«

Lydia wusste, dass ihre Rivalin sie aus der Reserve lockte, indem sie sich gezielt auf ihre tiefsten Unsicherheiten stürzte. Sie wusste verdammt gut, dass sie es ihrem Mann im Schlafzimmer immer noch anständig besorgen konnte. Trotzdem half ihr dieses Wissen nicht, die aufkeimende Wut zurückzudrängen. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten, als sie darüber nachdachte, sich auf die

andere Frau zu stürzen und sie zu verprügeln. Davon hielt sie lediglich der Umstand ab, dass Suzie körperlich extrem fit aussah. Sie wirkte jung und kraftvoll, strahlte Stärke und ein Übermaß an Selbstvertrauen aus. Lydia war verwirrt. Diese Schlampe schien wie durch Zauberei ein Jahrzehnt von ihrem tatsächlichen Alter abgeschüttelt zu haben. Außer Form hatte sie die andere zwar nie erlebt, aber durchaus mit einigen überschüssigen Pfunden. Bei einer Frau, die auf die 40 zusteuerte, konnte man das auch erwarten.

Suzie fiel der eindringliche Blick

auf und ihr Lächeln zog sich wieder in die Breite. Sie ließ den Griff des Koffers los, drehte sich langsam im Kreis und stellte ihre neue Figur zur Schau. »Gefällt's dir? Erstaunlich, oder? Ich sehe wieder wie 25 aus.«

Lydia runzelte die Stirn. Es ließ sich nicht leugnen. Ihr ging durch den Kopf, wie verlegt sie im Vergleich zu dieser neuen und verbesserten Suzie McGregor wirken musste, und durchlebte einen weiteren Anflug gehemmter Verbitterung. »Aber ... wie ist das möglich?«

»Glaubst du an den Teufel, Lydia?«

Lydias Augen weiteten sich angesichts der scheinbar unsinnigen Äußerung. In der Nachbarschaft kursierten Gerüchte über Suzie. Man munkelte, sie sei nicht ganz richtig im Kopf. Lydia hatte das immer als bedeutungslosen Klatsch abgetan, doch vielleicht verbarg sich doch ein Körnchen Wahrheit darin. »Wovon zum Geier redest du?«

»Ich rede von unserem Gebieter. Von Satan. Glaubst du, dass er existiert?«

»Ich glaube, du bist völlig bescheuert.«

Suzies breites Lächeln verwelkte langsam. »Halt bloß die Klappe.«

Lydia verspürte eine unwillkürliche Befriedigung darüber, das selbstgefällige Grinsen aus dem Gesicht der Frau gefegt zu haben. Nach all den Demütigungen, die sie sich gefallen lassen musste, fühlte es sich definitiv gut an. »Die Leute reden über dich, Suzie. Hast du das gewusst? Sie behaupten, mit dir stimmt etwas nicht. Einige meinen sogar, du gehörst in die Klapsmühle.«

Der letzte Teil war frei erfunden, doch dass sich Suzies Nasenflügel abrupt blähten, verriet ihr, dass sie damit einen Nerv getroffen hatte. »Du lügst.«

Lydia kicherte. »Wirklich? Du bist doch diejenige, die Unsinn über den Teufel schwafelt.«

Suzie überraschte sie, indem sie fast augenblicklich die Fassung zurückgewann, statt noch wütender zu werden. Das breite Lächeln kehrte zurück. »Das liegt daran, dass ich aus ganzem Herzen an den dunklen Herrscher glaube. Ich weiß, dass es ihn gibt, weil mein Sohn in diesem Augenblick von einem seiner mächtigsten Diener besessen ist. Sein Name ist Andras und er ist ein Großfürst der Hölle.«

Lydia legte den Kopf schief. »Äh ... was?«

Es bestand keinerlei Zweifel mehr am Geisteszustand ihrer Nachbarin. Sie fragte sich, ob Tom wusste, wie völlig neben der Spur dieses Miststück war. Hoffentlich nicht, denn wenn er sie wirklich wegen dieser Wahnsinnigen sitzen ließ, verdiente er, was immer er letztlich wegen Suzie durchmachte. Aber darüber konnte sie sich später den Kopf zerbrechen. Plötzlich überkam sie die Gewissheit, dass Suzie in mehr als einer Hinsicht eine ernsthafte Bedrohung verkörperte. Vorsichtig wich sie einen Schritt in Richtung Küche zurück. Dort konnte sie sich zumindest ein Messer

schnappen oder anderweitig schützen.

Suzie lächelte ungebrochen. Lydias zunehmende Skepsis schien sie in keiner Weise aus dem Gleichgewicht zu bringen. Langsam, bewusst sinnlich fuhr sie mit einer Hand an der Vorderseite ihres Körpers entlang. »Frag dich doch mal, wie das möglich ist. Wir wissen beide, dass dafür eigentlich eine Menge plastischer Chirurgie über einen langen Zeitraum nötig wäre und ich selbst dann nicht so gut aussehen könnte. Also schließen wir das mal aus. Kein Arzt hat dieses Wunder bewirkt.« Sie knetete ihre

Brüste und stöhnte, als sich ihre steifen Nippel durch den dünnen Stoff des knappen Kleids abzeichneten. »Nein, Schätzchen, dieses Wunder ist das Ergebnis der herrlichen Gnade des Satans und jedes Mal, wenn Andras mich fickt, setzt es sich tiefer in mir fest.«

»Was?«

Suzie grinste. »Du hast mich schon verstanden. Ich ficke den Dämon.«

Lydia kniff die Augen zusammen. »Aber ... hast du nicht gesagt, dass dein Sohn von diesem ... Andras besessen ist?«

»Ja.«

Ein Schwall von Abscheu schleuderte Lydia einige weitere Schritte zurück. »Aber ... das bedeutet ...«

Suzie kicherte wie ein ungezogenes Schulmädchen. »Ja. Ist das nicht wunderbar?«

»Oh Gott.«

Lydia rannte auf die Küche zu. Sie hörte das Klappern der hohen Absätze von Suzie, als sie ihr nachsetzte. Bislang hatte die Frau keine Anstalten gemacht, sie anzugreifen, doch das spielte keine Rolle. Das Miststück hetzte in vollem Lauf hinter ihr her. Das allein bewies, dass Lydias Angst

berechtigt war. Lydia prallte mit einem Oberschenkel gegen den Küchentisch. Ein jäher Schmerz schoss durch ihr Bein. Es gelang ihr, sich auf den Beinen zu halten. Sie humpelte der Arbeitsplatte entgegen, so schnell sie konnte. Endlich gelangte der Messerblock aus Holz in Reichweite. Ihre Finger streiften gerade den Griff des längsten Tranchiermessers, als Suzie ihren Pferdeschwanz packte und den Kopf grob nach hinten riss.

Lydia schrie.

Suzie lachte.

Lydia schrie erneut, als Suzie den Pferdeschwanz so schmerzhaft

herumdrehte, dass die Beine unter ihr nachgaben. Derweil ballte Suzie die andere Hand zur Faust und bohrte sie in Lydias Kreuz. Sie brüllte und sank auf die Knie. Suzie lachte weiter, als sie ihre Gegnerin endgültig zu Boden rang. Mit verblüffender Mühelosigkeit drehte sie Lydia herum und kauerte über ihr, drückte sie fest auf den Boden. Lydia krümmte sich matt unter ihr und fuchtelte mit den Armen. Suzie kicherte, als sie einen kraftlosen Hieb nach dem anderen abwehrte. Dann begann sie ihrerseits, Lydia ins Gesicht zu schlagen. Mit einer Salve kräftiger Schwinger peitschte

sie den Kopf von einer Seite zur anderen. Bald hörte Lydia auf, sich zu wehren. Sie konnte nur noch weinen und es über sich ergehen lassen.

Lydia hatte keine Ahnung, wie lange es sich hinzog.

Auf Rückhandschläge folgten Hiebe mit der Handfläche, dann wieder Rückhandschläge und erneute Hiebe. Ihr Gesicht wurde völlig wund und irgendwann platzte ihre Lippe auf, sodass ein dünnes Rinnsal aus Blut über Kinn und Hals hinablief und den Kragen ihres T-Shirts mit dem Amnesty-international-Logo rot einfärbte.

Benommen hörte sie das Geräusch einer Tür, die sich irgendwo im Haus öffnete, und verspürte einen schwachen Funken Hoffnung. Es musste sich um Tom handeln, der nach Hause kam. Jetzt wurde alles gut. Er mochte sie betrogen haben und möglicherweise hatte er sogar geplant, sie wegen Suzie zu verlassen, aber Lydia wusste, dass er tief im Herzen ein anständiger Kerl war. Auf keinen Fall würde er zulassen, dass sich diese Tortur fortsetzte.

Schwere Schritte näherten sich der Küche. Lydias Blick zuckte in die

Richtung der Geräusche. Durch einen Tränenschleier erkannte sie die schlanke, maskuline Gestalt ihres Ehemanns. Er trug den Anzug, den er an diesem Morgen angezogen hatte, an seiner rechten Hand baumelte der Aktenkoffer. Seelenruhig legte er ihn auf dem Küchentisch ab und lockerte seine Krawatte, während Suzie weiter auf Lydia eindrosch.

Er räusperte sich. »Was ist hier los?«

Endlich hörte Suzie auf, sie zu schlagen, und bedachte Tom mit einem strahlenden Grinsen. »Liebling! Ich bin vorbeigekommen,

um dir beim Packen zu helfen, wie wir es geplant hatten, aber du warst noch nicht da. Deshalb habe ich beschlossen, mir die Zeit zu vertreiben, indem ich die Scheiße aus deiner Hexe von Ehefrau rausprügle.« Ihr Gesicht verzog sich zu einer übertriebenen Schmolliene, einer höhnischen Parodie angeblichen Bedauerns aufgrund ihres Übergriffs. »Du liebes bisschen. Bin ich etwa zu weit gegangen?«

Lydia streckte eine Hand in seine Richtung aus. »Tom ... bitte ... hilf ... mir ...«

Tom trat auf die beiden Frauen zu

und Lydia verspürte einen weiteren kurzen Anflug von Hoffnung.

Dann hob er den Fuß und trat ihr mit dem dicken Absatz seiner Oxfords auf die Hand. Lydia schrie auf und starrte mit einem verletzten, gequälten Ausdruck zu ihm hoch. Trotz allem, was sie durchgemacht hatten – wie konnte er ihr das antun? Dann bemerkte sie die gewaltige Erektion, die den Schritt seiner Hose wie ein Zelt wölbte, und begriff, dass die Liebe, die sie einst geteilt hatten, nicht länger existierte.

Lydia wollte sterben.

Außerdem erkannte sie verspätet

den wahren Grund, warum sie sich dagegen gesträubt hatte, Tom zu töten. Einem unbestimmten Teil von ihr war immer bewusst gewesen, dass sie ein Leben ohne ihn nicht ertragen konnte.

»Wir sollten sie umbringen. Das wäre lustig«, meinte Suzie.

»Nein, das würde zu viele Fragen aufwerfen. Außerdem gäbe das eine gewaltige Sauerei. Wir sollten sie zu Andras bringen.«

Lydia wimmerte.

Irgendwie hatte sich ihr Ehemann mit Suzies Wahnvorstellungen angesteckt. Konnte man sich wirklich mit einer Geisteskrankheit

infizieren?

»Ja!« Suzie nickte nachdrücklich.
»Wir sollten sie ihm als Opfer anbieten. Dadurch wird er uns umso mehr lieben. Aber bevor wir es tun ...« – sie blickte auf Lydia hinab, und ihr Grinsen wirkte breiter und irrer denn je – »... sollten wir noch ein wenig Spaß mit ihr haben.«

Tom kicherte. »Gute Idee. Schaffen wir sie ins Schlafzimmer. Dort gibt es ein paar Sachen, die wir benutzen können. Stimmt doch, Lydia, oder?«

Lydias Antwort bestand lediglich aus einem weiteren hilflosen Wimmern.

Suzie stand auf und zerrte Lydia mit einem Ruck auf die Beine.

Dann packten Suzie und Tom jeweils einen ihrer Arme und schoben sie durch das Haus in Richtung Schlafzimmer.

Es verging noch eine Menge Zeit, ehe sie Lydia zu Andras brachten.

25

Als die Glocke an diesem Nachmittag um 15 Uhr zum Unterrichtsende schrillte, sprang Kevin Cooper von seinem üblichen Platz in der hinteren Reihe der Soziologiekasse auf und verließ den Raum vor allen anderen. Er stürmte durch die Tür nach draußen und rannte den Korridor in vollem Lauf entlang.

Mr. Harris, der vorne im Klassenzimmer hinter seinem Schreibtisch stand, blickte zur Tür, als sie zuschwang. Grinsend musterte er die restlichen Schüler,

die noch auf ihren Stühlen saßen, über den Rand seiner Lesebrille hinweg. »Ich möchte, dass ihr Kapitel acht aus dem Lehrbuch zu Ende lest und eine einseitige Zusammenfassung über den Text verfasst. Ihr braucht diese Information nicht an Mr. Cooper weiterzugeben. Es ist offensichtlich, dass er heute wichtigere Angelegenheiten zu erledigen hat.«

Mehrere Schüler lachten pflichtbewusst, als sie ihre Bücher zusammenpackten und aus der Klasse gingen.

Kent Hickerson blieb noch etwas länger sitzen, drehte sich um und

lehnte sich nach hinten, um Brett Hogan in gedämpftem Tonfall zuzuflüstern: »Willst du zusehen, wie Cooper die Fresse poliert bekommt?«

Brett lächelte. »Also ist es endlich so weit?«

Kent stand auf und schwang seinen Rucksack über die Schulter. »Oh ja. Aber so was von. Gehen wir.«

Brett folgte Kent aus dem Klassenzimmer.

Kevin erreichte seinen Spind in Rekordzeit. Seine Beinmuskeln spannten sich an, als er durch die Gänge rannte und die weitläufige

Eingangshalle passierte, die an die vorderen Büros und die Cafeteria grenzte. Er sprang eine kurze Treppenflucht hinab, die zu einem Trakt auf der anderen Seite der Schule führte. An beiden Wänden reihten sich Spinde aneinander. Sein eigenes Schließfach befand sich direkt neben einer offen stehenden Doppeltür. Er hörte Stimmen aus der Aula dringen, während er das Rädchen am Zahlenschloss drehte. Als er die dritte Ziffer der Kombination eingestellt hatte, rüttelte er am Schloss und schlug mit der Faust gegen die Tür des Spinds, weil sich

nichts rührte.

»Scheiße!«

Er zwang sich, tief durchzuatmen und nicht zu sehr in Rage zu geraten. Dann legte er die Finger auf das Schloss und starrte sie an, bis sie nicht länger zitterten. Die Schule erwachte mit dem Stimmengewirr von Schülern zum Leben, während sich die Klassenzimmer allmählich leerten. Bald würden warme, sich aneinanderdrängende Körper die Flure füllen. Für ihn hatten sich die Voraussetzungen geändert. Inzwischen bedeuteten überfüllte Gänge, dass er mit mindestens

einem vorsätzlichen Ellbogenstoß in die Rippen oder einem Schlag auf den Rücken rechnen musste.

Der bislang schlimmste Vorfall dieser Art hatte sich vor einer Woche ereignet. Damals hatte man ihn mehrere Male gestoßen und mit Ellbogen gerempelt, was er mit zusammengebißenen Zähnen stoisch ertrug. Dann jedoch brachte ihn jemand ins Stolpern und er stürzte zu Boden. Ein anderer stieg ihm auf den Rücken und trampelte über ihn hinweg, bevor er sich wieder aufrappeln konnte. Als er sich hochstemmte, hörte er Gelächter von mehreren Seiten und

kämpfte gegen die Tränen an. Auf wackeligen Füßen hatte er sich im Kreis gedreht und die Schüler rings um ihn finster angestarrt. Vor lauter Wut wurde ihm derart übel, dass er willens und bereit war, es mit jedem Einzelnen von ihnen aufzunehmen. Es spielte keine Rolle, dass er sich nicht auf Rückendeckung seiner Freunde verlassen konnte. Es hielt sich ohnehin keiner von ihnen in der Nähe auf. Damals hatte er sich danach gesehnt, auf seine Peiniger einzudreschen, doch er hielt sich zurück, weil er wusste, dass sie sich nur gegen ihn verbünden würden,

um ihn mitten auf dem Gang halb totzutreten.

Beim nächsten Versuch leistete das Schloss keinen Widerstand mehr. Kevin seufzte vor Erleichterung und zog die Tür auf. Er warf das Soziologiebuch hinein, schnappte sich den Schlüsselbund von einem Haken und schloss den Spind wieder. Wie in letzter Zeit üblich ging er mit leeren Händen, ohne ein einziges Lehrbuch. Seine Zensuren kümmerten ihn nicht mehr im Geringsten und er spielte mit dem Gedanken, die Schule abubrechen. Seine Eltern würden zwar stocksauer sein, aber auch das

juckte ihn nicht die Bohne. Er ertrug diesen Ort nicht länger. Sicher, seine Chancen auf dem Arbeitsmarkt schränkten sich dadurch massiv ein, aber was machte das schon? Er besaß ein Auto und konnte damit überallhin fahren. Wahrscheinlich konnte er genug Kohle zusammenkratzen, um es zur nächstgelegenen größeren Stadt zu schaffen, und dann standen ihm alle Möglichkeiten offen.

Als er am Eingang zur Aula vorbeilief, blieb er abrupt stehen. Ein Stirnrunzeln schlich sich auf sein Gesicht. Er hätte schwören können,

dass er die Stimme, die sich gerade zu Wort meldete, kannte. Das Geplapper zum Abschluss des Unterrichts wurde lauter und in wenigen Momenten würde es auf diesem Gang von Schülern auf dem Heimweg wimmeln, doch er beschloss, dass ein kurzer Augenblick, um seine Neugier zu befriedigen, nicht schadete. Er trat näher an die Tür heran und spähte hinein.

»Hä?«

Es sah aus, als probe der Schauspielklub auf der Bühne ein Stück. Ein Dialog, den Kevin nicht wiedererkannte, wurde von Zetteln

abgelesen. Natasha Wagner befand sich unter den Anwesenden und hielt mehrere Seiten in den zierlichen Händen. Ein Typ brachte seine Textzeile zu Ende und sah sie an. Sie lächelte und rezitierte die nächste Zeile. Natasha trug den Text voller Überzeugung vor und ihre Körpersprache wirkte weniger steif und natürlicher als bei den meisten anderen Darstellern. Sie war gut. Allerdings verblüffte Kevin, dass Natasha sich mit dieser Gruppe abgab. War sie schon immer Mitglied des Schauspielklubs gewesen? Er konnte es sich nicht vorstellen. Sie war immer wie der

Rest ihrer Clique gewesen. Von der Schule schnurstracks nach Hause, um den restlichen Tag zu verschlafen, damit sie nachts gemeinsam um die Häuser ziehen konnten.

Nur taten sie das alle nicht mehr, soweit er wusste.

Ihrer aller Leben hatte sich verändert und Natasha schien darauf reagiert zu haben, indem sie offenbar auch an ihrem eigenen Leben Veränderungen vornahm. Kevin verspürte bei dem Gedanken einen merkwürdigen Anflug von Stolz. Er mochte sie schon lange. Sie war in jeder Hinsicht toll.

Natasha war klug und geradezu verboten heiß. Manchmal leicht auf die Palme zu bringen, aber auch verdammt lustig. Dabei war er in Wahrheit vor allem ungeheuer eifersüchtig wegen ihres offenkundigen Interesses an Mark. Zu sehen, wie sie versuchte, ihr Leben wieder auf die Spur zu bringen, löste Schuldgefühle wegen seines eigenen Plans, einfach alles hinzuwerfen, in ihm aus. Es kam ihm ... feige vor. Er lauschte, wie sie ihren nächsten Text aufsagte. In ihm stieg ein weiterer Gedanke auf, für den er sich schämte ... Vielleicht kann ich jetzt endlich bei ihr landen.

Mittlerweile wusste jeder, dass sie zu Mark auf Abstand ging.

Also vielleicht ...

Aber während er sie anstarrte, kehrte er im Geist in jene schreckliche Nacht in dem alten, nasskalten Keller zurück. Er sah sich selbst auf Natasha liegen, wie er in ihren nackten Körper hineinstieß und trotz seiner Furcht und des Entsetzens vor dem unsichtbaren Wesen, das sie alle manipulierte, die herrliche Feuchtigkeit in ihrer Mitte genoss. Sie alle hatten sich bei ihr abgewechselt. Und sie wand sich die ganze Zeit über stöhnend, von der Kreatur dazu gezwungen,

auf körperlicher Ebene in Erniedrigung zu schwelgen, obwohl ihr unablässig Tränen über das zitternde Gesicht liefen.

»Scheiße.«

Kevin zwang sich, den Blick von ihr abzuwenden.

Die Wahrheit ließ sich nicht übersehen.

Natasha war nicht bloß mit Mark fertig – sie war mit ihnen allen fertig. Und Kevin konnte ihr nicht den geringsten Vorwurf machen. Was immer sie miteinander geteilt hatten, existierte nicht länger. Aus und vorbei. Endgültig. Jener magische Funke, der sie geeint

hatte, war erloschen. Eine weitreichende, schmerzliche Leere trieb ihm Tränen in die Augen.

Der Flur begann, sich mit Lärm zu füllen, und er spürte Körper, die sich an ihm vorbeischoben. Er hatte sich zu lange hier aufgehalten. Mit gesenktem Kopf, um seine Tränen zu verbergen, eilte er den Gang hinab und verließ die Schule durch eine Tür, die zum kleineren Parkplatz an der Rückseite des Gebäudes führte. Hier stellte er jeden Morgen sein Auto ab, weil er es dann nicht so weit zu seinem Spind hatte. Die Sonne nahm der kühlen Luft ihre Schärfe. Er hastete

an den parkenden Wagen vorbei und verlangsamte die Schritte, als er sich seinem alten Eclipse näherte, der im abgelegensten Winkel hinter einer hohen Heckenreihe stand, die das Schulgelände von der Straße abgrenzte. Zwei kräftig gebaute Footballspieler lehnten am Heck eines verwahrlosten Toyotas, der daneben parkte. Moose Hendrickson erkannte Kevin auf Anhieb und er glaubte, der andere Bursche hieß Zack oder Jack. Es bestand kein Grund zu der Annahme, dass sie gezielt auf ihn warteten. Das war bloß Paranoia. Er

hatte keinen Streit mit den beiden und er wusste, dass sie nicht zu denen gehörten, die ihn in den Pausen quälten. Also beschleunigte er die Schritte wieder, um schnellstmöglich zu seinem Auto zu gelangen und der Schule endlich den Rücken zu kehren.

Zu spät erkannte er seine Unvorsichtigkeit.

Der Toyota, an dem sie herumlungerten, gehörte irgendeinem kümmerlichen Streber. Jason Soundso.

Moose und Zack oder Jack ließen ein raubtierhaftes Grinsen aufblitzen und packten ihn. Kevin

setzte sich mit aller Kraft gegen sie zur Wehr, doch sie waren schlicht zu stark. Sie rangen ihn auf den Asphalt und bearbeiteten ihn schnell und effizient, rammten ihm die Fäuste in sämtliche Weichteile. Sein Gesicht ließen sie bis zum Schluss in Ruhe. Dann zermalmte ihm ein besonders heftiger Schlag die Lippen und ließ Blut über sein Kinn und auf sein Hemd spritzen. Irgendwann während des Angriffs hörte Kevin Gelächter in der Nähe. Es stammte nicht von den Footballspielern, die zu sehr darauf bedacht waren, ihm die Scheiße aus dem Leib zu prügeln. Kevin drehte

den Kopf, um durch den Hagel der heransausenden Schläge herauszufinden, welches Arschloch ihn da auslachte.

Kent Hickerson grinste ihn aus mehreren Metern Entfernung höhnisch an. Brett Hogan stand daneben. Sie verstellten jedem die Sicht, der zufällig vorbeikam. Kevin begriff, dass sie die ganze Sache im Voraus geplant hatten. Es handelte sich um eine Falle und er war blindlings hineingetappt. So dumm.

Die Abreibung dauerte nur wenige Minuten. Zum Abschluss verrenkte ihm Moose den Arm auf dem Rücken und beugte sich dicht zu

seinem Ohr, um ihm eine Drohung zuzuflüstern: »Wenn du jemandem petzt, wer das getan hat, bring ich dich um, du Miststück.«

Kent kam ein bisschen näher. »Am besten denkst du darüber nach, dich nie wieder hier blicken zu lassen, Schwuchtel.« Er lächelte. »Wer weiß, was beim nächsten Mal passiert?«

Dann waren sie verschwunden.

Kevin hörte sie lachen, als sie davonschlenderten. Hass und Scham zehrten ihn auf. Mehrere Minuten lang blieb er schluchzend auf dem Boden liegen. Er rollte sich auf die Seite, zog die Beine an und

zitterte vor Schmerzen. Mit fest geschlossenen Augen verharrte er in dieser Position, bis er spürte, wie ein Fuß seinen Hintern anstupste.

Er zwang sich, die Augen zu öffnen, und wälzte sich stöhnend herum.

Fiona Johnson stand über ihm. Sie trug ihre übliche weite Jeans und eine Kapuzenjacke. Die Akne um ihr Kinn wirkte stärker gerötet als üblich, als hätte sie es sich nicht verkneifen können, daran herumzukratzen. Es war das erste Mal seit der Nacht im Keller, dass sie sich ihm näherte. Kevin und die anderen Jungen hatten ihren Körper

genauso ausgiebig missbraucht wie den von Natasha. Obwohl bei keinem von ihnen freier Wille im Spiel gewesen war, fühlte sich ein Teil von Kevin seit jener Nacht wie ein dreckiger Vergewaltiger.

Fiona kam näher und kniete sich neben ihn. »Tut mir leid. Ich hab gesehen, was passiert ist. Ich ... ich konnte nichts dagegen tun. Die ...«

Trotz der Schmerzen brachte Kevin ein Lächeln zustande. Er nahm ihre Hand. »Ich weiß. Schon in Ordnung.«

»Nein, ist es nicht.«

Darauf wusste Kevin nichts zu erwidern. Sie hatte recht. Es war

nicht in Ordnung. Nichts war noch in Ordnung. Eine Weile verharrten sie und lauschten den Geräuschen der startenden Motoren, als sich der Parkplatz langsam leerte.

Schließlich meinte Fiona: »Ich weiß, wo ich eine Kanone aufreiben kann.«

Kevins Griff um ihre Hand verstärkte sich.

Sie senkte das Gesicht zu ihm herab und küsste ihn zart auf die blutigen Lippen. »Würde dir das gefallen?«

Kevin schluchzte noch einmal. »Ja.«

Erneut ein Kuss, diesmal mit

einem Anflug von Leidenschaft.
»Gut.«

26

Ella wusste nicht, ob sie es durchziehen konnte. Aber er hatte es ihr befohlen. Andras. Die wunderschöne, dunkle Kreatur, die im Körper ihres Enkels lebte. Sie durfte nicht ins Haus zurückkehren, ohne ihre Aufgabe zu erfüllen. Die Vorstellung, nie wieder die Gegenwart des Dämons genießen zu dürfen, trieb sie an den Rand der Verzweiflung. Wenn sie sich in seiner Nähe aufhielt, fühlte sie sich herrlich lebendig und wie neugeboren. Wieder jung. Nicht nur geistig, sondern auch körperlich.

Wie ihre Schwiegertochter wirkte sie von Tag zu Tag jünger. Sie hatte 63 Jahre auf dem Buckel, doch heute sah sie höchstens wie 40 aus. Vielleicht erschien sie schon morgen genauso atemberaubend und jugendlich wie Suzie. Es wäre schrecklich, diese Wiederherstellung ihrer Jugend aufgeben zu müssen. Andras hatte ihr versichert, dass genau das geschehen würde, falls sie ihm nicht gehorchte oder sich aus seinem Einflussbereich entfernte.

Sie betrachtete ihr Gesicht im Innenspiegel des Bentley und bewunderte einmal mehr das

makellose Antlitz, das ihr daraus entgegenblickte. Die Haut war glatter und wirkte frischer als seit vielen Jahren. Einige Sorgenfältchen um die Augen und die Mundwinkel existierten noch, doch die meisten Runzeln hatten sich verflüchtigt. Ella war eine eitle Frau, aber der Grund, warum sie sich von Andras angezogen fühlte, beschränkte sich nicht auf die Verbesserung ihres Erscheinungsbilds. Daneben gab es noch den Sex. Es gelang ihr nicht, sich vorzustellen, nie wieder von dem Dämon genommen zu werden. Die Erinnerung daran, wie er es schaffte, sie mit einer unablässigen

Abfolge explosiver Orgasmen unter Strom zu setzen, ließ sie erschauern. Es spielte keine Rolle, dass der Dämon dafür den Körper ihres Enkelsohns benutzte. Der Leib bildete nur ein Gefäß. Derek steckte nicht wirklich darin. Und verdammt, obendrein verstärkte es nur die herrliche, süße Dekadenz. In ihr regte sich der Wunsch, in Sünde zu schwelgen und ihre Seele Andras und seinem Meister in der Hölle darzubieten. Sollte Gott sie doch ruhig dafür verdammen! Sie würde die Ewigkeit als eine von Andras' auserwählten Dienerinnen in der Hölle verbringen.

Bis zu diesem Tag hatte sie keinerlei Gewissensbisse verspürt, diesen dunklen Pfad zu beschreiten. Nun jedoch schlug er eine noch finsterere Richtung ein. Andras hatte ihr die Aufgabe an diesem Nachmittag unmittelbar im Anschluss an weitere wilde, sexuelle Ausschweifungen übertragen. Er hatte auf ihr gelegen, sein nach wie vor riesiger Schwanz in ihr, um sie mit jedem Zucken zum Erbeben und zum Wimmern zu bringen. Sein düsterer und eindringlicher Blick traf sie. »Ich will, dass du etwas für mich tust, Ella.«

Stöhnend krümmte sie sich auf dem Bett und nahm kaum wahr, dass sich Lydia Bell neben sie rollte und einen ihrer Nippel zwischen die Zähne nahm. »Alles ... alles ...«

Sie runzelte die Stirn. »Was? Warum?«

Er lachte und sagte zu ihr: »Versprich mir, dass du es tun wirst.«

Und so hatte sie das Versprechen gegenüber dem mächtigen übernatürlichen Wesen abgegeben. Es wäre unklug, den Dämon zu enttäuschen. Und dennoch ... sie wusste nicht, ob sie sich wirklich dazu überwinden konnte.

Ungefähr die letzte halbe Stunde hatte sie damit verbracht, durch die schmalen Nebenstraßen entlang der Stadtgrenze von Ransom zu fahren. Orte, an denen sich viele Menschen herumtrieben, mied sie bewusst. Aber als sie die nächste Kreuzung erreichte, bog sie rechts ab – eine Richtung, die sie in eine stärker bevölkerte Gegend führen würde. Der dichte Wald lichtete sich. Sie entdeckte kleine Läden entlang der Straße. Die meisten wirkten heruntergekommen und sahen aus, als gäbe es sie schon ewig. Als sie einige Häuserblocks weiter einen modern anmutenden

Gemischtwarenladen erspähte, fuhr sie sofort rechts ran. Das Geschäft wirkte in der Tat sehr neu. Vermutlich eine der vielen Neueröffnungen, um dem Zustrom an Menschen gerecht zu werden, den Stanton Manufacturing in die Stadt spülte.

Menschen wie Kurt.

Ella parkte ein und stellte den Motor ab. Der Gedanke an ihren verstorbenen Sohn löste ein Stirnrunzeln aus.

Er ist tot, dachte sie. Wirklich und wahrhaftig tot.

In letzter Zeit hatte sie kaum an Kurts Ableben gedacht, vorwiegend

deshalb, weil sie so mit Andras beschäftigt war. Seit Tagen schon drehte sich ihre gesamte Welt um eine ekstatische Sinnesüberdosis, die der Dämon in ihren Geist und ihren Körper pumpte. Für etwas anderes war schlichtweg kein Platz geblieben. Nun jedoch ...

Sie schniefte. »Du fehlst mir, mein Schatz.«

Ella stieg aus dem Wagen, wischte sich die Augen trocken und ging auf den kleinen Supermarkt zu. Vor ihr schwang die Tür auf und zwei junge Männer drängten ins Freie. Sie wirkten wie Anfang 20, irgendwelche Arbeiter mit dem

muskulösen Körperbau von Athleten. Jeder schleppte einen Karton mit billigem Bier.

Einer grinste sie brünstig an, während der andere die Tür für sie aufhielt. Ella dankte dem, der die Tür hielt, und schenkte dem, der sie anzüglich ansah, einen lüsternen Blick. Sie begrüßte das Wiederaufflammen ihrer Libido. Vor allem dämpfte es die Traurigkeit, die das unverhoffte Aufflammen von Kummer in ihr ausgelöst hatte. Der Bursche trug enge Jeans und ein T-Shirt, das wie an den athletischen Oberkörper angegossen saß. Ihre Brustwarzen richteten sich auf, als

sie den Weg in den Laden fortsetzte und sich über die Schulter zu ihm umsah. Er spreizte die Mundwinkel mit den Fingern und ließ dazwischen seine Zunge herausschlackern. Ella konnte sich nicht daran erinnern, wann ihr zuletzt ein so junger Mann so unverhohlen hinterhergeglotzt hatte. Es fühlte sich gut an. Richtig, richtig gut. Teilweise lag es an ihrem neuerdings jüngeren Aussehen, teilweise jedoch auch daran, wie sie sich kleidete. Ihr Outfit bestand lediglich aus einem hauchdünnen schwarzen Kleid mit sehr kurzem Saum. Dazu trug sie

sexy Stöckelschuhe mit Riemen.

Ella verlangte von der Bedienung hinter dem Tresen eine Packung Marlboro Lights. Sie bezahlte die Zigaretten und ging zurück nach draußen. Die beiden jungen Männer warteten auf sie. Was Ella keineswegs überraschte. Sie riss die Zellophanhülle auf und ließ sie auf den Bürgersteig fallen. Dann tippte sie eine Zigarette aus der Packung und ließ sie sich von dem Typen mit dem engen T-Shirt anzünden.

Sie blies ihm eine Rauchwolke ins Gesicht und grinste sie nacheinander an. »Was haltet ihr davon, es zu dritt mit mir hinten in

meinem Bentley zu treiben?«

Die Männer glotzten, tauschten einen Blick und brachen in schallendes Gelächter aus.

»Nein? Auch gut.«

Ella wandte sich ab und steuerte auf den Bentley zu, wobei sie übertrieben mit den Hüften wackelte.

»Hey! Warte!«

Sie eilten hinter ihr her. Einer von ihnen packte ihr Handgelenk, als sich ihr Arm auf die Fahrertür zubewegte. Ella musterte die großen, kräftigen Finger, die ihr zierliches Gelenk umschlossen.

»Lass los.«

Der Mann mit dem engen T-Shirt tat, wie ihm geheißen, wich einen Schritt zurück und hob beschwichtigend die Hände. »Entschuldigung ... wir ... na ja ...«

Sein Freund hüstelte. »Wir hätten nicht gedacht, dass du's ernst meinst.«

Ella entriegelte das Auto, öffnete die Tür und setzte sich hinter das Lenkrad. Sie lächelte die beiden an. »Springt hinten rein, Jungs.«

Einer von ihnen runzelte die Stirn. »Äh ... was ist mit meinem Truck?«

»Den können wir später holen.«

Ella musste ein Lachen unterdrücken.

Oder auch nicht.

Die beiden stiegen ein und kurz darauf lenkte Ella den Bentley zurück auf die Nebenstraßen. Die Männer rissen ihre Kartons auf und öffneten die Verschlüsse der Aluminiumdosen. Ella nahm ein Bier entgegen, als es zu ihr nach vorne gereicht wurde. Es handelte sich zwar um ein billiges Gebräu, aber sie konnte gut einen Schluck vertragen.

Sie stand kurz davor, ihr Versprechen gegenüber Andras zu erfüllen. Vermutlich hatte niemals ernsthaft die Gefahr bestanden, dass sie ihr Versprechen dem

Dämon gegenüber nicht erfüllen würde. Die Unentschlossenheit war lediglich auf das Nervenflattern vor dem ersten Mal zurückzuführen, verursacht durch instinktive, tief verwurzelte moralische Bedenken. Es tat gut, zu wissen, dass sie sich mittlerweile endgültig darüber hinweggesetzt hatte.

Sie parkte am Seitenstreifen einer der ruhigen kleinen Straßen, drehte sich auf dem Sitz herum und spähte über die Lehne zu den jungen Männern nach hinten. »Hat einer von euch Bock auf Sauereien?«

Der Bursche mit dem engen T-Shirt zuckte mit den Schultern.

»Kommt drauf an, was dir vorschwebt.«

Ella grinste. »Ich steh drauf, es in der freien Natur zu treiben, ihr nicht?« Sie nickte in Richtung des überwucherten Felds auf der anderen Seite eines niedrigen Stacheldrahtzauns. »Da drüben wär's genau richtig. Was meint ihr?«

Ein weiterer Blickwechsel im Fond, gefolgt von einem erneuten Schulterzucken der beiden.

»Dann wäre das ja entschieden. Ich hol eine Decke.«

Ella zog am Entriegelungshebel für den Kofferraum und stieg aus

dem Wagen.

Die jungen Männer folgten ihr mit den Bierdosen in der Hand und beobachteten mit neugierigen Mienen, wie Ella die Klappe öffnete und sich vorbeugte. Sie tat, als suchte sie nach der Decke. Als einer der beiden den Saum ihres Kleids anhub und seinen Schritt gegen ihren entblößten Hintern presste, zuckte sie nicht zusammen. Sie lachten und einer riss den Verschluss einer weiteren Dose auf. Ella hob die Decke an, die sie benutzt hatte, um das Werkzeug zu verhüllen, das Andras ihr für diese Expedition mitgegeben hatte. Einen

Moment lang hielt sie mit der Hand um den Griff inne und rieb ihren Hintern an der anschwellenden Erektion des Jungen.

»Gefällt dir das?«

»Oh ja.«

Der andere meldete sich zu Wort.
»Ich will auch was davon haben.«

Ella kicherte. »Tja, ich frag mich, wie sehr euch das gefallen wird.«

Mit einem Schubs ihres Hintern stieß sie den Jungen von sich, wirbelte herum und hob das Fleischerbeil hoch über den Kopf. Ihre Gesichtszüge verzerrten sich in wilder, wahnsinniger Häme, als sie es in einem weiten, brutalen Bogen

seitwärts hinabsausen ließ.

Ich möchte, dass du heute losziehst und jemanden für mich tötest, hatte er gesagt.

Irgendjemanden. Es spielt keine Rolle, wen.

Es ist an der Zeit, Blut zu vergießen.

Die Klinge drang in den Hals des Jungen ein, durchtrennte die Schlagader und enthauptete ihn beinahe mit diesem einen Hieb. Ella riss das Beil heraus. Ein Schwall Blut spritzte ihr ins Gesicht und vorne aufs Kleid. Er starb bereits, dennoch hob er zittrig eine Hand, um sie abzuwehren. Sie ließ die

Klinge durch die Luft zwischen und hackte ihm drei Finger ab. Der andere schrie und ließ sein Bier fallen, stolperte rückwärts und plumpste in den Graben. Ella lachte gackernd und stürzte sich sofort auf ihn. Sie vergrub die Klinge in seinem Bauch und schlitzte ihn auf, schleifte Eingeweide daraus hervor, als sie das Beil herausriss.

Brüllend umklammerte der Kerl seinen Bauch, setzte sich jäh auf und stieß sie mit letzter Kraft von sich. Ella griff ihn ohne Unterlass erneut an und brachte sein Geschrei mit einem Hieb in den Hals zum Verstummen. Der Junge gurgelte,

als schaumiges Blut aus seinem Mund blubberte. Ella drückte ihn zu Boden und leckte an dem Blut, trank es wie süßen Nektar. Als er schließlich tot war, hackte sie ihm den Kopf ab und verstaute ihn im Kofferraum des Bentley.

Töte und bring mir ein Stück deiner Beute mit.

Mach mich stolz, indem du mir zeigst, was du getan hast.

Ella starrte lächelnd auf den Kopf. Das sollte reichen.

Ich liebe dich, Andras. Jetzt wirst du erkennen, wie sehr.

Schwungvoll warf sie den Kofferraumdeckel zu, rollte die

zweite Leiche in den Graben und fuhr so schnell, wie sie sich traute, zu ihrem dämonischen Liebhaber zurück.

Er fühlte sich wie eine zwielichtige Gestalt, als er geduckt hinter dem Gebüsch an der Grundstücksgrenze der Wagners lauerte. Ein Dieb, der ein Haus auskundschaftete, oder schlimmer noch, ein Vergewaltiger, der darauf wartete, ein Opfer anzufallen. Er musste gegen den Drang ankämpfen, aufzugeben und das Weite zu suchen.

Tatsache war, dass ihm keine Wahl blieb. Er musste Natasha sehen. Nicht mit ihr reden oder in ihrer Nähe sein zu können, brachte ihn förmlich um. Er hatte sich noch

nie so hoffnungslos allein gefühlt und ihre scheinbar völlige Gleichgültigkeit gegenüber seinen seelischen Qualen machte den Schmerz nur noch schlimmer. Sie reagierte nach wie vor nicht auf seine E-Mails oder Kurzmitteilungen und jedes Mal, wenn er ihre Nummer wählte, landete er sofort auf der Mailbox. Das ließ darauf schließen, dass sie seine Nummer im Handy der Liste automatisch abzulehnender Anrufe hinzugefügt hatte. Also blieb ihm nur noch dies hier – Lauern und Warten. Allerdings wurde er ungeduldig. Normalerweise kam sie von der

Schule direkt nach Hause. Ransom war keine sonderlich große Stadt, daher sollte sie jede Minute eintreffen. Verdammt, eigentlich müsste sie längst hier sein. Er zog sein Handy aus der Tasche, um erneut nachzusehen, wie spät es war.

15:31 Uhr.

Scheiße.

Über eine halbe Stunde seit Schulschluss. Was war da los? Mit jeder verstreichenden Minute kam er sich verdächtiger vor. Einerseits wucherten die Büsche in die Höhe und warteten ungeachtet des vorgerückten Herbstes mit einer

beeindruckenden Fülle brüchiger, grüner Blätter auf. Andererseits musste ihn jeder sofort bemerken, der gerade über das angrenzende Grundstück der Weavers schlenderte. Er spähte zum nicht eingezäunten Garten hinter dem Haus der Weavers und stellte erleichtert fest, dass sich dort nach wie vor niemand aufhielt. Trotzdem wusste er, dass er bereit sein musste, jede Sekunde wie vom Teufel gehetzt loszurennen. Das Letzte, was er wollte, war, auf dem Rücksitz eines Streifenwagens zu landen. Die Lage zu Hause war auch ohne zusätzliche Dramatik

merkwürdig und angespannt genug.
Weitere Minuten verstrichen.

In der schmalen Wohnstraße, an der das Haus der Wagners lag, herrschte keinerlei Verkehr. Verdammt. Als er gerade endgültig aufgeben wollte, tauchte am hinteren Ende der Straße ein Auto auf. Sein Herz raste, als er die Umrisse von Natashas silbernem PT Cruiser erkannte. Erneut las er von seinem Handy die Zeit ab. 15:51 Uhr. Fast eine Stunde seit Schulschluss. Er konnte sich nicht vorstellen, was sie so lange aufgehalten hatte, doch jetzt spielte es keine Rolle mehr. Gleich

würde er zum ersten Mal seit Wochen mit dem Mädchen reden, das er liebte. Er fühlte sich aufgeregt und angespannt. Bestimmt ärgerte sie sich darüber, dass er ihr so auflauerte, aber das Risiko musste er eingehen.

Der PT Cruiser verlangsamte die Fahrt und bog in die Einfahrt. Mark verlagerte das Gewicht auf den Fersen, streckte sich und hielt den Atem an, als er sich darauf vorbereitete, aus seinem Versteck hervorzukommen. Er wollte langsam vortreten, statt aufzuspringen und sie zu erschrecken.

Als das Auto das Ende der asphaltierten Piste erreichte und stehen blieb, richtete er sich langsam auf.

Mark hielt noch einen Moment lang inne. Er wollte warten, bis sie ausgestiegen war. Innerlich verfluchte er die getönten Scheiben des Wagens und wünschte, er könnte sie bereits sehen. Als die Türen auf beiden Seiten aufschwangen und zwei Personen den Wagen verließen, runzelte er die Stirn. Mark verspürte ein Ziehen in der Kehle und in der Brust. Sein Herz fühlte sich an, als hätte sich eine kalte, starke Faust darum

geschlossen. Er beobachtete, wie Natasha vorne um das Auto herumging. Sie sah atemberaubend wie immer aus, trug ein schlichtes schwarzes T-Shirt und enge Jeans, die ihre bezaubernden Beine betonten. Sie hatte sich wieder die Haare gefärbt. Es war der dunkelste Farbton, den sie je benutzt hatte, schwarz wie die tiefste Nacht. Auf die Lippen hatte sie ein Rot aufgelegt, das wie frisch vergossenes Blut anmutete und einen wirkungsvollen Kontrast zu ihren blassen Zügen bildete.

Die andere Person sagte etwas zu Natasha und brachte sie damit zum

Lachen. Hilflöse Wut loderte in Mark auf und er stürzte aus den Büschen hervor, als sich die beiden gerade in Richtung des Hauses in Bewegung setzten.

Natasha stieß einen spitzen Schrei aus und fuhr sich mit einer Hand an die Brust.

Mark zeigte anklagend mit einem Finger auf den Jungen, der neben ihr stand und ihm vage vertraut vorkam. »Wer zur Hölle ist das? Was soll die Scheiße, Natasha? Hast du dir schon einen anderen Typen geangelt?«

Ihr Gesichtsausdruck wechselte rasch von erschrocken über

verängstigt zu der harten, ausdruckslosen Maske, mit der sie ihn neuerdings jedes Mal bedachte, wenn er in der Schule versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erlangen. Ihr Blick wirkte kalt und konzentriert, ihre Körpersprache steif und zurückhaltend. Sie war alles andere als erfreut, ihn zu sehen. Grundsätzlich hatte er damit gerechnet, aber die Wahrheit traf ihn dennoch hart und erstickte die nächste Salve anklagender Bemerkungen, bevor er sie ausspucken konnte. Einen Moment lang überkam ihn ein intensives Schwindelgefühl, als hätte sich die

Welt auf den Kopf gestellt oder als falle er durch ein Loch im Geflecht der Realität. Noch vor kurzer Zeit hatte sie ihm so nahegestanden, ständig mit ihm zusammen sein und mit ihm reden wollen. Natasha gab ihm das Gefühl, dass er etwas wert war. Verstand sie denn nicht, wie grausam es sein konnte, einem Menschen das von jetzt auf gleich zu entreißen?

Der Junge rückte in einer halbherzigen Beschützergeste näher an sie heran. Er war spindeldürr und versuchte krampfhaft, sich nicht anmerken zu lassen, wie viel Angst er vor Mark hatte. Seine Beine

zitterten, trotzdem reckte er die Brust vor und baute sich zwischen Natasha und der vermeintlichen Bedrohung auf. Durch das Wissen, dass er den kleinen Arsch mühelos entzweibrechen konnte, fühlte sich Mark noch elender.

Der Kerl sah ihn unverwandt an und sagte: »Bleib weg von ihr. Zeig gefälligst ein wenig Respekt.«

Mark schnaubte. Er konnte nicht anders. »Respekt? Ist das dein beschissener Ernst?«

Der Junge setzte zu einer weiteren Bemerkung an, aber Natasha berührte ihn am Arm und kam ihm zuvor. »Das reicht. Chris.

Geh rein. Ich komme in einer Minute nach.«

Chris runzelte die Stirn und starrte Mark weiter an. »Ich bin nicht sicher, ob ich dich mit ihm allein lassen sollte.«

Natasha gestattete einem verhaltenen Lächeln in der starren Maske ihrer Gesichtszüge aufzublitzen. »Ist schon gut. Ich kann gut auf mich selbst aufpassen.« Damit schob sie ihn sanft in Richtung Haus. »Geh schon.«

Sichtlich zögernd setzte sich Chris in Bewegung. »Na schön.« Sein Blick heftete sich auf Mark. »Bring

sie nicht durcheinander und droh ihr nicht. Ich beobachte dich.«

Damit wandte er sich von ihnen ab und betrat die Wohnung durch die Garage.

Ihr drohen? Ist es wirklich schon so weit gekommen? Großer Gott.

Mark seufzte. »Natasha ...«

Sie hob eine Hand. »Halt die Klappe.«

»Aber ...«

»Halt verdammt noch mal die Klappe!«

Sie fauchte ihm die Worte entgegen. Und durch die Art, wie sie ihn finster anfunkelte, fühlte sich sein Herz erneut an, als würde es

zerquetscht. Eine einzelne Träne rollte ihm über die Wange. Der Anblick schien etwas in ihr anzurühren. Für eine Sekunde verlor ihr Gesicht den harten, unnachgiebigen Ausdruck. Dann jedoch kehrte die Maske jäh zurück.

»Du musst gehen, Mark.«

»Warum machst du das mit mir?«

»Du weißt genau, warum.«

»Aber ...« Schniefend verfluchte er sich in Gedanken für seine Schwäche, als ihm weitere Tränen in die Augen traten. »Ich dachte, dir liegt etwas an mir. Ich weiß, dass es fürchterlich war, was wir durchgemacht haben, vor allem für

dich und Fiona. Aber wir waren in diesem Moment nicht wir selbst. Das muss dir doch klar sein.«

Eine lange, unbehagliche Weile starrte sie ihn schweigend an. Dann seufzte sie. »Ich sage das nur einmal. Es geht um mehr als die Nacht in dem Keller. Es ...«

»Himmel, das hätte ich beinahe vergessen, darüber muss ich auch mit dir reden. Tut mir leid, aber Clayton ...«

Natasha gab einen frustrierten Laut von sich und schlug die Hände seitlich gegen die Ohren.

Mark schloss den Mund. Ihre unübersehbare Verärgerung und ihr

Mangel an Geduld jagten ihm einen weiteren Stich ins Herz. Er dachte daran zurück, wie sie früher endlose Stunden lang über alles Mögliche geredet hatten. Über tiefgründige Themen. Über alberne, bedeutungslose Kleinigkeiten. Und über alles dazwischen. Nun konnte sie es anscheinend nicht einmal mehr ertragen, seine Stimme zu hören.

Wieder brannten ihm Tränen in den Augen. »Tut mir leid.«

Sie ließ die Hände sinken und schüttelte den Kopf. »Hör mir nur eine Minute lang zu. Du hast recht. Das waren nicht wir. Ich mache dir,

Jared, Derek und Kevin keinen Vorwurf aus dem, was passiert ist. Aber für mich hat sich in dieser Nacht alles verändert, Mark. Alles. Verstehst du? Es gibt Dinge, die ich mit meinem Leben anstellen möchte. Dinge, für die eine Menge Arbeit nötig ist. Und es wird mir nicht gelingen, sie zu verwirklichen, wenn ich so weitermache.« Sie stieß ein freudloses Lachen aus. »Ich kann keine ›Finstere‹ mehr sein.«

Mark vermeinte, einen fahlen Hoffnungsschimmer zu erkennen. »Aber ... wenn es nur um all die Partys und den Kram geht, das

kann ich aufgeben. Ich meine ...«
Verzweifelt bemühte er sich, das Richtige zu sagen. »Hör mal, ich liebe dich. Ich würde dich ... du weißt schon ... unterstützen.« Er rang sich ein mattes Lächeln ab. »Ganz egal, was ist.«

Natasha antwortete nicht sofort. Minuten verstrichen, während sie nur dastanden und einander anstarrten. Als sich das Schweigen hinzog, tauchten Risse in der harten Fassade auf und ihre Augen wurden feucht. »Du würdest es wirklich versuchen, oder? Ich weiß nicht recht.« Sie wandte den Blick von ihm ab und schaute stattdessen zu

der verwaisten Wohnstraße. »Ich brauche Zeit. Viel Zeit. Ich muss nachdenken. Ich sage nicht, dass wir für immer fertig miteinander sind, aber ich kann dir auch nichts versprechen. Alles, was ich im Moment weiß, ist, dass es so nicht weitergeht für mich. Also lass mir Zeit, in Ordnung?«

Mark schluckte einen weiteren dicken Kloß, der ihm in den Hals gestiegen war. »Ja. In Ordnung. Sicher.« Er blickte zum Haus und runzelte die Stirn. »Dieser Kerl ...«

Sie lachte. »Chris Harknell. Er ist cool.«

»Aha.«

Natasha lachte noch ausgelassener. »Und er ist schwul.«

Mark blinzelte. »Oh.«

»Er hat mich dazu überredet, dem Schauspielklub beizutreten.« Sie lächelte. »Kannst du dir das vorstellen? Ich bin im gottverdammten Schauspielklub.«

»Das ist toll ... denk ich mal.«

»Verdammt richtig. Weißt du, eines Tages werd ich Filme drehen.«

Mark nickte. »Ich weiß. Hör mal ... ich wechsle echt ungern das Thema, aber du musst heute Nacht unbedingt rauskommen.«

Natasha stöhnte. »Hast du auch

nur ein Wort von dem verstanden, was ich gesagt habe?«

»Nein, nein, du verstehst mich falsch.« Er bemühte sich um einen eindringlichen Tonfall, um ihr zu verdeutlichen, wie ernst er es meinte. »Was in der Nacht damals im Keller passiert ist ... Du weißt, dass das nicht natürlich war. Verdammt, es war übernatürlich. Und ohne Scheiß, Clayton weiß was darüber. Es hat mit seinem Dad zu tun.«

»Ist sein Vater nicht tot?«

»Ja, aber hör mir zu. Er sagt, wir haben in dieser Nacht einen Dämon aus seinem Gefängnis befreit, und

jetzt ist einer von uns ... keine Ahnung ... irgendwie besessen.«

Natasha glotzte ihn ungläubig an.
»Mark ... ist das dein Ernst?«

Nun wurde er ungeduldig. »Ja, ich mein das total ernst. Du warst dabei, Natasha. Du weißt, was passiert ist. Es ist kein Witz. Clayton meint, die Kreatur, die uns das angetan hat, ist in einem von uns von dort entkommen. Und wir müssen ... ich weiß auch nicht ... irgendwas dagegen unternehmen.«

»Nein.«

»Was? Aber ...«

»Ich bin nicht Buffy, die beschissene Vampirjägerin, klar?

Ich habe nicht vor, Jagd auf Dämonen zu machen. Du hast recht. Ich war dabei. Ich weiß, dass dort etwas abgrundtief Böses passiert ist, aber ich werd jetzt nicht auch noch danach suchen. Du solltest ebenfalls die Finger davon lassen. Dir muss doch klar sein, dass wir gegen so etwas nicht ankämpfen können.«

Mark wusste, dass er kurz davorstand, die Schlacht zu verlieren, aber noch wollte er nicht aufgeben. »Ich geh heut Abend zu Clayton, um rauszufinden, was er zu sagen hat. Du solltest hinkommen. Was schadet es schon, ihm

zuzuhören?«

Natasha schüttelte den Kopf. »Ich denke darüber nach. Keine Versprechungen. Wahrscheinlich komme ich nicht, aber ... ich überleg's mir.« Damit zog sie sich von ihm zurück und setzte sich in Richtung Haus in Bewegung. Kurz zögerte sie und schaute über die Schulter zu ihm zurück. »Ich hab Sachen zu erledigen, verstehst du? Also ... leb wohl.«

Bevor Mark etwas erwidern konnte, stürzte sie ins Haus.

Er wollte ihr noch viel mehr sagen, doch das musste warten. Er konnte nur hoffen, dass sie es sich

wegen heute Abend anders überlegte. Vielleicht kam sie zu Clayton, vielleicht auch nicht. So oder so fühlte es sich an, als hätte er etwas gewonnen. Zumindest eine Kleinigkeit. Eine Chance. Das ging in Ordnung. Im Vergleich dazu, was er bis vor wenigen Minuten gehabt hatte, war es alles auf der Welt.

Er verließ das Grundstück der Wagners über den Hinterhof der Weavers und lief durch den vorderen Garten zur Straße. Dort bog er nach rechts ab und wanderte den langen Anstieg zum Spring Circle hinauf. Im Winter bot sich der

steile Hang als idealer Kurs zum Schlittenfahren an. Letztes Jahr hatte es ordentlich Schnee gegeben, mehr als üblich für Tennessee, und Mark und seine neuen Freunde brachten mehrere Nächte damit zu, wieder und wieder den Hügel hinunterzusausen. Weil es nur zwei Schlitten gab, hatten sie sich abgewechselt. Ein Teil der Truppe wartete oben und ließ eine Flasche Southern Comfort kreisen, bis die Schlittenfahrer unten ankamen und auf den Hügel zurückstapften. Es hatte eine Menge Spaß gemacht, so sehr, dass sich niemand an der bitteren Kälte

störte. Was spielte das bei so coolen Freunden schon für eine Rolle? Kurz erhellte bei der Erinnerung ein Lächeln seine Gesichtszüge, aber es verblasste und er fühlte sich erneut deprimiert.

Ihre Clique war zerbrochen, das einzigartige Band zerrissen. Möglicherweise für immer.

Scheiße.

Das Kelly-Haus stand in der Nähe der Hügelkuppe auf der rechten Seite – unweit der Stelle, an der die Straße einen Bogen nach rechts beschrieb und sich um die Erhebung wand, bis sie zur Washington Avenue wurde. Das Haus sah wie

eine Villa im KleinformaT aus. Säulen im Plantagenstil säumten die breite Veranda, ein kunstvoll verzierter Balkon im ersten Stock überblickte den vorderen Rasen. Jared antwortete auf sein Klopfen und zog die Tür hinter sich zu, als er heraustrat und sich auf die Veranda stellte.

»Was gibt's?«

Jareds Verhalten wirkte nicht so reserviert, wie von Mark erwartet. Der Kerl hatte das Spiel, sich gegenseitig zu schneiden, genauso wie alle anderen mitgespielt, deshalb überraschte ihn das. Einen Moment lang musterte Mark ihn

eingehend und wusste nicht recht, wie er anfangen sollte. »Äh ... geht's dir ... äh ... gut?«

Jared setzte eine finstere Miene auf. »Komm mir nicht wie ein Emo, Mann!«

Mark nickte. »Okay. Aber trotzdem ... alles klar bei dir?«

Jared steckte die Hände in die Hosentaschen und zuckte mit den Schultern. »Ja. Ich will nicht lügen. Die ersten paar Nächte ... hatte ich ein paar krass ätzende Albträume. Konnte mich kaum im Spiegel ansehen. Aber dann hab ich beschlossen, mich nicht länger wie ein Weichei zu benehmen und

drüber wegzukommen. Also ... was führt dich her?«

Mark holte tief Luft. »Kannst du heute Nacht rauskommen?«

Jared legte den Kopf schief. »Weiß nicht. Vielleicht. Warum?«

Mark erzählte ihm von dem Treffen bei Clayton und der Möglichkeit, dass die von ihnen befreite Kreatur Besitz von einem ihrer Freunde ergriffen haben könnte. »Also – kannst du kommen?«

»Ja. Ich werd da sein.«

Mark konnte nichts gegen das Grinsen tun, das sich auf seinem Gesicht ausbreitete. Die

Dankbarkeit, die er in diesem Augenblick empfand, war schier überwältigend. Zumindest einer seiner Freunde schloss sich ihm bei dieser Sache an – und das ohne erkennbares Zögern. Das Gefühl tiefster Einsamkeit, das ihn seit Tagen in den Würgegriff genommen hatte, ließ ein wenig nach. »Cool. Mit Natasha hab ich schon geredet. Bin nicht sicher, ob sie kommt – verlassen können wir uns nicht drauf, aber es könnte sein. Als Nächstes geh ich zu Fiona rüber, dann zu Derek.«

Jared schaute zum Himmel und kniff die Augen zusammen. »Ist

komisch, um diese Zeit draußen zu sein.«

»Das kannst du laut sagen. Ich komm mir vor, als wär ich von Vampirismus geheilt worden.«

»Ja.« Jared sah ihn an. »Von Derek würd ich mich fernhalten.«

Mark runzelte die Stirn. »Warum?«

»Bin mir ziemlich sicher, dass er derjenige ist, der von deinem verickten Dämon gekapert wurde.«

»Aber woher ...«

»Ich weiß es. Vertrau mir.« Die Besorgnis in seinem Gesicht trat nun deutlicher zutage. In den Augen lag ein gequälter Ausdruck. »Ich bin dort gewesen. Um ihm

mein Beileid auszusprechen. Und ... Ich hab's bis zur Vordertür geschafft. Dann hab ich Schreie gehört und durch die Fenster reingeschaut. Konnte aber nichts erkennen. Ich ging hintenrum und sprang über den Zaun. Irgendwie dachte ich, ich sollte die Bullen rufen. Keine Ahnung, warum, aber irgendwie fand ich, ich sollte zuerst selbst nachsehen. Hab durch ein weiteres Fenster reingelinst. Und diesmal hab ich was gesehen.«

»Und was?«

Jared schauderte sichtlich. »Ich glaube, wenn die mich bemerkt hätten, wär ich jetzt tot oder ein

Teil der verfuckten Scheiße, die in dem Haus abläuft.«

Mark wurde ungeduldig. »Würdest du mir wohl einfach verraten, was du dort gesehen hast, verdammt?«

Jared verzog das Gesicht. »Okay, du hast es nicht anders gewollt.«

Er schilderte Mark jede Einzelheit, an die er sich nach dem flüchtigen Blick durch das Fenster auf der Rückseite des McGregor-Anwesens erinnern konnte. Mehr als genug, um seinen Freund davon zu überzeugen, dass sein Verdacht wahrscheinlich zutraf.

»Heilige Scheiße.«

Jared nickte.

Schweigend standen sie eine Zeit lang da, jeder in seinen eigenen hoffnungslosen Gedanken versunken.

Dann meinte Jared: »Scheiß drauf. Ich weiß, wo wir Bier auftreiben können. Lust auf einen kleinen Trip?«

Mark zögerte nicht eine Sekunde. »Zur Hölle, klar.«

Ihr fiel kein realistischer Ausweg aus ihrer Lage ein und sie wünschte sich einmal mehr, sie hätten es einfach hinter sich gebracht und sie getötet. Allerdings würde das nicht passieren. Dafür hatte Andras, die Höllencreatur, die in Derek McGregors Haut steckte, viel zu viel Spaß mit ihr. Lydias Verstand schreckte vor der Fülle an Übelkeit erregenden und perversen Handlungen zurück, die sie entweder bezeugen oder mitmachen musste, seit man sie an diesem Tag aus ihrem Haus

verschleppt hatte. Der Dämon weidete sich an grausamen Akten der Erniedrigung und Folter. Das Schamgefühl, das sie nach einigen dieser Erlebnisse verspürte, war schlimm – die vereinzelten Augenblicke nervenzerfetzender Qualen sogar sehr schlimm. Am schrecklichsten jedoch war, dass er es schaffte, sie jede Sekunde davon genießen zu lassen. Er konnte ihren Körper dazu bringen, von einem Orgasmus zum nächsten zu zucken, während sie gleichzeitig blutend in einer Lache ihres eigenen Erbrochenen lag. Diese Momente, in denen sie jegliche Kontrolle über

ihren Körper verlor, beanspruchten ihren Geist fast über seine Belastungsgrenzen hinaus.

Nun lag sie an Armen und Beinen gefesselt auf dem Boden in Suzie McGregors Wohnzimmer. Sämtliche Möbel waren zur Seite geschoben worden, um in der Mitte des Raums eine große offene Fläche zu schaffen. Ihre Arme streckten sich in schmerzhaftem Winkel über den Rücken, die Handgelenke waren mit Elektrokabeln an die erhobenen Fußgelenke gefesselt. Der Hartholzboden drückte kalt und ungemütlich gegen ihren nackten Körper. Aus einem Dutzend Stellen,

an denen Andras ihre Haut mit einem Messer aufgeschlitzt hatte, troff immer noch Blut. Sie spürte, wie es sich zwischen ihren Brüsten sammelte und eine klebrige Pfütze auf ihrem Bauch bildete. Keine der Wunden war tödlich, auch nicht in Summe, trotzdem schmerzten sie höllisch und brachten sie vereinzelt zum Wimmern. Andras umkreiste sie langsam und starrte auf sie herab.

Er kniete sich neben sie und zupfte an einem der straff gespannten Elektrokabel, wodurch erneut Schmerzen durch ihre Arme pulsierten.

Sie schrie auf.

Er lachte.

Tränen tropften aus den Augen zu Boden. Sie zitterte, als er sich neben ihr hinkniete und damit begann, ihren nackten Rücken und Hintern zu streicheln. Seine Hand glitt mit fließenden Bewegungen über die weiche, empfindliche Haut. Die Berührung war zart, beinahe liebevoll. Lydia wusste, dass sie sich auf diese Wahrnehmung nicht verlassen durfte ... aber es fühlte sich so gut an.

»Gefällt dir das?«

Sie seufzte. »Ja.«

Abermals zupfte er an den Kabeln

und entlockte ihr einen weiteren Aufschrei.

»Und was ist damit, Weib? Gefällt dir das auch?«

Sie schniefte. »Ja.«

Er presste die Finger zwischen ihre Beine und betastete ihre Muschi. Sofort wurde sie wieder feucht. Er schob die Finger tief in sie hinein, dann krümmte er sie, brachte Lydia dazu, erneut aufzuschreien und sich auf dem Boden zu winden. Sie war hilflos, konnte die körperlichen Reaktionen ungeachtet der Schmerzen, die mit jedem leichten Zucken einsetzten, nicht verhindern. Die Muskeln in

ihren Schultern, Oberschenkeln und Waden fühlten sich an, als stünden sie in Flammen. Dennoch wand sie sich und brüllte, als er fortfuhr, sie mit den Fingern zu bearbeiten. Die Empfindungen wurden so intensiv, dass sie völlig vergaß, wie sehr er sie erniedrigte, und sich stattdessen schamloser Ekstase auslieferte.

Nach etlichen Minuten des Schmerzes, der sich mit Glückseligkeit vermischte, band er sie los und drehte sie herum. Sie spreizte die Beine weit und brüllte lauter denn je, als er in sie eindrang. Ihre Augen weiteten sich, die langen Nägel kratzten über

seine knöchernen Schultern, als er begann, in sie hineinzustoßen. Ihre Fingernägel bohrten sich in seine Haut und rissen Wunden, als sich sein Rhythmus beschleunigte. Lydia stieß spitze Schreie aus, warf sich hin und her und zerrte an ihm, während ihr Körper unter einer Lawine ständig aufeinanderfolgender Orgasmen bebte. Als er seinen Samen tief in ihr abfeuerte, fühlten sich ihre Hände klebrig von seinem Blut an.

Er zog sich aus ihr zurück und verschwand. Ein überwältigendes Gefühl des Verlusts trieb ihr Tränen in die Augen. Lydia wollte ihn

wieder in sich haben. Wollte ihn dort dauerhaft spüren. Sie wollte, dass diese Empfindung niemals aufhörte. Andras war wunderschön. Er war vollkommen. Wie hatte sie je glauben können, dass etwas an dieser Sache nicht stimmte? Keuchend lag sie mehrere Minuten lang da und starrte in benommenem Schwindel an die Decke. Ihre Verzückung ebte erst ab, als sie Stimmen hörte und die Rückkehr der anderen bemerkte.

Tom und Suzie.

Und Ella, Suzies Schwiegermutter.

Sie waren getrennt voneinander aufgebrochen, von Andras entsandt,

um verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Ella war allein losgezogen, Tom und Suzie gemeinsam. Lydia stützte sich auf die Ellbogen und sah die Neuankömmlinge mit nach wie vor leicht verschwommenem Blick an. Ella und Suzie trugen immer noch die sexy Kleider, mit denen sie losgezogen waren. Suzie präsentierte sich so tadellos wie vor dem Aufbruch zur Erfüllung ihres Auftrags, aber Ellas knappes schwarzes Kleid war an mehreren Stellen zerrissen und die Vorderseite wurde von einer klebrigen, dunklen Substanz durchtränkt, bei der es sich nur um

Blut handeln konnte. Weiteres Blut verschmierte Gesicht und Brust. In der Beuge des linken Arms trug sie den abgetrennten Kopf eines jungen Mannes. Das Gesicht des Toten war zu einem Ausdruck gequälten Entsetzens erstarrt. Ein kurzes Stück seines Rückgrats ragte aus dem zerfetzten, blutigen Stumpf des Halses.

Lydia durchlebte einen kurzen Moment von Abscheu, der jedoch rasch verflog. Das alles war auf Befehl ihres neuen Herrn geschehen. Es erfüllte seinen Willen. Und das machte es richtig. Das machte es gut. Plötzlich sehnte

sich Lydia danach, den eigenen Wert unter Beweis zu stellen, indem sie ebenfalls ein Leben raubte. Sie stellte sich vor, ein Messer in den zitternden Leib eines völlig verängstigten Opfers zu rammen. Die Vorstellung erregte Lydia. Sie gab tief in der Kehle einen heiseren Laut von sich und schob sich eine Hand zwischen die Beine.

Die anderen hörten auf zu reden und beobachteten sie.

Ihre Erregung steigerte sich sprunghaft, weil sie Zeugen hatte, die zusahen, wie sie masturbierte. Sie ließ ihr Becken kreisen, während sie wild ihren Kitzler rieb.

Begeisterung durchströmte sie, als sie sah, wie scharf sie die restlichen Anwesenden dadurch machte. Ella hob den Saum ihres Kleids an und befingerte sich. Suzie löste sich von der Gruppe, wankte in ihren Stöckelschuhen linkisch über den Hartholzboden und sank zwischen Lydias gespreizten Beinen auf die Knie. Suzies gebannter Gesichtsausdruck zeugte zu gleichen Teilen von Begierde und Hass. Lydia wusste haargenau, wie sie sich fühlte. Sie streckte den Rücken durch und rutschte mit dem Hintern über den Boden.

Suzie wischte sich einen

Speichelfaden ab, der aus einem Mundwinkel baumelte. »Schlampe.«

Lydia beugte sich vor und schlang die Hände um den Nacken der anderen Frau. »Fotze.«

Dann drückte sie das Gesicht der Rivalin in ihre Scham. Und schrie verzückt auf, als Suzie sie gekonnt zu lecken begann.

Der Kofferraum des Lexus war dunkel und ungemütlich. Und viel zu klein. Greg Fox strengte sich an, nicht zu hyperventilieren. Er hatte schon immer ein gewisses Problem mit beengten Räumen. Nur einen kleinen Hauch von Klaustrophobie, der ihm im normalen Alltag nicht

sonderlich in die Quere kam. Allerdings fand er nichts Alltägliches daran, mit vorgehaltener Waffe gezwungen zu werden, in den Kofferraum des Autos eines Fremden zu steigen.

Er zerrte an seinem Hemdkragen, riss am dünnen Stoff.

Herrgott, ich ersticke hier drin.

Greg hämmerte mit einer Faust gegen den geschlossenen Deckel.

»Ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich ...«

Am liebsten hätte Greg laut aufgelacht.

Glaubte sie wirklich, ihre verdammten Gebete konnten sie beide retten?

Gleich darauf schämte er sich für diesen Gedanken. Carrie griff auf den einzigen Trost zurück, der ihr zur Verfügung stand. Ihr Freund hatte es versäumt, sie zu beschützen, und war ein zu erbärmliches nervliches Wrack, um ihr seinerseits Trost zu spenden. Als religiöse junge Frau schien es nur verständlich zu sein, dass sie bei Gott nach Antworten suchte.

»Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und

schenkest mir voll ein ...«

Greg brüllte und hämmerte erneut mit den Fäusten gegen den geschlossenen Kofferraum. »Lasst uns raus!«

»Das wird nicht helfen, Liebling.«

Greg schluchzte.

»Bete mit mir.«

Er schüttelte den Kopf. »Das hilft auch nicht.«

Der Atem stockte ihm in der Brust, als er irgendwo außerhalb des Wagens ein Geräusch vernahm. Eine Zeit lang hatte unheilvolle Stille geherrscht. So ruhig, dass er schon vermutete, das Auto sei in einer privaten Garage und nicht an

einem öffentlichen Ort abgestellt. Greg schlug Carrie eine Hand vor den Mund, um ein weiteres Bibelzitat zu unterbinden. Er legte den Kopf schief und lauschte angespannt auf Bewegungen außerhalb des Fahrzeugs. Eine lange Weile hörte er gar nichts. Carrie verharrte reglos neben ihm und lauschte ebenfalls. Anscheinend hatte sie sich noch nicht so endgültig in ihr Schicksal gefügt, dass sie keine Hoffnung mehr auf göttliche Erlösung hegte.

Dann setzte das Geräusch erneut ein.

Schritte auf Beton, gefolgt von

etwas anderem – dem Klimpern von Autoschlüsseln. Greg spannte den Körper an und spielte mit dem Gedanken, doch noch zum Helden zu werden, indem er ihre Kidnapper ansprang. Vielleicht hatte er Glück und schaffte es irgendwie, den Kerl mit der Pistole zu entwaffnen.

Der Kofferraumdeckel öffnete sich und der Mann, der ihn entführt hatte, hielt ihm die Waffe vors Gesicht.

So viel zu der Idee, den Helden zu spielen. Wieder nichts.

Der Mann wich zurück und gab ihnen mit der Waffe ein Zeichen.
»Aussteigen.«

Er war allein. Seine Partnerin, die Frau in dem sexy grünen Kleid, schien vorläufig von der Bildfläche verschwunden zu sein. Greg empfand das Erscheinungsbild des Mannes nach wie vor als so unvereinbar mit seinen Handlungen. Er erinnerte sich an einen gut aussehenden, fitten Typen mit markanter Kieferpartie und perfekt gestyltem Haar wie bei einem Filmstar. In seinem Brooks-Brothers-Anzug wirkte er wie ein Dressman der Hochglanzanzeigen in *in* GQ. Oder wie ein Nebendarsteller aus *Mad Men*. Er strahlte Selbstsicherheit aus. Der

Mann wirkte nicht wie jemand, der aus Gewohnheit willkürlich Menschen mit vorgehaltener Waffe entführte. Vielleicht waren sie also nicht zufällig ausgewählt worden. Möglicherweise handelte es sich um eine Verwechslung. Eventuell glaubten Mr. GQ und seine heiße Freundin, sie hätten Geld, oder hielten Greg und Carrie für die Kinder reicher Eltern. Die Vorstellung hätte ihn unter Umständen zum Lachen gereizt, würde er nicht gerade auf den Lauf einer Pistole starren. Falls es hier um Lösegeld ging, stand ihren Entführern eine herbe Enttäuschung

bevor. Andererseits hielt er das für ausgeschlossen. Der Kerl sah nicht aus, als brauche er dringend Geld.

Was nur bedeuten konnte, dass es um etwas wesentlich Unheilvolleres ging.

Die Realität der Situation traf ihn erneut wie ein Schlag.

Wir werden sterben. Die werden uns foltern. Danach bringen sie uns um.

Ihr Entführer setzte ein selbstgefälliges Lächeln auf. »Raus aus dem Kofferraum oder ich schieß dir den Schwanz weg.« Er zielte mit der Pistole auf Gregs Schritt. »Würde wahrscheinlich wehtun.

Verdammt weh. Also setz dich besser in Bewegung.«

Es ließ sich nicht vermeiden. Greg verlagerte das Gewicht, setzte sich auf und erschrak, wie steif sich seine Glieder anfühlten. Er sah sich um und stellte fest, dass die Vermutung, dass sie sich in einer privaten Garage befanden, zutraf. Aus seinem Blickwinkel konnte er es zwar nicht genau erkennen, aber er vermutete, dass das Tor geschlossen war. Daher kam ein Fluchtversuch auch ohne die Gefahr einer Kugel im Rücken nicht infrage. Natürlich konnte er um Hilfe rufen, doch er bezweifelte, dass ihn

irgendjemand hörte oder ihm zu Hilfe eilte. Erneut gab die bedrohliche Präsenz der Pistole den entscheidenden Ausschlag.

Greg wollte wirklich nicht, dass auf ihn geschossen wurde.

Weder auf seinen Schwanz noch sonst wohin.

Er kletterte also aus dem Kofferraum und half dann Carrie heraus. Sie klammerten sich aneinander fest und zitterten, weil sie nach den vielen Stunden Krämpfe in den Beinen hatten. Carrie drückte das Gesicht an seine Schulter und ihre Lippen bewegten sich unablässig. Mittlerweile

sprudelten die Worte schneller und leiser aus ihr heraus, eine unaufhörliche Abfolge halb verständlicher Bibelzitate.

Mr. GQ deutete mit der Pistole auf sie. »Du da. Bibelfrau. Sieh mich an.«

Carrie richtete den Blick auf ihn.

Der Mann lächelte. »Willst du weiterleben, Bibelfrau?«

Sie erzitterte. »J-ja. Möge Gott mir gnädig sein.«

»Gott hat damit nichts zu tun.« Er gestikulierte mit der Pistole in ihre Richtung. »Wenn du weiterleben willst, tust du genau, was ich dir sage. Kein Zögern oder

Zurückhalten. Verstanden?«

Sie nickte. »Ja.«

»Gut. Als Erstes verpasst du deinem Freund einen Schlag. Und zwar fest.«

Greg runzelte verwirrt die Stirn. Was zum Teufel soll das? Er rechnete nicht wirklich damit, dass Carrie den Befehl befolgte. Sie war ein überaus anständiges Mädchen, das regelmäßig zur Kirche ging. Ein nettes Mädchen. Und so friedfertig, wie man nur sein konnte. Deshalb zeigte er sich mehr als nur ein bisschen überrascht, als sie ihn losließ und ihm mit der Hand ins Gesicht schlug. Fest, wie befohlen.

Er taumelte zurück und stieß mit dem Hintern gegen den Mercedes SUV, der neben dem Lexus parkte. Greg starrte Carrie mit vor Schock geweiteten Augen an und bemerkte noch etwas, das ihn überraschte. Sie wirkte nicht länger ängstlich. Ihre Miene erinnerte an den verschlagenen Ausdruck eines Tiers, das skrupellos den alleinigen Ausweg aus einer gefährlichen Situation einschlägt. Der Unterschied zwischen dieser jungen Frau und dem verängstigten Mädchen, das sich nur wenige Momente zuvor an ihm festgeklammert hatte, erschien ihm

verblüffend, geradezu unbegreiflich.

Mr. GQ lachte. »Gut. Und jetzt tritt ihm in die Eier.«

Wieder kein Zögern. Carrie kam auf ihn zu, pflanzte den linken Fuß fest auf den Betonboden, holte mit dem rechten Bein schwungvoll aus und rammte ihm den Absatz ihres Schuhs in den Schritt. Sofort setzten vernichtende Schmerzen ein und raubten ihm für lange Momente den Atem. Er sackte auf die Knie und umklammerte seine misshandelten Weichteile. Als er nach Luft schnappte, löste sich ein Heulen aus seiner Kehle. Erneut stürmten Schmerzen auf ihn ein und trieben

ihm dicke Tränen in die Augen, die in heißen Strömen über seine zitternden Wangen liefen.

»Tritt ihm ins Gesicht.«

Durch die höllischen Qualen war Greg außerstande, wegzurobben oder sich anderweitig zu verteidigen. Diesmal krachte der harte Absatz von Carries Schuh gegen sein Kinn. Sein Kopf wurde nach hinten geschleudert und prallte gegen die Seite des SUV. Blut füllte seinen Mund und er spürte etwas Scharfes, das gegen seine Zunge stach. Er würgte und spuckte etwas aus. Wieder waren die Schmerzen gewaltig. Ein Anflug

von Übelkeit ließ ihn nach vorn sacken. Mit den Händen stützte er sich auf dem kalten Betonboden der Garage ab. Dadurch fiel sein Blick geradewegs auf das, was er ausgespuckt hatte. Es handelte sich um ein Stück Zahn.

Er hob den Kopf und starrte seine Freundin an. »Ich dachte, du liebst mich.« Das Reden schmerzte. Jede Bewegung seiner Kiefer jagte einen Blitz sengender Pein durch den Schädel. »Wie kannst du das nur tun?«

Ihr Gesichtsausdruck erinnerte nach wie vor an den eines Tiers. Keinerlei Sanftmut sprach daraus.

Und keinerlei Gnade. »Ich will überleben. Mehr nicht.«

Mr. GQ trat neben sie und schlang einen Arm um ihre Schultern. »Schon komisch, wie sie sich gegen einen wenden, was?« Er lachte. »Du bist jung, daher vermute ich, das war dir bisher nicht wirklich klar. So etwas wie echte Loyalität gibt es nicht mehr. In der modernen Welt heißt es nur noch: Fick, wen du ficken musst, um vorwärtszukommen.«

Greg schleuderte ihm einen finsternen Blick entgegen. »Leck mich.«

Der Mann grinste. »Ach, jetzt

wirst du mutig. Jetzt, wo du glaubst, dass es nichts mehr zu verlieren gibt, hältst du den Zeitpunkt für gekommen, etwas Mumm zu zeigen.« Er löste sich von Carrie und richtete die Waffe direkt auf Gregs Gesicht. »Steh auf.«

Greg blickte dem Mann in die Augen. In ihnen spiegelte sich sein eigener Tod wider. Er spannte die Beinmuskeln an, um sich wie befohlen zu erheben. Aber statt einfach nur aufzustehen, sprang er auf den Mann zu, rammte ihm den Kopf in die Magengrube und presste ihm die Luft aus der Lunge. Dadurch löste er einen neuerlichen

Ausbruch von Schmerzen aus. Er empfand ihn jedoch als lohnend, als er hörte, wie die Pistole klappernd auf dem Betonboden landete. Er stieß den Mann gegen die Seite des Lexus und warf sich gegen dessen Körper. Der andere versuchte, ihn wegzuschieben, aber Greg erhöhte den Druck und nahm irgendwoher die Kraft, eine schnelle Folge von Schlägen auf seinen Gegner einprasseln zu lassen. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass sich Carrie der Pistole näherte. Sie nahm die Waffe in die Hand. Es glich einem Wunder. Sie konnten diesem Albtraum entrinnen! Danach spielte

es keine Rolle mehr, was Carrie getan hatte. Er würde ihr genauso verzeihen, wie Gott ihr verzieh. Sie war lediglich ein Opfer, weiter nichts.

Seine Euphorie währte genau bis zu dem Moment, als sie die Pistole auf ihn richtete. »Aufhören.«

Gregs Schultern sackten nach unten. Er senkte die Fäuste.

Der Mann stieß ihn weg und entriss Carrie die Pistole.

Greg starrte sie fassungslos an. »Warum?«

Sie lächelte. »Ich weiß es nicht. Ich ... habe etwas gespürt. Es hat sich wie Gott angefühlt, der in

meinem Kopf zu mir spricht. Er hat mir gesagt, was ich tun soll.«

Greg stöhnte. »Scheiße.«

Mann, das ist einfach toll. Meine Freundin ist vollkommen irre. Herzlichen Dank auch, Gott. Wäre schön gewesen, das früher zu erfahren.

Der Mann grinste. »Gute Neuigkeiten für dich, Schätzchen. Das ist nicht Gott, der mit dir redet. Es ist mein Kumpel Andras und er freut sich schon sehr darauf, dich kennenzulernen. Ich glaube, du wirst auf ihn abfahren. So viel kann ich dir schon mal verraten: Man hat mit ihm wesentlich mehr Spaß als

mit deinem Gott.«

Carrie lächelte. »Cool.«

Cool?

Carrie war in diesem Augenblick nicht mehr sie selbst. So viel stand fest.

Nur änderte dieses Wissen nicht das Geringste.

Der Mann deutete mit der Pistole auf eine offene Tür. »Da lang.«

Weil es Greg an Alternativen fehlte, setzte er sich in Bewegung und ging auf die Tür zu. Irgendwo im Haus ertönte ein Schrei. Ein Kloß stieg ihm in den Hals und sein Magen verkrampfte sich.

In was für eine Horrorshow bin ich

hier nur hineingeraten?

29

Die Ransom-Lanes-Bowlingbahn verfügte über einen relativ großen, an Wochenenden immer gefüllten Parkplatz. Sogar an den meisten Abenden unter der Woche lief das Geschäft gut. Den jungen Leuten in Ransom stand keine allzu große Auswahl an Freizeitangeboten zur Verfügung. Es gab keine Kinos. Die wenigen Lokale, in denen gelegentlich Livemusik gespielt wurde, waren versiffte kleine Countrykneipen, in die Minderjährige nicht hineindurften. Nein, wollte man als Teenager in

Ransom seine Freunde treffen, beschränkte sich die Auswahl so ziemlich auf Ransom Lanes. Der geräumige Innenraum des Bowlinglokals bot reichlich Platz, um sich unters Volk zu mischen. Die Besitzer achteten darauf, immer die neuesten Hits über die laute Musikanlage zu jagen. Hatte man genug vom Bowlen, gab es einen kleinen Billardraum und ein noch kleineres, angrenzendes Zimmer, in dem einige uralte Videospiellautomaten standen.

Kevin Cooper kannte nichts davon aus eigener Erfahrung. Fiona hingegen hatte dort schon das eine

oder andere Mal abgehangen. Das letzte Mal sei schon eine Weile her, erzählte sie ihm, vielleicht ein Jahr, aber sie hielt es für unwahrscheinlich, dass sich in der Zwischenzeit großartig etwas geändert hatte.

»Ich versteh immer noch nicht, warum du jemals hier gewesen bist. Ich meine ... es ist ätzend.«

»Kann schon sein. Ich war hier, bevor ich euch kannte.« Fiona biss sich auf den schwarz lackierten Daumennagel und starrte zum Eingang des Lokals. Das dunkle Haar fiel ihr ins Gesicht. »Die meisten Male jedenfalls.«

Sie saßen in seinem Eclipse, der an der Vorderseite des Gebäudes auf einem schräg markierten Parkplatz stand. Nach einer knappen halben Stunde fing Kevin an, sich auffällig zu fühlen. Er bezweifelte aber, dass sie wirklich jemand bemerkte oder sich etwas dabei dachte. Dafür herrschte zu viel Betrieb. Ständig betraten und verließen Menschen das Gebäude. Dennoch fiel es ihm schwer, sich nicht leicht paranoid zu fühlen, wenn sein Blick in Richtung Waffe zuckte. Der Revolver Kaliber 38 lag eingeklemmt in der kleinen Ablage unter dem Radio. Und jedes Mal,

wenn er hinsah, empfand er nicht nur Paranoia.

Sondern auch Zweifel.

Ja.

Eine Menge verdammter Zweifel.

Er rutschte auf dem Sitz hin und her. »Ich bin mir bei der Sache nicht sicher.«

Fiona schnippte sich die Haare aus dem Gesicht. »Was meinst du?«

Er hob das Kinn an. »Das da. Das verfluchte Schieß Eisen. Ich will nicht wirklich jemanden umbringen.«

Auf Fionas Miene trat ein Ausdruck vernichtender Verachtung. »Ist das dein Ernst?«

Er seufzte. »Ja. Ist es.«

Fiona schlug ihm gegen die Schulter. »Du beschissenes Weichei.«

Kevin schnitt eine Grimasse. »Au. Herrgott noch mal, Fiona.«

Sie schlug ihn erneut. »Du kannst jetzt nicht den Schwanz einziehen. Du musst das tun.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Pass auf, ich hasse diese Wichser. Ich würde keine verdammte Träne vergießen, sollte ihnen was zustoßen, aber ich werd niemanden ermorden. Das kann ich einfach nicht. Sonst wär ich nicht besser als die.«

Fiona wirkte geradezu

angewidert. »Vor ein paar Stunden hast du noch anders geredet.«

»Da war ich auch nicht bei klarem Verstand, okay? Den hatte man mir zu dem Zeitpunkt gerade aus dem Leib geprügelt. Und ich bin deswegen immer noch ziemlich fertig. Aber denk mal nach. Wenn wir das durchziehen, könnten wir genauso gut zugeben, dass sie von Anfang an recht mit uns hatten. Ich will nicht wie einer dieser Pisser werden, die man in den Nachrichten sieht. Über die Nachbarn in Interviews sagen: ›Oh ja, das waren merkwürdige Jugendliche, standen auf Metal und Gruftmusik.

Wir hätten es ahnen und vielleicht was dagegen unternehmen müssen.« Da scheiß ich drauf, Fiona. Da scheiß ich voll drauf.«

Irgendwann während seines Wortschwallis hörte Fiona auf, ihn anzusehen. Stattdessen kaute sie erneut an ihrem Daumennagel und beobachtete den Eingang des Bowlingcenters. Die anschließende Stille wurde unangenehm, als sie sich auf mehrere Minuten ausdehnte. Kevin stand kurz davor, den Motor zu starten und wegzufahren. Es wäre das Klügste. Für genauso klug hielt er es, den Revolver zu schnappen und

irgendwo zu verstecken. Er starrte auf die Schlüssel, die im Zündschloss des Eclipse baumelten, und bereitete sich innerlich darauf vor, es endlich zu tun. Fiona würde stinksauer sein, aber sie kam schon darüber hinweg. Oder vielleicht auch nicht. Es spielte so oder so keine Rolle. Er hatte unheimlich kurz davor gestanden, den schwersten Fehler seines Lebens zu begehen. Etwas, das er nie zurücknehmen oder wiedergutmachen konnte. Alles, was zählte, war, dass er die Entscheidung getroffen hatte, sich vom Abgrund zurückzuziehen.

Fiona nahm den Revolver und zielte auf ihn.

Kevin hob die Hand und wich mit dem Rücken an die Tür auf der Fahrerseite zurück. »Himmel, Fiona ...«

»Halt's Maul.«

Kevin klappte den Mund zu. Er zitterte. Zwar glaubte er nicht, dass Fiona ihn tatsächlich erschoss, doch er war sich alles andere als sicher. Das beunruhigte ihn fast genauso stark wie die Möglichkeit, erschossen zu werden. Er hielt sie für eine Freundin. Nein, mehr als das. Sie beide waren Kumpel. Verbündete gegen all die Mistkerle

dieser Welt. Er hätte sich sicher sein müssen, und der Umstand, dass das nicht so war, erfüllte ihn mit Verzweiflung.

Mit der freien Hand drehte Fiona den Innenspiegel in seine Richtung. »Sieh dich an. Verdammt, sieh dir an, was die mit dir angestellt haben.«

Kevin schaute in den Spiegel und zuckte beim mittlerweile vertrauten Anblick seiner lädierten Unterlippe und des angeschwollenen Auges zusammen. Er verspürte immer noch am ganzen Leib höllische Schmerzen. Die verschreibungspflichtigen

Medikamente, die Fiona aus dem üppigen Vorrat ihrer Mutter gestohlen hatte, betäubten sie nur geringfügig.

Fionas harter Gesichtsausdruck wurde etwas weicher. »Früher oder später passiert Menschen wie dir und mir immer so ein Mist. Wir gehören nicht dazu. Wir sind anders. Und das können die verfickten Normalos nicht ab. Also meinen sie, uns in die Schranken weisen zu müssen. Sie prügeln uns nieder. Hauen die Scheiße aus uns raus. Lassen uns wissen, dass wir nicht durchs Leben kommen, wenn wir anders sind. Dass wir uns

anpassen müssen oder wieder und wieder im Dreck landen.«

Kevin schüttelte den Kopf. »Nein. Das ist ... Weißt du, so ein Mist passiert eben in einer kleinen Stadt. Cliques, die gegen andere Cliques kämpfen. Nichts davon spielt noch eine Rolle, wenn wir älter sind.«

»Wir werden nicht älter.«

Kevin heftete den Blick auf den Lauf des Revolvers und empfand es als unheimlich, wie ruhig ihre Hand blieb. Er sah sie an. »Bitte bring mich nicht um.«

»Es tut mir leid. So hätte es nicht laufen sollen.«

Kevins Augen wurden feucht.

»Bitte.«

»Wir können nicht weiterleben. Das musst du doch einsehen.«

Plötzlich ging Kevin ein Licht auf. Natürlich. Er hätte es schon früher kapieren müssen. Hier ging es gar nicht um Rache für die Prügel, die er einstecken musste. Verdammt, das war der geringste Teil davon. In Wahrheit ging es um die Nacht im Keller. Das war es, womit Fiona nicht mehr klarkam. Der eigentliche Feind. Die dunklen, bizarren Erinnerungen. Deshalb hatte sie ihn so schnell auf dieses Szenario mit Mord und Selbstmord eingeschworen – weil sie wusste,

dass er am empfänglichsten darauf reagierte, solange die Abreibung noch frisch im Gedächtnis haftete.

Sie lächelte, erkannte an seinem Blick, dass er verstand. »Es muss so sein. Ist schon in Ordnung, Kevin. Eigentlich ist es meine Schuld. Ich hätte wissen müssen, dass du nicht stark genug dafür bist.« Sie drückte den Lauf des Revolvers gegen seinen Bauch. »Es tut mir leid. Wir sehen uns auf der anderen Seite.«

Mit einem Schlag kam Kevin alles völlig verrückt vor.

Gemäß dem ursprünglichen Plan hätte er zuerst sie getötet und wäre dann hineingegangen, um

Hickerson und dessen Freunde wegzupusten. Und danach sich selbst, um den Pakt zu besiegeln. Er verfluchte sich für seine Dummheit. Selbst am Tiefpunkt der Demütigung hätte er sich nicht eine Sekunde darauf einlassen dürfen, mitzuspielen.

Fiona zuckte zusammen, als eine Faust auf ihrer Seite laut gegen das Fenster hämmerte.

Kevin sog scharf die Luft ein, als der Lauf der Waffe fester gegen seinen Bauch drückte. Er spannte den Körper an, weil er damit rechnete, dass Fiona vor lauter Überraschung einen Schuss

abfeuerte. Aber ihr Finger hielt sich vom Abzug fern, als sie den Kopf drehte, um über die Schulter nachzusehen, wer da störte. Kevin streckte sich und erblickte Mark Bells grinsende Visage, die durch die Scheibe hereinspähte. Mark wirkte irgendwie fertig. In seiner Nähe stand noch jemand. Mit kräftiger Statur. Das musste Jared sein.

Kevin winkte.

Er ließ den Blick auf Mark gerichtet, als er zu Fiona sagte: »Weg mit der Kanone, okay? Du willst das jetzt nicht tun. Nicht, während sie dabei sind.«

Ihr Kopf schwenkte zu ihm.
»Okay.«

Sie ließ den Revolver los. Kevin nahm ihr die Waffe ab und steckte sie in das kleine Ablagefach in der Tür auf seiner Seite. Er war ziemlich sicher, dass Fionas Körper den Lauf für Blicke von draußen abgeschirmt hatte. Kevin konnte das nur recht sein. Er wollte nicht, dass die anderen erfuhren, wie kurz Fiona davor gestanden hatte, ihn zu töten.

Er drückte den Knopf für den elektrischen Fensterheber und die Scheibe auf Fionas Seite fuhr nach unten.

Mark steckte den Kopf in den Wagen. Sein Atem roch nach Alkohol. Er grinste. »Wusst ich's doch, dass das dein abgefucker Eclipse ist, Cooper. Stör ich bei irgendwas?«

Fiona lächelte. »Na ja, ich wollte gerade Amok laufen. Dabei hast du gestört.«

Mark lachte.

Er hob den Kopf und stieß ihn sich an der Oberkante des Türrahmens. »Autsch. Verdammt.« Mark war wirklich total stramm. »Was treibt ihr hier bei der verfuckten Bowlingbahn?«

Kevin zuckte mit den Schultern.

»Ich könnte dich dasselbe fragen.«

Mark lachte erneut. Schlug sich wieder den Kopf an. »Touché. Wir sind bloß rumgefahren. Das ist jetzt wahrscheinlich eine große Überraschung, aber es gibt nicht wirklich viel zu tun in Ransom, nicht mal tagsüber, deshalb haben wir beschlossen ...« Ein Teil seiner betrunkenen Hochstimmung wich aus seinen Zügen, als er einen genaueren Blick auf Kevins Gesicht warf. »Scheiße, Mann, was ist denn mit dir passiert?«

Bevor Kevin etwas erwidern konnte, ließ Fiona eine rasante und übertrieben detaillierte Schilderung

der Prügel vom Stapel, die er von Hickersons Sportlerfreunden bezogen hatte. Ihr Bericht wirkte geradezu hysterisch. Sie gestikulierte wie wild und schlitterte auf ihrem Sitz herum. Als sie die Erzählung beendete, schien Mark nicht länger sturzbetrunken zu sein. Stattdessen hatte sich sein Blick geklärt, seine Miene vor Wut angespannt. Jared war auf die Knie gegangen, um ins Auto zu schauen, während sie redete. Er wirkte ähnlich wütend. Kevin wurde nervös, als er die Änderung in Marks Verhalten registrierte. In der Luft lag förmlich greifbar die

Androhung von Gewalt.

Mark deutete mit einem Daumen auf das Gebäude. »Und dieser Scheißer Hickerson ist jetzt da drin?«

Fiona nickte. »Sie sind alle da drin. Jedes einzelne von diesen Arschlöchern.«

Mark musterte Kevins Gesicht noch einen Herzschlag lang.

Dann wechselten er und Jared einen Blick.

Jared fragte: »Wollen wir ein paar Leute aufmischen?«

Marks Antwort bestand lediglich aus einem Nicken.

Jared und er entfernten sich vom

Wagen und hielten mit raschen Schritten auf das Bowlingcenter zu. Kevin drehte sich auf dem Sitz herum und beobachtete sie dabei. Sie hatten bereits den halben Parkplatz überquert. Aus ihrer Körperhaltung sprach nicht das geringste Zögern. Das würde unschön enden. »Oh Scheiße. Was sollen wir jetzt machen?«

Fiona streckte die Hand nach dem Türgriff aus. »Wir übernehmen unseren Part, was sonst?«

Damit stieg sie aus und eilte hinter den beiden her.

»Fuck!«

Kevin schlug mit der Faust auf das

Lenkrad. Das ging alles zu schnell. Er wusste, dass er nicht einfach wie ein Waschlappen im Auto sitzen bleiben konnte, während seine Freunde auf Leute losgingen, die ihn angegriffen hatten. Er joggte über den Parkplatz und holte sie fast ein, als sie gerade durch den Eingang liefen und den Vorraum betraten.

Die Schwingtüren öffneten sich und sofort setzte das erdrückende Wummern und Plärren des jüngsten Hits von Lady Gaga ein. Die donnernden Beats waren Teil eines umfassenden Sturmangriffs auf all seine Sinne. Das Innere des

Bowlinglokals erwies sich dunkler, als Kevin es erwartet hatte. Discolichter blinkten und Neonfarben beleuchteten die Bahnen. Eine Nebelmaschine spie in Bodennähe dichte Schwaden aus. Ein Hinweisschild draußen kündigte für diesen Abend ›Cosmic Bowling‹ an. Auf der Tanzfläche drängten sich gelenkige junge Körper und verrenkten sich im Takt der Musik. Das Umfallen der Kegel auf den Bahnen ging in dem Lärm beinahe vollständig unter. Kaum zu glauben, dass so viele Menschen so etwas als Spaß empfanden. Positiv war für Kevin allein die Aussicht, dass eine

Schlägerei in einem derart chaotischen Umfeld vom Sicherheitspersonal nicht so rasch bemerkt wurde, solange sie ihren Rivalen nur ein paar verpassten und dann rasch verdufteten.

Blieb nur ein Problem.

Mark Bell.

Der Kerl war nicht der Typ, der schnell zuschlug und dann abhaute. Eher ließ er sich der Sorte von Scheiß-Psychos zurechnen, die völlig ausrasteten. Das entsprach seiner Grundeinstellung für den Umgang mit Leuten, die er als Feinde betrachtete. Berücksichtigte man ferner den Umstand, dass er

eine Menge getrunken hatte, steckte in dieser Situation das Potenzial für eine richtig schnelle, richtig hässliche Eskalation. Mark und Jared drängten sich durch die Masse der Tanzenden. Kevin drehte sich der Magen langsam und unangenehm um, als Fiona ihnen durch die hinterlassene Schneise in der Menschenmenge folgte.

An der Trennwand, die den Dancefloor von dem nach hinten versetzten Bereich abgrenzte, in dem die Bowlingspieler saßen und warteten, bis sie an die Reihe kamen, blieben Mark und Jared abrupt stehen. Ihre Köpfe drehten

sich hin und her, als sie die Blicke suchend umherwandern ließen. Es gab etliche Bahnen und das Flackern der flimmernden Lichter gestaltete es schwierig, einzelne Gesichter auszumachen. Kevin erreichte die Abtrennung und sah sich um. Nur die Personen, die im Bereich unmittelbar dahinter saßen, ließen sich vereinzelt erkennen. Ein paar davon kamen ihm vage bekannt vor, aber Hickerson und seine Freunde befanden sich nicht darunter. Gut. Eventuell hatten sie sich irgendwann unbemerkt aus dem Staub gemacht, während er mit Fiona diskutierte.

Dann jedoch lehnte sich Mark auf einmal über die Trennwand und zeigte nach links.

Jared spähte ebenfalls in die Richtung.

Beide setzten sich im Laufschrift in Bewegung.

Kevin verzog das Gesicht.

Verdammt.

Fiona und er folgten ihnen. Kevins Magen verkrampfte sich, als er sah, wie Mark und Jared durch eine der Öffnungen in den dahinterliegenden Bereich verschwanden. Als Fiona und er zu ihnen aufschlossen, schlüpfte Mark gerade aus seiner Lederjacke und hielt auf den

äußerst überrascht wirkenden Moose Hendrickson zu. Der Footballspieler war etwas größer und stämmiger als Mark, wodurch er jedoch nicht imposanter erschien. Die endlosen Stunden, die Mark damit zubachte, in seiner Garage Gewichte zu stemmen, ließen sich trotz der schlechten Lichtverhältnisse kaum übersehen. Dicke, definierte Muskelstränge zeichneten sich unter dem Stoff seines T-Shirts ab. Das Gesicht seines Freundes konnte Kevin nicht sehen, aber er hegte keinen Zweifel daran, dass aus seinen Augen pure Mordlust sprach. Der Footballspieler

erkannte das auf Anhieb und wich zurück. Keine Spur von angeberischem Machogehabe. Nur Angst. Trotz des Übelkeit erregenden Gefühls in seiner Magengrube freute sich Kevin darüber.

Die anderen Teenager, die im selben Bereich saßen, sprangen rasch von ihren Sitzen auf und wichen zur Seite. Kevin erkannte Kent Hickerson und dessen Freund Brett. Auch der andere Footballspieler, Zack oder Jack, der mitgeholfen hatte, Kevin zu verprügeln, war da. Ein paar von ihnen hatten ihre Freundinnen

dabei. Die Mädchen kreischten wie aus einer Kehle, als Mark die Faust auf Hendrickson abfeuerte. Der Schlag saß. Hendrickson flog nach hinten und krachte gegen leere Stühle. Blut spritzte aus seiner offenbar gebrochenen Nase. Bevor er sich erholen konnte, packte Mark den Footballspieler am Hals und begann, wiederholt auf sein Gesicht einzuhämmern. Zack oder Jack unternahm einen halbherzigen, zögerlichen Versuch, dazwischenzugehen, doch Jared fing ihn ab und ließ ihn mit einem wilden Schwinger in die Magengrube zu Boden gehen. Dann

warf er sich auf Zack oder Jack und fing an, die fleischigen Fäuste auf ihn einprasseln zu lassen. Weiteres Blut floss. Noch mehr Geschrei ertönte.

Kevin holte tief Luft.

Atmete aus.

Und trat einen Schritt vor. Er stieß Kent Hickerson in den Rücken. Der Junge zuckte zusammen und wirbelte herum. Sein Gesicht wurde blass, als er den grinsenden Kevin vor sich stehen sah. Kevin teilte selbst einen Schlag aus und legte seine gesamte Kraft hinein. Das Gefühl, als seine Faust gegen Kents weiche Unterlippe prallte und sie

aufplatzen ließ, war das Befriedigendste, das er jemals empfunden hatte. Schmerzen rasten seinen Arm entlang, und seine Hand wurde fast sofort taub.

Doch das störte ihn nicht.

Er hatte Blut geleckt und Rache geschmeckt, und es fühlte sich toll an.

Kevin trat Kent ins Gesicht, als der Junge aufzustehen versuchte. Die Nase des anderen brach und er landete unter Schmerzen aufheulend erneut auf dem Boden. Mittlerweile strömte Adrenalin durch Kevins Adern und er setzte nach. In der Hektik des Geschehens

bekam er nicht mit, dass sich Fiona unauffällig in die Menge der Umstehenden zurückzog und davonstahl. Die Raserei setzte sich noch einige Minuten fort. Irgendwann verstummte die Musik und die blinkenden Scheinwerfer erloschen. Stattdessen wurde die normale Deckenbeleuchtung eingeschaltet.

Dann spürte Kevin Hände, die ihn unsanft von der blutigen Fratze des Jungen unter sich wegzogen. Kevin lachte, als ihm die Arme schmerzhaft auf den Rücken gedreht wurden. Der unbändige Rausch des Augenblicks hielt ihn

nach wie vor wie eine Art Wahnsinn fest im Griff. Er genoss die entsetzten Mienen in den Gesichtern der rings um ihn Versammelten – vor allem in jenen, die er kannte. Kevin wusste, dass er sich gerade ernsthafte Schwierigkeiten eingehandelt hatte, aber etwas anderes wusste er genauso sicher: Niemand an der Ransom High School würde sich je wieder mit ihm anlegen.

Die Polizei traf ein und legte ihnen Handschellen an.

Sie wurden aus dem Bowlinglokal gezerrt und auf die Rücksitze von Streifenwagen verfrachtet.

Ja, sie steckten definitiv in Schwierigkeiten. In großen Schwierigkeiten.

Allerdings bereitete ihm das im Moment keine größeren Sorgen. Später vielleicht. Jetzt nicht.

Denn Kevin Cooper hatte sich seit Langem nicht mehr so gut gefühlt. Vielleicht sogar noch nie.

30

Mark Bell fühlte sich beschissen, als er am nächsten Morgen aus der Haft entlassen wurde. Seine Glieder waren steif von einer Nacht, in der er mit wenig Erfolg versucht hatte, auf einer winzigen, unbequemen Pritsche zu schlafen. Seine Schultern und Hände pochten immer noch – Nachwehen der Prügel, die er Moose Hendrickson verpasst hatte. Sein Vater war hergekommen, um eine Kautions hinterlegen. Endlich. In der vergangenen Nacht hatte Mark weder ihn noch seine Mutter

erreicht und sah sich gezwungen, gestotterte, peinliche Nachrichten über seine Lage auf dem Anrufbeantworter zu hinterlassen.

Er unterschrieb, was unterschrieben werden musste, und wurde kurz nach neun Uhr entlassen. Man händigte ihm seine persönlichen Gegenstände aus, darunter Handy, Geldbörse und Schlüssel. Auf dem Weg aus dem Gebäude fragte er seine Mailbox ab. In den frühen Morgenstunden hatte er den Anruf von einem unbekannten Teilnehmer verpasst. Das musste Clayton Campbell gewesen sein, der sich gefragt

hatte, warum niemand zu dem vereinbarten Treffen erschienen war. Außerdem hatten ihn zwei SMS von Jared und Cooper erreicht, die beide bereits draußen waren. Von Natasha gab es keine Nachricht, was ihn zwar traurig stimmte, aber nicht überraschte. Mittlerweile musste sie erfahren haben, was in der Bowlingbahn vorgefallen war, und hatte vermutlich wieder ihre unerbittlich ablehnende Haltung ihm gegenüber eingenommen. Das Problem dürfte mittlerweile zu groß geworden sein, um es noch lösen zu können. Gestern war es ihm beinahe gelungen, sie mit seinen

leidenschaftlichen Worten und Versprechen umzustimmen, aber jetzt waren sie mit größter Wahrscheinlichkeit für immer fertig miteinander.

Sein Vater wartete neben dem neuen blauen Lexus auf dem Parkplatz auf ihn. Er trug seinen Anzug für die Arbeit, hatte aber das Jackett ausgezogen und schlang es am Daumen über die Schulter. Wie vorherzusehen, beobachtete Tom Bell mit versteinerner Miene, wie sein Sohn den Parkplatz überquerte. Marks Eltern hatten nie viel von strenger Disziplin gehalten, aber vermutlich sahen sie sich nun

veranlasst, einen Versuch in diese Richtung zu unternehmen. Das wäre nicht nur unangenehm, sondern kam auch mehr als ein bisschen zu spät. Drauf geschissen. Ihm fehlten nur noch einige Monate bis zur Volljährigkeit. Was wollten sie schon machen? Ihm Hausarrest verpassen?

Na klar.

Mark ging schnurstracks zur Beifahrertür und wartete.

Sein Dad sah ihn über die Motorhaube hinweg an. »Und? Was hast du mir zu sagen?«

Mark setzte eine ebenso versteinerte Miene auf wie sein

Vater. »Nichts.«

Sein Vater zuckte mit den Schultern. »Okay.«

Mark erwiderte: »Okay? Wirklich? Du klingst, als wär's dir scheißegal.«

Ein weiteres Schulterzucken. »Du hast recht. Ist es mir auch. Du hattest eine Schlägerei. Na und? Als ich in deinem Alter war, bin ich in dieselben Schwierigkeiten geraten. Hat nichts zu bedeuten. Ich bin ein paar Hundert Dollar los, zehn Prozent der Kaution, aber auch das stört mich nicht. Ist bloß Kleingeld.«

Mark lachte. »Kleingeld?«

Tom Bell schlüpfte in sein Jackett

und strich den edlen Stoff mit den Handflächen glatt. »Ja, Mark, Kleingeld. Im Vergleich zu Otto Normalverbraucher verdiene ich eine Menge. Das ist auch der Grund dafür, dass du so viele nette Spielereien hast, von denen die meisten Jungs in deinem Alter nur träumen können. All dein elektronischer Krempel. Immer nur das Neueste, das Aktuellste, das Teuerste. Das schockiert dich jetzt wahrscheinlich, aber die meisten 17-Jährigen bekommen keine 100 Dollar Taschengeld pro Woche. Der springende Punkt ist: Ja, die paar Hundert Kröten waren gar nichts für

mich. Aber irgendwann werde ich dich nicht länger verhätscheln können. Irgendwann musst du anfangen, dir deinen eigenen Weg in der Welt zu suchen. Glaubst du, dass du dafür schon bereit bist?«

Mark seufzte während des Vortrags mehr als nur einmal. Er hatte damit gerechnet, genau etwas in dieser Art zu hören zu bekommen. »Ich denke, ich bin vor allem bereit, schleunigst von diesem gottverdammten Polizeirevier zu verschwinden.«

Sein Vater nickte. »Wenigstens darin sind wir uns einig. Fahren wir.«

Sie stiegen ins Auto und Tom fuhr vom Parkplatz der Polizeistation. Er lenkte die Luxuslimousine über die Hauptgeschäftsstraße im Zentrum von Ransom. Wie üblich gab es nicht viel zu sehen.

»Wohin fahren wir?«

Kurz zuckte der Blick seines Vaters zu ihm, dann heftete er sich wieder auf die Straße. »Ich habe eine Kleinigkeit zu erledigen. Mark ...«

Ihm gefiel der vorsichtige Tonfall der Stimme seines Vaters nicht. So klang er immer dann, wenn er kurz davorstand, ein unangenehmes Thema anzuschneiden. »Ja, Dad?«

»Ich liebe dich. Das weißt du doch, oder?«

Mark krümmte sich unbehaglich auf dem Sitz.

Scheiße. Jetzt kommt der rührselige, gefühlsduselige Quatsch.

»Äh ... ja, Dad. Sicher weiß ich das.«

Tom bremste, als sie sich einer Ampel näherten. »Gut. Das freut mich.« Er seufzte. »Hör zu, mein Sohn ... es sind ein paar Sachen passiert, von denen du noch nichts weißt. Zwischen deiner Mutter und mir ... steht es seit einiger Zeit ... nicht zum Besten.«

Mark verkniff sich ein verbittertes

Lachen.

Ach echt, Dad? Ohne Scheiß?

Es herrschte wenig Verkehr, und die Ampel blieb nur wenige Sekunden lang rot. Als sie auf Grün umsprang, rollten sie über die Kreuzung. »Vor einer Weile hatte ich eine Affäre mit einer anderen Frau und ... na ja, danach ist alles irgendwie den Bach runtergegangen. Deine Ma hat es herausgefunden und ich musste wie wild darum kämpfen, unsere Ehe zu retten.«

Mark grunzte. »Tja ... das erklärt einiges.«

»Tatsache ist, mein Sohn, ich

glaube nicht länger, dass es die Mühe wert ist. Wir haben uns beide lange Zeit von dir zurückgezogen, hauptsächlich wegen dieser Situation, an der ich schuld bin.« Seine Stimme wurde zunehmend heiserer, während er redete. Mit wachsender Besorgnis erkannte Mark, dass sein Vater kurz davor stand, in Tränen auszubrechen. »Und ich weiß, wie ... wie verdammt schwer es für dich gewesen ist. Wir haben nicht an deinem Leben teilgenommen und das tut mir verflucht leid.«

Marks Augen wurden feucht. »Dad ... schon in Ordnung. Ehrlich.«

Tom Bell schüttelte nachdrücklich den Kopf und starrte seinen Sohn eindringlich an. »Nein, mein Junge, das ist nicht in Ordnung.« Sie bogen in eine Seitenstraße, die sie vom Stadtzentrum wegführte. Mittlerweile hatten sie das Einkaufsviertel von Ransom hinter sich gelassen und näherten sich dem kleinen Krankenhaus und dem Postamt. Ein Stück weiter die Straße entlang befand sich ein weiteres dreistöckiges Gebäude, das deprimierend trostlos wirkte. Tom steuerte den Lexus am Krankenhaus vorbei und bog nach links auf den nahezu leeren

Parkplatz des tristen Bauwerks. Er stellte den Wagen in der Nähe des Eingangs ab, drehte sich auf dem Sitz herum und sah seinen Sohn unverwandt an. »Mark, ich fühle mich seit Langem alleingelassen. Das eine oder andere Mal habe ich sogar mit dem Gedanken gespielt, mich umzubringen, aber inzwischen bin ich froh darüber, dass es nicht so weit gekommen ist.«

Mark las das Schild an der Wand neben dem Eingang des Gebäudes.

BETREUTE WOHNEINRICHTUNG
EVERGREEN

»Äh ... Dad, was machen wir in einem Altersheim?«

»Die Angelegenheit, die ich erwähnt habe. Hier wohnt ein Mann, den ich treffen muss.«

Mark schaute noch einmal auf das Schild. »Mit wem könntest du hier verabredet sein? Wir haben keine älteren Verwandten in Ransom. Äh ... oder doch?«

Tom schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin hier, um einen Mann zu töten, dem ich noch nie begegnet bin. Sein Name ist Luke Harper. Vor langer Zeit war er der Bürgermeister von Ransom.«

»Aha. Hast du gerade gesagt, dass du hier bist, um den Kerl zu töten?«

»Ja.«

»Verstehe. Dachte ich mir. Sag mal, Dad ... hast du den Verstand verloren?«

»Verloren? Nein, nicht richtig. Er gehört mir nur nicht mehr ganz.«

Mark grübelte noch immer über die seltsame Äußerung, als sich sein Vater über ihn hinwegbeugte, das Handschuhfach öffnete und eine Pistole sowie einen dicken, versiegelten Umschlag daraus hervorholte. Den Umschlag hielt er Mark hin, der ihn mit gefühllosen, zitternden Fingern entgegennahm. Er starrte seinen Vater mit geweiteten Augen an. Bei der

Pistole handelte es sich um irgendein Automatikmodell. Mark verstand nicht viel von Schusswaffen, doch es war unübersehbar, dass er es nicht mit einer Attrappe zu tun hatte.

Er gehört mir nur nicht mehr ganz.

Sein Vater benahm sich wirklich nicht länger wie er selbst. Und diese Äußerung darüber, einen Fremden umzubringen, war blanker Wahnsinn. Konnte es sein, dass ihn jemand oder etwas dazu zwang, sich so zu verhalten?

Ein Dämon zum Beispiel?

»Dad ...«

»In dem Umschlag stecken 10.000

Dollar in bar. Der Fahrzeugbrief für dieses Auto ist auch drin. Ich habe es auf dich umgemeldet.«

»Äh ... ich hab aber schon ein Auto.«

»Die alte Schrottkarre?« Ein flüchtiges Lächeln spielte um Toms Mundwinkel. »Ja, ein solcher fahrbarer Untersatz, ein junger Mann wie du ... ich kann nachvollziehen, wie das zusammenpasst. Trotzdem ist die Karre alt und dieser Wagen ist neu. Ich gebe dir etwas, das einen Wert hat, mein Sohn. Etwas, womit du etwas anfangen kannst. Etwas ...«

»Dad, hör mir zu. Ehrlich, du

kannst das nicht machen. Du ...«

»Ich kann und ich werde. Es bedeutet mir gar nichts, diesen Mann umzubringen. Ich tue es im Dienste von Satan und Andras.«

Oh Scheiße.

Oh Scheiße. Scheiße. Scheiße!

»Die Zeiten haben sich geändert, mein Sohn. Ich bin nicht länger der Mann, den du kennst. Ich diene jetzt einem höheren Zweck. Einem dunkleren Zweck. Wenn ich aus diesem Gebäude komme, werde ich nicht mehr wirklich dein Vater sein.«

Marks Wangen glänzten vor Tränen. »Dad, tu das nicht. Bitte.

Dieser Andras ... Wir waren diejenigen, die ihn befreit haben. Es war ein Versehen. Aber wir ...«

»Das weiß ich, Mark. Du und deine Freunde, ihr habt in dieser Nacht etwas Großes vollbracht.«

»Nein. Es war falsch. Und wir müssen es wieder in Ordnung bringen. Wir ...«

Tom lachte. »Es kann nicht in Ordnung gebracht werden. Es gibt nichts, was in Ordnung gebracht werden müsste. Bitte versteh doch. Ein Großteil von mir gehört jetzt Andras. Aber wenn ich nicht in seiner Nähe bin, ist sein Einfluss ein wenig schwächer. Vermutlich eben

schwach genug, um den einzigen Menschen zu retten, an dem mir noch etwas liegt. Nimm das Geld und das Auto und sieh zu, dass du aus Ransom verschwindest.«

»Was? Wo soll ich denn hin?«

»Hier kannst du nicht bleiben. Deine Mutter gehört auch zu uns. Fahr nach Knoxville. Dort lebt mein Bruder. Ich hab ihn angerufen, bevor ich die Kautions für dich hinterlegt habe. Du kannst eine Zeit lang bei seiner Familie wohnen. Und hör auf mich. Das ist mein letzter Rat. Damit sind wir wieder bei dem angekommen, was ich vorhin über Geld gesagt habe. Du spielst

die Rolle des harten Kerls ziemlich gut, aber der Grund, warum du in der Schule und in der Stadt allgemein mit so vielem davonkommst, hat mit deiner Herkunft zu tun. Du bist ein reicher Junge. Die Lederjacke, die langen Haare, die löchrigen Jeans ... das ist alles eine Verkleidung. Was völlig in Ordnung ist, solange man jung ist.« Er beugte sich näher zu Mark. Um zu betonen, worum es ihm ging, durchbohrte er seinen Sohn förmlich mit seinen stahlblauen Pupillen. »Aber sei vorsichtig. Trag die Verkleidung nicht so lange, dass sie dein wahres

Ich verdrängt. Sei klug. Geh ans College. Bring's zu etwas. Leg dir das Rüstzeug zu, um selbst für dich zu sorgen, wenn ich nicht mehr bin.«

Das klang eindeutig nach einem Abschied für immer. Mark schüttelte den Kopf. »Nein. Verflucht noch mal, das lass ich nicht zu.«

Er streckte die Hand nach der Pistole aus, aber sein Vater schleuderte ihn mit einem Kinnhaken in den Sitz zurück. Er führte ihn nicht mit voller Wucht aus, trotzdem genügte der Treffer, um Mark kurz benommen zu machen. Er hörte, wie sich eine Tür

öffnete und schloss. Als er wieder klar sehen konnte, trat sein Vater bereits in das Gebäude ein.

»Fuck! Gottverdammter Mist!«

Er stieg aus dem Wagen und wankte in das Altenheim. Im Eingangsbereich sah er einen Mann in weißer Montur bewusstlos auf dem Boden liegen. Blut strömte aus der gebrochenen Nase. Bei dem Mann musste es sich um einen Pfleger oder anderen Mitarbeiter handeln. Für einen Bewohner war er mehrere Jahrzehnte zu jung. Weiteres Personal stand herum, schrie und gestikulierte. Etwas lenkte Marks Blick nach links und er

sah seinen Vater, der den Flur entlangrannte. Tom Bell stürmte durch eine Tür am Ende des Korridors und trat über eine Treppe den Weg in die oberen Stockwerke an.

»Dad!«

Mark eilte hinter ihm her. Eine Pflegerin kam durch eine Tür zu seiner Rechten, prallte mit ihm zusammen und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Er stolperte und fiel hin, schlug sich die Knie auf dem harten Fliesenboden. Frustriert schrie er und rappelte sich wieder auf. Ein anderer Mann in weißer Pflegerkluft packte ihn an der

Schulter und riss ihn herum.

Der korpulente Mitarbeiter hatte buschiges Haar und ein gerötetes Gesicht mit Hängebacken. »Hey, Junge ...«

Mark schlug ihm auf den Mund. Heftig.

Der Beleibte taumelte zurück und krachte gegen einen Wagen mit Reinigungsmitteln.

Wie der Vater, so der Sohn.

Zack, und die Lichter sind aus!

Weitere Personen kamen den Flur entlanggehastet. Personal in Weiß und ein Wachmann. Mark konnte sie schlecht alle niederschlagen, außerdem lief ihm die Zeit davon.

Er ließ sie stehen und setzte den Weg durch den Gang fort, bis er durch dieselbe Tür stürmte, durch die sein Vater wenige Augenblicke zuvor verschwunden war. Mit großen Schritten spurtete er die Treppe in den ersten Stock hinauf und hörte dort Schreie auf der anderen Seite der geschlossenen Tür. Er zog sie auf und fand sich in einem weiteren Flur wieder, in dem heilloses Chaos herrschte. Überall wimmelte es von panischen alten Leuten in Morgenmänteln, die ihm im Weg standen. Viele davon brüllten und heulten.

Leider blieb keine Zeit für

Rücksicht.

Mark begann, sich den Weg durch den Menschauflauf zu rempeln. Die runzligen, gebrechlichen Senioren bedachten ihn mit Flüchen und schubsten zurück, als er sich durch den Korridor kämpfte. Er sah, wie sein Vater ein Zimmer am hinteren Ende des Gangs betrat, und verstärkte seine Bemühungen, pflügte sich durch die Ränge der alten Leute, ohne darauf zu achten, welchen Schaden er anrichtete. Es widerstrebte ihm zutiefst, sie zu verletzen, aber für Feingefühl fehlte ihm die Zeit.

Schließlich erreichte er das

Zimmer, das sein Vater betreten hatte. Tom Bell schaute über die Schulter zurück, als sein Sohn durch die Tür stolperte. Ein breites, irrsinniges Grinsen verzerrte seine Mundwinkel in grotesker Weise.

»Ich hätte wissen müssen, dass du nicht die kluge Entscheidung triffst und abhaust. Eigentlich bin ich froh darüber. Du solltest hier sein, um es mit anzusehen und meinen glorreichen Aufstieg zu bezeugen.«

Tom Bell hielt die Pistole auf den Kopf eines äußerst gebrechlich wirkenden alten Mannes gerichtet, der auf einem Stuhl neben dem

einzigen Fenster im Zimmer saß. Die Züge des Alten waren ausdruckslos, der Blick seiner Augen mutete leer und abwesend an. Wahrscheinlich nahm er die Pistole gar nicht wahr oder falls doch, erkannte sein Gehirn sie nicht als das, was sie darstellte – ein Instrument des Todes.

Mark setzte sich in Bewegung.
»Dad, bitte tu's nicht.«

Sein Vater drückte den Abzug.

Der Schuss war laut.

Die Kugel schlug ein Loch mitten in die Stirn des alten Mannes. Blut und Gehirnmasse traten durch den Hinterkopf aus und spritzten an die

Wand hinter ihm. Mark würgte und spürte, wie ihm Galle in die Kehle stieg. Am Rand nahm er weiteres Geschrei aus dem Flur wahr.

Der Körper des alten Mannes begann, heftig zu zucken. Zuerst konnte Mark nicht begreifen, was er sah. Dem Kerl war verdammt noch mal das Hirn aus dem Schädel geschossen worden! Seine Essenz, alles, was Luke Harper, den ehemaligen Bürgermeister ausgemacht hatte, verteilte sich über die Wand. Sein Körper sollte auf keinen Fall zucken wie bei jemandem, der auf einem elektrischen Stuhl unter Strom

stand. Und heilige Scheiße, was war denn das? Die Vorderseite seines Nachthemds glomm und fing an, Feuer zu fangen. Ein Muster bildete sich und wurde kurz sichtbar. Ein Pentagramm.

Was zum Geier ist hier los?

Der Schädel des Alten zersprang in einer Explosion aus Blut, Gewebe und Knochensplittern. Mark spürte, wie ihm Flüssigkeit auf die Wangen spritzte. Von dort, wo sich zuvor noch der Kopf des Mannes befunden hatte, schoss kurz und gleißend ein intensiver Lichtblitz in Richtung Decke und flog dann in Tom Bells weit aufgerissenen Mund.

Dieser grinste. »Leb wohl, Sohn. Du solltest jetzt wirklich gehen. Flauros ist hier.«

Sein Körper begann zu zittern.

Mark hatte nur eine vage Ahnung, was hier vor sich ging. Ein Dämon hatte in dem alten Mann gesteckt. Ein anderer Dämon. Nicht der, den sie befreit hatten.

Und nun befand er sich im Körper seines Vaters.

Mehr brauchte er nicht zu wissen.

Hastig wich er nach hinten und verließ den Raum, dann bahnte er sich den Weg zurück durch die versammelten Menschen. Hände griffen nach ihm. Leute versuchten,

ihn aufzuhalten, ihm Fragen zu stellen. Einige von ihnen musste er niederschlagen. Er hatte keine Zeit für sie und konnte nicht länger bleiben. Auf gar keinen Fall wollte er sich mit der Polizei herumschlagen, die so sicher wie das Amen in der Kirche innerhalb der nächsten Minuten eintraf.

Kaum zurück im Lexus ließ er den Motor an und raste vom Parkplatz.

Ihm fiel nur ein Ort ein, wo er hinkonnte. Eine mögliche Zuflucht.

Mark behielt eine Hand am Lenkrad, während er mit hohem Tempo davonfuhr, kramte mit der anderen sein Handy aus der Tasche

und rief die Liste versäumter Anrufe auf.

Er drückte die Taste zum Wählen der unbekannten Nummer.

Clayton Campbell hob beim ersten Klingeln ab.

31

An diesem Morgen lief ein Monster durch die Straßen von Wheaton Hills und genoss die Gelegenheit, sich zum ersten Mal seit der Nacht seiner Befreiung so richtig die geliehenen Beine zu vertreten. In der kühlen Brise lag der Geruch von brennendem Laub, vermischt mit dem durchdringenden Aroma von Verwesung. Letzteres ging vom Kadaver eines Hundes aus, der langsam in einem Abflussgraben am anderen Ende der Straße verrottete. Maden wanden sich in den verschiedenen Körperöffnungen des

toten Tiers und labten sich an den aufgedunsenen Überresten. Es war die Jahreszeit des Sterbens, die Phase, in der Grün in Braun überging und die Wärme der Sonne vor den sinkenden Temperaturen und dem Morgenfrost kapitulierte. Die ominöse Pause vor dem Anbruch eines harten Winters.

Ohne einen menschlichen Wirt konnte man all diese Dinge nicht wirklich genießen. Zu viele Jahre waren verstrichen, seit der Dämon zuletzt die Wonnen körperlicher Empfindungen erlebt hatte. Wie unglaublich es doch war, wieder zu fühlen. Und sei es nur etwas so

Schlichtes wie einen Grashalm oder ein bröckelndes Blatt, das er zwischen den Fingerspitzen seines Wirtes rieb. Das Gefühl von Wind in seinem Gesicht. Jede Kleinigkeit bot eine neue Offenbarung.

Um diese Tageszeit präsentierten sich die Straßen der Gegend ruhig. All die Kleinen waren unterwegs, um nutzlose Dinge zu lernen. Die meisten Väter und viele der Mütter arbeiteten irgendwo, führten endlos langweilige Aufgaben aus, die ihnen kaum Freude bescherten, aber dafür sorgten, dass sie Essen und ein Dach über dem Kopf hatten. Es war ein sicherer und behaglicher

Ort. Ein Ort für anständige Menschen, um glückliche Kinder großzuziehen.

Zumindest sah so der Grundgedanke aus.

Andras hatte eine Vision. Eine herrliche, rotfleckige Vision.

Darin durchtränkte Blut die falsche Idylle dieser Straßen, während die Schreie der Toten und Sterbenden durch die Nacht hallten.

Nein, mehr als eine Vision.

Ein Versprechen. Eine Prophezeiung bevorstehender Dinge.

Andras verließ die Straße, überquerte einen gepflegten Rasen

und erklimmte die Stufen an der Vorderseite eines Hauses, das sein Wirt erst einmal besucht hatte. Er konnte auf sämtliche Erinnerungen seines Wirts zugreifen. Einmal genügte vollkommen.

Dies war der richtige Ort.

Er drückte auf den Klingelknopf und wartete.

Wenige Sekunden später öffnete Colleen Wagner die Tür. Beim Anblick des Jungen, der auf ihrer Veranda stand, verzog sie das Gesicht zu einem Ausdruck von Verwirrung. Ein dünner Junge in Jeans und einer schwarzen Jacke. Lange blonde Haare lugten unter

der Wollmütze auf seinem Kopf hervor. Ein Junge mit einem gefährlichen Grinsen und Augen, die vor dämonischer Freude leuchteten. Etwas Urtümliches in Colleen spürte, dass sie sich in der Gegenwart von etwas wahrhaft Bösem befand.

Sie schrie.

Und versuchte, die Tür zu schließen.

Andras trat sie lachend auf und ging ins Haus.

Der Tag schien sich endlos hinzuziehen. Es sah Natasha nicht ähnlich, sich den Kopf über die verstrichene Zeit zu zerbrechen

oder ständig auf die Uhr zu schielen, doch dieser Tag stellte eine Ausnahme dar. Dieser Tag konnte keine Sekunde zu früh enden. In der Ransom High School wurde über nichts anderes gesprochen als über die Schlägerei im Bowlingcenter. Offenbar wollte die gesamte Schule erfahren, was Natasha zu dem Thema zu erzählen hatte. Freunde und Bekannte. Lehrer und Verwaltungspersonal. Jeder. Viele glaubten ihr nicht, wenn sie sagte, sie wisse nichts, doch das stimmte. Sie hatte zum ersten Mal davon gehört, als sie an diesem Morgen die Schule betrat.

Chris Harknell fing sie auf dem Weg in die Klasse ab, um ihr davon zu berichten. Zumindest das, was er wusste.

Mark saß im Gefängnis. Verhaftet wegen Körperverletzung.

Dasselbe galt für Jared und Kevin. Das erklärte das unablässige Vibrieren des Handys in ihrer Handtasche. Sie war davon ausgegangen, dass Mark sie wieder zwanghaft stalkte, und hatte das Handy ignoriert. Sobald sie von der Neuigkeit erfuhr, schaltete sie das Gerät aus. Die unerwünschte zusätzliche Aufmerksamkeit, die ihr zuteilwurde, wäre allein schon

schlimm genug gewesen, aber erschwerend kam hinzu, dass sie sich ganz schrecklich fühlte – aufgedunsen und müde, fast, als hätte sie ihre Tage. Nur stimmte das eben nicht. In ihrer Tasche versteckte sie einen Schwangerschaftstest, den man selbst zu Hause durchführen konnte. Allerdings hatte sie bisher noch nicht den Mut aufgebracht, ihn zu benutzen. Sie fürchtete sich vor dem Ergebnis. Natasha wollte nicht schwanger sein. Das würde all ihre Pläne über den Haufen werfen. Sie war zu jung, noch nicht bereit dafür. Und sie wusste nicht einmal, wer

der verfluchte Vater sein könnte. Wenn man sie nicht gerade mit Fragen über Mark bedrängte, konnte sie an nichts anderes denken. Als endlich die Glocke zum Unterrichtsende läutete, brummte ihr der Schädel. So schnell sie konnte, suchte sie das Weite.

Sie schaffte es in Rekordzeit nach Hause, indem sie die angegebenen Geschwindigkeitsbegrenzungen deutlich überschritt und entlang des gesamten Heimwegs mehreren anderen Verkehrsteilnehmern einen Mordsschrecken einjagte. Nachdem sie den PT Cruiser abgestellt hatte, stolperte sie aus dem Auto und

übergab sich ins Gras neben der Einfahrt. Noch lange, nachdem sich ihr Magen leer anfühlte, würgte sie weiter. Ihr Körper verkrampfte sich schmerzhaft, während sie hemmungslos weinte.

Letztlich legte sich die Übelkeit und das Zittern ließ zum Glück langsam nach.

Es gelang ihr, sich aufzurichten.

Die Garage stand offen, deshalb betrat sie das Haus durch den Hintereingang. Nachdem sie die Tür geschlossen hatte, verharrte sie einen Moment lang reglos im kurzen Gang neben der Waschküche. Irgendetwas stimmte

nicht. Im Haus herrschte Stille. Tagsüber ließ ihre Mutter immer entweder den Fernseher oder das Radio laufen. Eine intensive Beklommenheit setzte sich in ihr fest und eine Gänsehaut breitete sich auf ihren nackten Armen aus. Ihr Herz schlug schneller, ihre Kehle fühlte sich wie zugeschnürt an. Sie versuchte, sich einzureden, dass das albern war. Es gab keine handfeste Grundlage für dieses ... Unwohlsein. Nur die Stille. Diese untypische Stille. Aber vielleicht war sie nicht die Einzige, die Kopfschmerzen plagten. Ihre Mutter konnte sich irgendwo hingelegt

haben.

Sie hätte es besser wissen müssen.

Unmittelbar nach dem Betreten der Küche verstärkte sich das Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Immer noch war kein Laut zu hören, abgesehen vom Ticken der Standuhr im angrenzenden Wohnzimmer. Allerdings brauchte sie nur einen Moment lang angestrengt zu lauschen, um zu erkennen, dass das nicht wirklich stimmte. Sie vernahm sehr wohl ein anderes Geräusch. Es ertönte unterbrochen und sehr leise. Etwas daran wirkte ... hinterlistig. Ein

verstohlener, um Heimlichkeit bemühter Laut. Ein sehr flaches und ... rhythmisches Ausatmen. Es war ein Geräusch, das sie kannte. Ein Rhythmus, den sie kannte. Jemand hatte irgendwo im Haus Sex und bemühte sich, leise dabei zu sein. Das Auto ihres Vaters stand nicht in der Garage, außerdem sollte er erst in einigen Stunden nach Hause kommen. Die Vorstellung, dass ihre Mutter es mit einem anderen Mann trieb, verblüffte und entsetzte Natasha. Soweit sie wusste, führten ihre Eltern eine glückliche Ehe. Was also sollte das?

Dann vernahm sie etwas, das sich

wie ein Wimmern anhörte.

Etwas an der Klangfarbe bestätigte, dass es von ihrer Mutter stammte. Der Laut verstummte, als sei er abrupt abgewürgt worden. Eine Hand, die sich auf einen Mund gelegt hatte? Also bumste ihre Mutter wohl gar nicht hinter dem Rücken ihres Vaters mit einem anderen Kerl. Möglicherweise steckte sie in Schwierigkeiten. Die Hintertür war nicht abgeschlossen gewesen. Was an sich noch nichts bedeutete, denn sie wurde nur selten verriegelt. Daran dachten sie einfach nie. Schließlich lebten sie nicht in der Großstadt. In Ransom

wurde nicht in Häuser
eingebrochen. Leider konnte durch
diesen Mangel an Vorsicht jeder x-
beliebige Eindringling tagsüber ins
Haus gelangen.

Ein Mörder beispielsweise.

Oder ein Vergewaltiger.

Durch ihren Geist blitzten Bilder
aus jener Nacht im Keller.

Und noch Schlimmeres.

Natasha schnappte sich ein
Tranchiermesser aus einer
Schublade und legte ihre
Handtasche auf der Arbeitsfläche
ab. Dann begann sie mit einer
langsamen, vorsichtigen Erkundung
des Hauses. Mit zittriger Hand hielt

sie die Klinge ausgestreckt, als sie sich dem Rahmen des Türbogens näherte, der zum Wohnzimmer führte. Sie spähte hinein und stellte fest, dass sich dort niemand aufhielt.

Das Geräusch wiederholte sich.

Jenes langsame, gleichmäßige und schauernde Ausatmen, jetzt begleitet von einem sehr leisen Quietschen von Matratzenfedern. Diesmal gelang es Natasha, die Richtung zu bestimmen, aus der es kam.

Von oben.

Sie schlüpfte aus ihren Schuhen und begann, die Stufen in die erste

Etage zu erklimmen. Dabei bewegte sie sich so lautlos wie möglich. Das Geräusch drang aus ihrem eigenen Zimmer, dessen Tür offen stand. Als sie den oberen Absatz der Treppe erreichte, hielt sie inne. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob sie sich schleunigst zurückziehen oder weiter vorrücken sollte, um nachzusehen, was vor sich ging. Der Gedanke, der letztlich den Ausschlag dafür gab weiterzugehen, war, dass ihre Mutter so etwas nie tun würde. Selbst wenn sie im Zimmer ihrer Tochter mit irgendeinem Kerl poppte, hätte sie nie die Zeit aus

dem Auge verloren. Sie hätte gewusst, dass Natasha jeden Moment nach Hause kam und sie auf frischer Tat ertappte.

Was Natasha zurück zur logischsten Schlussfolgerung führte.

Etwas Schreckliches spielte sich in ihrem Zimmer ab.

Sie musste ihrer Mutter helfen.

Langsam rückte sie zur Tür vor und spähte hindurch.

Sie befanden sich auf ihrem Bett und trieben es. Die Laken bildeten ein chaotisches Gewirr. Die schwarze Steppdecke war von der Matratze auf den Boden gerutscht, ihre beiden Gesichter der Tür

zugewandt. Colleen Wagner lag auf dem Rücken. Ihr Kopf hing über der Bettkante. Derek McGregor hockte über ihr und bewegte langsam das Becken, während er in sie hinein- und wieder hinausglitt. Der Gestank von Schweiß und Sex hing durchdringend in der Luft. Ihre Körper glänzten. Obwohl Derek eine Hand auf dem Mund ihrer Mutter hatte, ließ sich nicht übersehen, dass sie grinste.

Natasha ließ das Messer fallen und taumelte zurück.

Ihr Rücken prallte gegen die Wand.

Derek löste den Mund von

Colleens Hals, schaute durch die offene Tür und lächelte, als er Natasha bemerkte. »Hallo. Wir haben schon auf dich gewartet.«

Colleen drehte den Kopf, um ihre Tochter anzusehen. Die Hand rutschte dabei von ihrem Mund. »Komm her, mein Schatz. Mami will dich ausziehen.«

Ihre Mutter schrie auf, als Derek erneut in sie eindrang.

Diesmal hörte Natasha auf ihre Instinkte.

Sie konnte ihre Mutter nicht retten. Ebenso wenig kannte sie die richtigen Beschwörungsformeln, um sie von der dunklen, unbekannten

Magie zu befreien, die dafür sorgte, dass sie unter dem Bann der Kreatur stand, die im Körper ihres Freundes steckte. Natasha wusste, dass es sich nicht wirklich um Derek handelte. Ein Blick in diese seltsam funkelnden Augen genügte, um das zu bestätigen.

In vollem Lauf rannte sie die Treppe hinunter. Was nun zählte, war, so schnell wie möglich zu verschwinden. Sie musste zu Mark, um ihm zu berichten, was vor sich ging. Sich vielleicht mit Clayton treffen und hoffen, dass der alte Kerl tatsächlich eine Möglichkeit kannte, diesen Schlamassel in

Ordnung zu bringen.

Der Dämon holte sie ein, als sie die Hintertür erreichte. Kreischend wurde sie zurück in die Küche gezerrt. Der Dämon drückte sie auf den Boden und zerfetzte ihr Top. Natasha schrie und drosch mit fuchtelnden Armen auf ihn ein. Er schlug sie mit dem Handrücken und legte beinahe genug Kraft dahinter, dass sie das Bewusstsein verlor. Die Welt wurde grau. Als sie wieder klar sehen konnte, befand sich ihr zerfetztes Shirt nicht länger an ihrem Körper. Das Gesicht des Dämons hing dicht über ihr. Die Erektion der Kreatur presste gegen

ihren Bauch, fühlte sich noch glitschig von den Scheidensekreten ihrer Mutter an.

Natashas Magen krampfte sich zusammen und ein bitterer Geschmack stieg ihr in die Kehle. Noch einmal versuchte sie, den Dämon von sich wegzustoßen, aber er bewegte sich kein Stück. Eine Zeit lang wurde alles schwarz. Diesmal dauerte es länger, bis sie das Bewusstsein zurückerlangte. Als sie erwachte, war sie splitternackt und der Dämon hatte sich zwischen ihren gespreizten Schenkeln in Stellung gebracht. Erneut spürte sie seine Erektion. Ihre Mutter kniete

an ihrer Seite. Die üppigen Brüste von Colleen Wagner baumelten auf Höhe von Natashas Gesicht. Sie streichelte das Haar ihrer Tochter und kicherte.

Der Atem des Dämons blies heiß auf Natashas Mund.

»Ich rieche das Leben, das sich in dir regt. Es ist mein. Es gehört mir. Ich habe es dorthin gepflanzt.«

Natashas Augen füllten sich mit Tränen. »Nein.«

»Doch.«

Sie schüttelte vehement den Kopf. »Fick dich! Nein.«

Der Dämon lachte. »Verleugne es ruhig. Du spürst, dass es wahr ist.

Ich weiß es.«

Natasha begann zu schluchzen.

»Ich bin gekommen, um dich als meine Braut zu beanspruchen. Um das in Besitz zu nehmen, was rechtmäßig mir gehört.«

Natasha presste die Worte schrill zwischen ihren Schluchzern hervor.

»D-d-das k-kannst du ... nicht machen. Es ist f-falsch.«

»Oh, ich kann alles. Sieh her.«

Der Dämon zückte schwungvoll die rechte Hand. Die Fingernägel wurden länger und verwandelten sich in scharfe, schwarze Krallen. Die Hand schnellte auf Colleen Wagner zu. Die Krallen kratzten

über das Gesicht ihrer Mutter und rissen die Haut in blutige Streifen.

Natasha kreischte.

Als am schlimmsten empfand sie, dass ihre Mutter gar nicht versuchte, sich zu wehren. Sie fiel auf den Rücken, trat aber nicht den Rückzug an. Der Dämon sprang auf sie und fuhr mit den Krallen über ihre Kehle. Blut pulste aus der breiten Wunde. Die Kreatur senkte den Kopf und trank ausgiebig von Colleen Wagners Lebenssaft. Der Körper der älteren Frau begann zu zucken. Dennoch verschwand nie das Lächeln aus ihrem ruinierten Gesicht.

Irgendwie fand Natasha die Kraft, sich herumzudrehen und auf die Beine zu kämpfen.

Sie wollte wegrennen.

Nur rührten sich ihre Füße nicht.

Sie sank neben Andras auf die Knie und drückte den Kopf gegen seinen, als sie das alles verzehrende Verlangen überkam, das noch sprudelnde Blut aufzusaugen. Es benetzte ihr Gesicht und füllte ihren Mund. Der Geschmack war herrlich. Sie hob den Kopf von der Wunde und grinste Andras an. Rote Tropfen sickerten von ihren Lippen.

Der Dämon grinste zurück.

Und dann besprang er sie.

Sie schob die Pistole wieder in seinen Mund und wiederholte es.

»Sag, dass du Satan liebst! Los! Sag es, du Mistkerl!«

Der fette Mann im mittleren Alter zitterte und weinte, als er zu sprechen versuchte, während der kalte Stahl gegen seinen Rachen drückte. Carrie riss die Waffe heraus und schlug ihm damit ins Gesicht, womit sie ihm einen spitzen Aufschrei entlockte, gefolgt von einem weiteren Flehen um Gnade. Greg wollte ihm raten, sich den Atem zu sparen, aber wozu?

Nichts, was er sagte, konnte das Leiden des armen Teufels lindern, und es machte Carrie nur wieder wütend. Das wollte er auf gar keinen Fall. Vor der Begegnung mit Andras hätte er nie für möglich gehalten, dass in ihr ein so gewaltiges Potenzial für Sadismus schlummerte. Aber das tat es. Sie liebte es, Menschen zu verletzen. Das zeigte sich deutlich daran, wie ihr Gesicht bei jedem Aufschrei strahlte. Es lag nicht allein am Einfluss des Dämons, der sie dazu anstachelte. Das war lediglich der Auslöser gewesen. Dieser Drang, zu verletzen, steckte seit jeher in ihr

und hatte nur darauf gewartet, ans Tageslicht geholt zu werden.

Sie rammte den Lauf der Pistole gegen die Stirn des Mannes.

»Sag, dass du Satan liebst, du fatter Scheißkerl. Sag es!«

Der Kopf des Kerls sackte gegen den Lauf der Waffe, als er abermals zu schluchzen anfang. Er hockte festgebunden auf einem Stuhl in seiner Küche. Das Haus lag gegenüber von dem der McGregors. Es war Carries Idee gewesen, herzukommen, nachdem sie von Suzie erfahren hatte, dass der Mann, dem es gehörte, sich aufgrund seiner körperlichen

Verfassung nicht aus dem Haus bewegen konnte. Der Bursche war klein, besaß aber eine gewaltige Leibesfülle. Er trug eine graue Jogginghose, die zum Zerreißen gespannt aussah, und ein weißes T-Shirt, das genauso gut als Zelt hätte durchgehen können. Die Kleider stanken, als hätte er sie seit Wochen oder Monaten nicht mehr gewaschen.

Das Haus selbst glich einem Saustall. Überall lagen Müll und Gerümpel verstreut, im Spülbecken türmten sich hohe Stapel schmutzigen Geschirrs. Tablettenpackungen übersäten

seinen Nachttisch. Außerdem standen im Schlafzimmer mehrere große Sauerstoffflaschen in einem Regal. Woran auch immer der Mann leiden mochte, es musste sich um etwas ziemlich Schwerwiegendes handeln. Vielleicht sogar um etwas Lebensbedrohliches.

Diese Möglichkeit ließ das Geschehen eine Winzigkeit weniger grauenhaft erscheinen. Man konnte es fast als Akt der Gnade betrachten.

Fast.

In gewisser Weise.

Eins musste Greg zugeben. Er schämte sich ein wenig dafür, aber es entsprach der Wahrheit. Diese

neue Verwilderung hatte Carrie in mehr als nur einer Hinsicht verwandelt. Vorher war sie hübsch, aber prüde gewesen. Jetzt hingegen gebärdete sie sich völlig anders. Sie ging ungezwungener mit ihrem Körper um, bewegte sich anders. Ein Beispiel dafür war die überhebliche Pose, die sie gerade einnahm, die Hüfte ausgestellt, das spitze Kinn vorgereckt, die große Pistole enorm selbstsicher in der zierlichen Hand. Carrie war nicht länger süß. Nein, nicht ansatzweise der richtige Begriff, um eine solche Frau zu beschreiben. Sie sah heiß aus. Fast buchstäblich, als könne er

sich die Finger verbrennen, wenn er sie anfasste.

Sie spannte den Hahn des Revolvers. »Letzte Chance. Du solltest es wirklich sagen.«

Dem Mann stockte kurz der Atem. »Ich liebe Jesus Christus, unseren Herrn und Erlöser ...«

Der Hahn sauste herab. Greg zuckte bei dem Schuss zusammen und rechnete damit, Gehirnmasse und Blut aus dem Schädel des Mannes spritzen zu sehen. Stattdessen lebte er noch und weinte, heulte lauter denn je. Carrie hatte den Lauf vor dem Abdrücken geringfügig zur Seite

bewegt. Die Kugel war harmlos Zentimeter von seinem Kopf entfernt durch die Luft geschwirrt, um in das Glasfenster der Mikrowelle einzuschlagen, die auf einem Rollwagen in der Ecke der Küche stand. Damit würde sich der Kollege nie wieder Big Macs aufwärmen.

Carrie lachte. »Du solltest dich mal hören. Verfickte Heulsuse. Ich hab dich nicht mal getroffen, du dämliches Würstchen. Noch nicht. Aber du stellst meine Geduld auf eine harte Probe, Fettsack. Ich glaube, du brauchst wieder den Hammer.«

Sie sah Greg an und zog eine Augenbraue hoch.

»Den Hammer, Baby.«

Greg seufzte.

Er hievte den Hammer in die Luft und näherte sich dem gefesselten Mann, der mit trübem, bettelndem Blick zu ihm aufschaute. »Bitte ... Ich flehe Sie an ...«

Greg ließ den Hammer gegen das bereits zermalmte Knie krachen.

Der Mann schrie auf.

Carrie schlug Greg mit der freien Hand gegen den Hinterkopf. »Hör auf, ihn zu streicheln, verdammt. Schlag ihn. Mach ihn verdammt noch mal kaputt. Hau zu, so fest du

kannst.«

Sie versetzte ihm einen weiteren Schlag.

»Sofort!«

Greg tat es. Er ließ den Hammer erst einmal, dann noch einmal mit aller Kraft niedersausen, zertrümmerte das Knie, verwandelte es in etwas völlig Nutzloses. Der Mann heulte und wiegte sich in seinen Fesseln hin und her. Carrie stieß Greg beiseite und brachte den Dicken mit weiteren knappen Pistolenschlägen ins Gesicht zum Schweigen.

Sie lächelte. »Vorher hab ich bloß Spaß gemacht. Das ist jetzt wirklich

deine letzte Chance.«

Damit drückte sie den Lauf gegen seine Stirn und zerrte seinen Kopf nach hinten.

»Sag es.«

Die Schultern des Mannes sackten herab. »I-ich ... liebe ... S-Satan ...«

Carries Haltung erschien mit einem Mal weniger starr. Das Lächeln in ihrem Gesicht wirkte milder als das irre Grinsen, das Greg seit dem Vortag so oft an ihr bemerkt hatte. In diese Miene konnte man fast eine Spur von Menschlichkeit interpretieren. »Na also. War das denn so schwer?«

Der Mann schniefte. »N-nein.«

Carrie packte ein Ohr und riss daran. Das Gesicht des Fettes zog sich gequält zusammen. »Du hast es doch ernst gemeint, oder? Du hast es nicht nur gesagt, um bei mir Pluspunkte zu sammeln, richtig? Sag mir, dass du Satan wirklich liebst. Ich will die Aufrichtigkeit deiner Liebe in den Worten mitschwingen hören. Schaffst du das?«

Der Mann hob den Kopf und nickte, wobei er leicht zusammenzuckte, weil sie immer noch sein Ohr festhielt. »J-ja. Ich liebe Satan wirklich.« Abermals schniefte er. »So sehr.«

Carrie ließ los und streichelte sein schweißnasses Haar. »Spitze. Das ist echt cool. Freut mich zu hören, dass du auf unsere Seite gewechselt bist. Hast du das Buch je gelesen?«

Der Mann runzelte die Stirn. »Was?«

Carrie nickte. »Sag, dass du Satan liebst. Ich habe es vor langer Zeit mal bei einem Garagenverkauf entdeckt. Hab's nie gelesen, aber der Titel ... der ist mir im Gedächtnis geblieben. Ich hatte Albträume darüber. Diese verschissenen, miesen Träume, in denen mich böse Menschen

gezwungen haben, es zu sagen. Das hier heute mit dir, dieses kleine Spielchen – das war verdammt erlösend.«

Ja, dachte Greg. Eindeutig immer schon verrückt gewesen. Aber sie hat es gut überspielt.

Nicht dass es ihn sonderlich juckte. Er mochte nicht so fanatisch wie Carrie bei der Sache sein, dennoch wirkte er bereitwillig an dieser Grausamkeit mit. Andras wollte es so. Der Dämon existierte nur, um Tod zu verbreiten und Leid zu verursachen. Und er wollte, dass sie dasselbe taten. Deshalb waren sie hier – um ihren neuen Meister

zu ehren. Es tat gut, dem Dämon eine Freude zu machen, denn der konnte umgekehrt dafür sorgen, dass man sich so unheimlich gut fühlte. Auch wenn ein kleiner Teil von Greg jedes Mal, wenn er diesen Mann mit dem Hammer malträtierte, einen winzigen Anflug von Reue empfand, ging das völlig in Ordnung. Andras würde sie reich belohnen.

Er hatte ihnen allen einen Ehrenplatz in seinen 30 infernalenen Legionen der Hölle versprochen.

Das erinnerte Greg an etwas, das er einmal gehört hatte.

Besser in der Hölle herrschen, als

im Himmel dienen.

Carrie zielte mit dem Revolver mitten auf das Gesicht des Mannes. »Herzlichen Glückwunsch, Teil eins des Tests hast du bestanden. Jetzt kommt die zweite Hälfte. Sag, dass du Andras liebst.«

Wieder runzelte der Mann die Stirn, als er zu Carrie aufschaute. »Wen?«

Diesmal konnte Greg sich nicht zurückhalten. Er lächelte. »Oh-oh.«

Carrie gab einen Ts-ts-ts-Laut von sich. »Tut mir leid. In diesem Teil des Spiels kriegst du keine zweite Chance.«

Die Augen des Mannes weiteten

sich vor Angst.

Er versuchte, den Stuhl zum Umkippen zu bringen. Es hätte ihm nichts genützt, wenn es ihm gelang, trotzdem konnte Greg dem Kerl keinen Vorwurf daraus machen. Immerhin war er ein Mensch. Krank hin, krank her, sein Überlebenstrieb schien intakt zu sein. Er kämpfte verbissen, um der tödlichen Kugel zu entgehen.

Carrie ließ ihn noch einige Sekunden lang Gegenwehr leisten.

Dann lächelte sie. »Deine Zeit ist um.«

Diesmal verfehlte sie das Ziel nicht.

Diesmal spritzten Blut und
Gehirnmasse.

33

Im McGregor-Haus wurde die Lage allmählich ein wenig brisant. Ständig tauchten unangekündigt Leute auf. Als Erstes dieser merkwürdige alte Engländer in seinem schwarzen Anzug. Er kam in einem alten Bentley angekurvt. Kurz nachdem Tom aufgebrochen war, um sich um seinen straffälligen Sohn zu kümmern und diese Sache für Andras zu erledigen. Der Mann wirkte groß, hager und sehr alt. Eklige lose Hautfalten hingen unter seinem Kinn. Er sah aus wie ein greiser Totengräber. Extrem

unheimlich. Suzies erster Instinkt bestand darin, ihm die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

Aber dann musste er ja sagen: »Ich bin Frederick. Andras hat mich gerufen.«

Shit.

Suzie blieb keine andere Wahl, als ihn ins Haus zu lassen. »Was Andras will, bekommt Andras.«

Wie sich herausstellte, war Frederick nicht alleine gekommen. Im Kofferraum des Bentley lag eine alte Frau. Nicht ganz so alt wie Frederick, denn wie zum Kuckuck sollte das möglich sein? Ihr Name lautete Betty Hoover, und es

handelte sich um Fredericks Nachbarin. Frederick plante, sie Andras als Opfer anzubieten. Den Grund dafür verstand Suzie, nachdem sie die Frau ins Haus geschafft und ihr den Knebel aus dem Mund genommen hatten. Sie entpuppte sich als großkotzige Vettel, die trotz ihrer prekären Lage mit Drohungen und Forderungen um sich warf. Der Knebel wurde flugs zurück in den Mund gestopft und sie landete im Schrank.

Wenig später tauchte ein Vertreter der Ransom High School auf, um sich nach Derek zu erkundigen. Der Mann war

ausgesprochen schlank, die Art von mager, wie man es von diesen Veganerweicheiern kannte. Seine Kakihose und sein blaues Hemd mit verdeckter Knopfleiste hingen lose an seiner spindeldürren Gestalt. Er war jung, höchstens Mitte 20. Mit seiner Drahtgestellbrille und dem strubbeligen Haar kam er ihr ein wenig wie ein Streber vor. Allerdings streberhaft auf eine süße Weise. Er hieß Rick Armstrong. Der Nachname brachte Suzie zum Kichern. Der Bursche wirkte von Anfang an leicht gehemmt, aber Suzies Reaktion auf seinen Namen ließ ihn erröten und an der sorgsam

geknoteten Krawatte zupfen. »Es ... äh ... tut mir leid, Sie zu belästigen, Mrs. McGregor, und natürlich möchte ich Ihnen mein Beileid zu Ihrem Verlust aussprechen.«

»Meinem was?«

»Ihrem Verlust.«

»Was habe ich denn verloren?«

Wieder zupfte Rick an der Krawatte. »Äh ... Ihren Mann?«

Suzie grinste breit und schlug sich auf die Stirn. »Ach ja, richtig. Ja, mein Mann ist tot. Hab ich völlig vergessen. Ich war irgendwie sehr, äh ... beschäftigt.«

An dieser Stelle trat in Ricks Augen jener argwöhnische

Ausdruck, den man für Leute reservierte, die man für geistig labil hielt, wie Suzie aus langjähriger Erfahrung wusste. »Ah ja. Also ... ich bin Vertrauenslehrer an der Schule und wollte nur, tja, nachsehen, wie es Ihrem Sohn so geht. Ich habe mehrere Nachrichten auf Ihrem Anrufbeantworter hinterlassen und war besorgt, weil Sie sich nicht bei mir gemeldet haben.«

»Ich höre meine Mailbox nicht mehr ab.«

»Oh. Tja ...« Rick verlagerte das Gewicht von einem Bein aufs andere und verschränkte die Arme

vor der Brust. Er schien nicht recht zu wissen, was er mit sich anfangen sollte. Der Mann warf einen flüchtigen Blick zu dem kleinen roten Toyota, der hinter Fredericks Bentley parkte. Vermutlich sein Auto. Offensichtlich bedauerte der arme Kerl bereits, hergekommen zu sein. »Das ist, äh ... verständlich. Danke ich. Der Tod eines geliebten Menschen kann starken inneren Aufruhr auslösen. Alles scheint verwirrend zu sein und häufig treten Probleme damit auf, die Situation zu bewältigen und ins Leben zurückzufinden. Ihr Sohn ...«

»Möchtest du mich ficken, Rick?«

Abermals errötete er. »W-was?«

»Ich dachte nur, weil du ständig auf meine Titten starrst.«

Das stimmte. Sie trug eine kurz abgeschnittene Jeanshose, sehr knapp und eng, dazu ein eng anliegendes Tanktop ohne BH. Und sie hatte üppige Titten. Man konnte gar nicht anders, als den Blick darauf zu richten.

Einen Moment lang starrte er sie schockiert an, dann bekam er sich rasch wieder in den Griff. »Mrs. McGregor, es tut mir leid, aber das ist in höchstem Maße unangebracht. Ich sollte ...«

Sie trat durch die Tür und fasste

ihm an den Schritt. »Du solltest mich das Teil hier lutschen lassen. Das solltest du.« Damit drückte sie kräftig zu und sein Schwanz erwachte – wenig überraschend – zum Leben. Suzie schmiegte sich an ihn und streichelte ihn durch die Hose. »Stell dir mal vor, wie gut es sich anfühlt, wenn ich meinen Mund darüberstülpe, warm und nass, auf und ab, samtweich und zärtlich.«

Rick stöhnte.

Dann überraschte er sie, indem er die Hände auf ihre Schultern legte und sie entschieden von sich schob. »Ich muss jetzt gehen, Mrs. McGregor. Ich kann nicht zulassen,

dass jemand glaubt, ich hätte eine verletzte Witwe schamlos ausgenutzt. Bitte sorgen Sie dafür, dass mich Ihr Sohn anruft oder in der Schule aufsucht, um ein Gespräch zu führen.«

Suzie lächelte.

Dann ballte sie die Hand zur Faust und schlug ihm ins Gesicht. Ein hörbares Knacken ertönte, als der Knorpel seiner Nase brach. Er wankte rücklings und stolperte über den Rand der Veranda. Wieder ertönte ein lautes Knacken, als er auf dem Gehweg darunter landete. Suzie trat zur Kante vor und spähte hinab.

»Oh verflucht.«

Der junge Vertrauenslehrer war in einem denkbar ungünstigen Winkel auf dem Boden aufgeschlagen und hatte sich das Genick gebrochen.

Lydia kam zu ihr auf die Veranda. Abgesehen von einem rosa Slip trug sie nichts. Die braunen Brustwarzen ragten steif in die kühle Luft. »Er ist tot.«

»Ach was, wirklich?«

»Was sollen wir machen?«

Hinter ihnen knarrte die Tür, als Frederick heraustrat. Eine lange Weile starrte er den Leichnam an. Ein schauriges Lächeln krümmte seine schmalen Lippen. Dann sah er

Suzie an. »Besitzen Sie zufällig eine Kettensäge?«

»Äh ... ja. Warum?«

Frederick teilte es ihr mit.

»Oh. Igitt. Und das wollen Sie in meiner Garage tun?«

»Ja, Madam.«

»Wie Sie wollen.« Erneut betrachtete Suzie Ricks reglose Gestalt. »Jammerschade. Sieh sich nur einer diesen drahtigen Körper an. Ich hätte Spaß mit ihm haben können.«

Frederick kicherte. »Dem pflichte ich bei.«

Suzie sah ihn an. »Frederick, bekommen Sie das jetzt nicht in

den falschen Hals, aber Sie sind ein verflochten schräger Vogel. Und aus meinem Mund heißt das wirklich was.«

»Madam, Sie haben ja keine Ahnung.«

»Und was sind Sie eigentlich für Andras? Ich glaube, das haben Sie mir noch nicht verraten.«

»Ein ergebener Diener. Mehr brauchen Sie nicht zu wissen.«

»Wie Sie meinen.«

Sie schleiften den toten Beratungslehrer in die Garage und legten den Leichnam auf einer Plane ab. Der alte Engländer ließ die Kettensäge an und machte sich

an die Arbeit, während Suzie und Lydia Ricks Auto verschwinden ließen. Lydia, mittlerweile vollständig angezogen, fuhr den Toyota aus Wheaton Hills weg, während Suzie ihr mit dem SUV folgte. Sie ließen den Toyota auf einem Feld am Stadtrand zurück und kehrten gemeinsam im Geländewagen zurück.

Während der Fahrt fing Lydia an, am Radio herumzufummeln. Schließlich entdeckte sie einen Sender, der Classicrock spielte, und drehte die Lautstärke hoch.

Suzie schaltete das Radio aus.
Lydia schaltete es wieder an.

Suzie drückte wieder auf den Ausschalter. »Das ist mein Auto, Miststück. Das Radio bleibt aus.«

Lydia brummte: »Tja, reden will ich aber auf keinen Fall mit dir.«

»Dann lass es bleiben.«

»Weißt du, ich hasse dich noch immer. Ich liebe Andras und werde tun, was immer er von mir verlangt, aber daran hat sich nichts geändert.«

»Ich bin auch nicht die Vorsitzende deines verfickten Fanklubs, Fotze.«

Eine Weile fuhren sie schweigend weiter. Keine der beiden Frauen sah die andere an, während der SUV die

ländliche Nebenstraße entlangraste. Zu sehen gab es draußen nicht viel. Nur Bäume und gelegentlich weitläufige Stoppelfelder.

Suzie räusperte sich. »Und ... willst du rechts ranfahren und es gleich hier tun oder warten, bis wir zurück sind.«

Lydia grinste. »Gleich hier.«

»Prima.«

Suzie fuhr rechts ran und sie kletterten auf den Rücksitz, wo sie es sich eine Zeit lang gegenseitig besorgten.

Die restliche Fahrt verlief deutlich entspannter.

Wieder auf dem Vordersitz

überprüfte Lydia im Innenspiegel ihre Frisur und ihr Make-up, während Suzie fuhr. »Ist schon verrückt, wie geil ich jetzt ständig bin.«

Suzie nickte. »Ja, ich weiß. Ich bin nicht sicher, ob es bloß daran liegt, in Andras' Nähe zu sein, eine Art Gedankenkontrolle, oder ob es damit zu tun hat, ihn zu ficken oder sein Blut zu trinken, dieser Austausch von Körperflüssigkeiten. Vielleicht ist es eine Kombination aus allem.«

»Mir ist eigentlich egal, woran es liegt, ich freue mich einfach darüber. Hätte ich gewusst, dass es

so heiß ist, mit Dämonen zu verkehren, hätte ich es schon länger gemacht. Ich hatte seit Jahren keine so schöne Zeit mehr.«

»Stimmt.«

»Es ist, als wäre ich wieder ein Teenager.« Ihre Augen funkelten verschmitzt, als sie lächelte. »Ein den Teufel anbetender Teenager.«

»Heil Satan!«

»Heil Andras!«

Die beiden Frauen kicherten.

Ihre ausgelassene Stimmung wurde etwas gedämpft, als Suzie in die Straße einbog, die zu ihrem Haus führte. Ein weißer Postwagen parkte am Randstein vor dem

Grundstück. Der beleibte Zusteller ging auf ihre Veranda zu, unter dem Arm ein Paket, das zu groß für den Briefkasten an der Auffahrt war.

»Oh verdammt.«

Der Paketbote erklimmte die Stufen zur Veranda und klingelte an der Tür.

Ella öffnete und griff den erschrockenen Bediensteten mit einem Nudelholz an. Er taumelte zurück und riss einen Arm hoch, um sich zu schützen. Das Utensil krachte gegen seinen Unterarm. Der zweite Schlag traf ihn seitlich am Kopf. Der Zusteller brach auf der Veranda zusammen und hielt

nach wie vor das Paket umklammert, als Ella über ihn herfiel und anfang, ihm mit dem Nudelholz den Schädel zu zertrümmern.

Lydia schüttelte den Kopf, als sie in die Einfahrt rollten. »Das war wirklich unangebracht.«

Suzie seufzte. »Aber nicht überraschend. Die alte Schlampe ist verdammt blutrünstig.«

»Mich kotzt nur an, dass wir eine weitere Sauerei beseitigen müssen. Das artet allmählich in Arbeit aus.«

Suzie zuckte mit den Schultern. »Bringen wir's einfach hinter uns.«

Sie stiegen aus und zerrten Ella

von dem übel zugerichteten Postboten weg. Der gesamte Körper der älteren Frau vibrierte mit manischer Energie, ihre geweiteten Augen sprühten vor Vergnügen. »Ich hab ihm den Schädel eingeschlagen! Hab ihn zermanscht wie eine scheiß Melone!«

Darauf folgte wildes Gelächter.

Unter dem Postboten breitete sich eine Blutlache aus, und die Form seines Schädels sah völlig falsch aus. »Ja, ich schätze, das hast du«, bestätigte Suzie. »Und sieh dir nur an, was für eine Schweinerei du dabei angerichtet hast.«

Frederick gesellte sich erneut auf

der Veranda zu ihnen. »Ach du meine Güte. Noch einer.«

Suzie nickte. »Lust auf weitere Arbeit mit der Kettensäge, Frederick?

Wieder eines dieser schaurigen Lächeln. »Immer, Madam.«

Also verfrachteten sie den erschlagenen Boten in die Garage und Frederick machte sich erneut daran, einen Toten zurechtzustutzen. Suzie zog sich ein unauffälliges Kleid und einen engen Sport-BH an. Ihr Haar stopfte sie unter eine Kappe. Die Leute warteten auf ihre Post und sie konnte nur eins tun – die Route zu

Ende fahren. Zumindest den Teil innerhalb von Wheaton Hills. So würde die Spur des verschwundenen Postboten hoffentlich nicht zu ihrer Tür führen. Hier und da verirrte sich womöglich ein Umschlag in den falschen Briefkasten, aber das kam ohnehin ständig vor und stellte somit keine große Sache dar. Als sie fertig war, stellte sie das Postauto vor einem Wohnkomplex auf der anderen Seite von Ransom ab, rief Lydia an und bat darum, abgeholt zu werden.

Lydia kam nicht allein, als sie mit ihrem SUV eintraf.

Auf dem Beifahrersitz saß Tom Bell. Nur war dieser Mann nicht länger Tom. Lag da ein leichter Schwefelgeruch in der Luft oder bildete sie sich das nur ein?

Suzie stieg hinten ein und Lydia drehte sich auf dem Sitz herum und sah sie an. »Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat. Hab 'nen Anruf von diesem Kerl bekommen. Äh ... anscheinend werden wir in den Nachrichten bald etwas von einem Massaker in einem Altenpflegeheim hören.«

Der Dämon, der in Toms Körper steckte, lachte leise. »Sie sind alle tot.«

Suzie nahm die Kappe ab und schüttelte ihr langes blondes Haar.
»M-hm. Alle tot. Und konntest du abhauen, ohne gesehen zu werden?«

»Sie sind alle tot. Es gibt niemanden, der die Geschichte erzählen könnte. Das Gebäude wird von den Flammen eines infernaln Feuers verzehrt.«

Suzie kniff die Augen zusammen.
»Wie war das?«

»Ich habe ein Höllenfeuer heraufbeschworen. Infernale Flammen, die sich nicht löschen lassen, bis das gesamte Gebäude und alles darin zu nutzloser Asche

zerfallen sind. Es gibt keine Zeugen.
Keine Bilder von
Überwachungskameras. Nichts, um
mich zu identifizieren.«

»Aha. Gut.«

Auf weitere Versuche der Frauen,
ihn in eine Unterhaltung zu
verwickeln, reagierte Flauros nicht.
Die Fahrt zurück nach Wheaton Hills
verlief in unbehaglichem
Schweigen. Seltsam, angeblich
sollte dieser Flauros Andras
unterstellt sein, aber beide Frauen
empfanden ihn als erheblich
einschüchternder. Andras mochte
ein skrupelloser Killer und
schamloser Manipulator sein, doch

er genoss es unübersehbar, mit den Menschen zu spielen, die er in sein Netz gelockt hatte. Suzie hatte das Gefühl, dass sein Handlanger nichts als Verachtung für sie kannte.

Wir sind für ihn wie Wanzen.

Dreckige, geistlose, kriechende, unbedeutende Kreaturen.

Die Erkenntnis ließ sie ein wenig wütend werden. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass es eigentlich keine Rolle spielte. Andras war derjenige, der das Sagen hatte. Das allein zählte. Das und die Versprechen, die er abgegeben hatte.

Als ihr das durch den Kopf ging,

lächelte Suzie und spürte, wie ein Teil der Anspannung von ihr abfiel.

Sie konnte es kaum erwarten, damit anzufangen, ihrem neuen Meister in der Hölle zu dienen. Aber natürlich gab es zuvor noch jede Menge Arbeit zu erledigen. »Arbeit« – Lydia hatte das Wort benutzt, um sich über die Konsequenzen der Ermordung des Postboten durch Ella zu beklagen. Suzie hingegen störte die Arbeit nicht. Es war finstere Arbeit. Und das machte sie zu guter Arbeit.

Andras hatte angekündigt, durch die Straßen von Wheaton Hills würden Ströme von Blut fließen.

Suzie hoffte, dass er recht behielt.
Etwas Schöneres konnte sie sich
nicht vorstellen.

Früher am selben Tag ...

Clayton Campbell war ziemlich sicher, noch nie in seinem Leben so müde gewesen zu sein. Aber vielleicht fühlte es sich auch nur so an. In den ersten Monaten nach dem Selbstmord seines Vaters hatte es etliche schlaflose Nächte gegeben. Damals wollte er wegen der Albträume nicht schlafen, die ihn jedes Mal erwarteten, wenn er seiner Erschöpfung nachgab und in Besinnungslosigkeit versank. In den Träumen durchlebte er immer

wieder aufs Neue den Moment, als er in das Arbeitszimmer seines Vaters ging und dessen Leiche entdeckte. Schlimm genug, es in der Realität zu ertragen. All das über Norman Campbells geliebte Sammlung von Baseball-Fanartikeln verspritzte Blut. Rotfleckige Knochensplinter und Gehirnmasse an gerahmten Bildern. Der grässlich schlaffe Ausdruck im Gesicht des alten Mannes, aus dessen Mund noch die Pistole hing. Dazu das Grauen, das damit einherging, nicht das Geringste dagegen unternehmen zu können.

Ja, all das war verdammt

schrecklich gewesen. Er hatte eine komplizierte Beziehung zu seinem Vater gehabt, zugegebenermaßen vor allem deshalb, weil Clayton unfähig wirkte, sich auf sinnvolle Weise in die Gesellschaft einzufügen. Dennoch hatten sie einander geliebt, wie es Vater und Sohn nun mal taten. Der Vorfall hatte Clayton hart getroffen und seine Welt ins Wanken gebracht. Der schlimmste Schmerz, den er je ertragen hatte. Aber die Träume verzerrten diese ohnehin harte Realität und formten sie zu etwas noch Dunklerem und Bedrohlicherem. In ihnen sah er,

wie es geschah, statt erst nach der Tat den Raum zu betreten. Er wurde Zeuge, wie ihm sein Vater zuzwinkerte, bevor er den Abzug drückte. Andere Male suchte ihn sein Vater als wandelnde Leiche heim, schlurfte wie ein Zombie aus einem Horrorfilm durch die Gegend, sabberte und stöhnte mit weggesprengtem Hinterkopf.

Ja.

In jenen Tagen hatte er nicht viel Schlaf abbekommen. Nachdem jedoch die schlimmsten Aspekte der Träume allmählich verblassten, war er zu einem ziemlich guten Schläfer geworden. Von seinem Vater hatte

er genug Geld geerbt, um nicht arbeiten zu müssen. Ohne die Motivation, nach draußen zu gehen und Umgang mit der Welt zu pflegen, verfiel er automatisch in einen Lebensstil, der sich darum drehte, die meiste Zeit bewusstlos zu sein. Darüber hinaus ließ er sich von seinem eigenen Rhythmus leiten. Wie seine jungen Freunde blieb er nachts auf und schlief tagsüber.

Daher sein derzeitiges Dilemma.

Er war lange über seine übliche Zeit hinaus wach geblieben. Gegen acht Uhr morgens hatte er sich letztlich damit abgefunden, dass

etwas schiefgegangen sein musste und die Kids nicht zu dem Treffen auftauchten. Er zwang sich, für den unwahrscheinlichen Fall aufzubleiben, dass sich einer oder mehrere von ihnen doch noch blicken ließen, um ihm zu erklären, was passiert war. Clayton hatte sich Kaffee gekocht, noch etwas länger gewartet und an dieser vagen Hoffnung festgehalten. Irgendwann rief er die Nummer an, die Mark ihm gegeben hatte, aber es hob niemand ab.

Schließlich gab er auf und ging zu Bett.

Kaum fünf Sekunden, nachdem er

letztlich die Augen geschlossen hatte, klingelte das Telefon. Er war hastig an den Apparat gegangen.

Na, wer wohl?

Jetzt saßen sie einander am Tisch in der Küche gegenüber. Die Schilderung, was sich seit der letzten Nacht zugetragen hatte, sprudelte in einem explosiven Wortschwall, der ihn geradezu atemlos machte, aus Mark heraus. Der Junge wirkte nervös. Fortwährend zappelte er auf dem Stuhl, wand sich und schaukelte dermaßen, dass es Clayton regelrecht Kopfschmerzen bereitete, ihn dabei zu beobachten.

Mark kam ihm mehr als sonst wie ein Kind vor. Verletzlich und verängstigt. In Anbetracht der Geschichte, die er erzählte, schien das durchaus verständlich zu sein.

Abrupt hörte Mark auf, hin und her zu rutschen. »Hast du Bier da?«

»Was ist das denn für eine dämliche Frage? Natürlich hab ich Bier da.«

Mark verlagerte das Gewicht und schlug die Beine übereinander. »Ich meine, kann ich eins haben?«

»Hältst du das für klug?«

»Nein. Ich will trotzdem eins.«

Clayton rieb sich die übernächtigten Augen, dann

schwenkte eine Hand in Richtung des Kühlschranks. »Bedien dich.«

Schwerfällig erhob sich Mark von seinem Stuhl und hätte ihn dabei fast umgestoßen. Er öffnete den Kühlschrank und sah Clayton an. »Willst du auch?«

Clayton überlegte kurz, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, ich fühl mich so schon wie ein Zombie. Ich muss richtig wach werden und einen klaren Kopf kriegen. Äh ... du siehst nicht zufällig irgendwo 'ne Coke rumliegen, oder?«

Mark hatte die Kühlschranktür noch offen. Stirnrunzelnd betrachtete er den Inhalt. »Doch,

ganz hinten im untersten Fach ist eine Dose Coca Cola light.«

Clayton lachte.

»Was ist?«

»Nichts. Light ist in Ordnung.«

Mark kehrte mit den Getränken zurück und schob die Dose zu Clayton, als er sich wieder setzte.

»Warum musst du wach werden?«

Er entfernte mit dem Flaschenöffner vom Schlüsselanhänger den Kronkorken an seinem Heineken.

»Du solltest dich ein wenig ausruhen, bevor wir uns wirklich ernsthaft mit diesem verfluchten Dämonenproblem befassen.«

»Kann ich nicht. Hab eine Menge

zu erledigen. Vorbereitungen treffen und so was.«

Clayton riss die Dose auf, trank einen ausgiebigen Schluck und zuckte beim Geschmack des Softdrinks zusammen. Komisch. Er konnte sich nicht erinnern, in letzter Zeit Cola gekauft zu haben. Unmöglich abzuschätzen, wie alt das Ding sein mochte. Oh, Moment. Das Ablaufdatum. Er hob die Dose an und spähte auf den Aufdruck am Boden. »Junge, die liegt seit rund sechs Jahren in meinem Kühlschrank.«

Mark verzog das Gesicht. »Und du trinkst das Zeug gerade.«

Clayton leerte den Rest der Dose und zerdrückte sie in der Faust. Er rülpste. »'tschuldigung.« Er schleuderte sie in den hohen Abfalleimer, der in einer Ecke der Küche stand, und traf genau die Mitte. Mark kommentierte den Wurf mit einem anerkennenden Pfiff. Clayton zuckte mit den Schultern. »Übung. Jede Menge Übung. Wie auch immer ...« Er stand auf und zuckte beim äußerst lauten Knacken seiner Knie zusammen. »Ich geh mich anziehen.«

»Bist du nicht schon angezogen? Ich seh dich nie in was anderem als Bademantel und Jogginghose.«

»Heute zieh ich Jeans an. Ich hab noch eine, die mir einigermaßen passt. Und dazu gibt's noch ein ausgewähltes T-Shirt aus meiner umfangreichen Sammlung.«

»Was ist der besondere Anlass?«

Claytons Gesichtszüge wurden verkniffen. »Ich muss ... rausgehen. An einen Ort, an dem meine übliche modische Pracht einfach nicht passend ist.«

»Ich komm mit.«

Clayton schüttelte den Kopf. »Nein. Das muss ich allein erledigen. Ich erzähl dir später davon. Bleib hier und versuch, so viele deiner Freunde wie möglich zu

erreichen. Sieh zu, dass du sie dazu bringst, heute Abend herzukommen. Oder auch früher. Und du bleibst besser drinnen. Immerhin läuft ja inzwischen dieser andere Dämon im Körper deines Vaters rum. Du solltest auf jeden Fall unter dem Radar bleiben, bis wir bereit sind ... äh ... zu tun, was ... na ja, was immer wir eben tun müssen.«

Mark stürzte noch mehr von seinem Bier hinunter. »Und was genau ist das?«

»Später, okay? Fang an, die anderen anzurufen.«

Clayton verließ die Küche, bevor

der Junge weitere Fragen stellen konnte.

35

Mark grübelte noch eine Weile über Claytons kryptische Äußerung, nachdem der Bursche die Küche verlassen hatte. Angesichts der Lage empfand er es als eigenartig, dass Clayton ihm etwas verheimlichte, aber sicher besaß der Mann gute Gründe dafür. Normalerweise ließ sich Clayton von kaum etwas aus der Fassung bringen und wirkte immer ziemlich abgeklärt. Was teilweise am vielen Alkohol und am Gras lag. Schwierig, einen Kerl zu erschüttern, der nahezu ständig in einem

Dämmerzustand rumlief. Teilweise entsprach es auch seiner Persönlichkeit. Aber wofür er sich auch immer nach draußen wagte, er verließ dafür seine Wohlfühlzone. Clayton wirkte verkrampft. Angespannt. Dennoch schien er ziemlich entschlossen zu sein, sich allein um die Sache zu kümmern. Mark musste darauf vertrauen, dass ihm der andere später die nötigen Antworten gab.

Wenn er Antworten kannte, sollte er besser damit herausrücken.

Marks Gedanken kehrten immer wieder zum Anblick seines Vaters zurück, der dem alten Mann die

Pistole vors Gesicht hielt. Es lief als endlose, blutfleckige Schleife in seinem Gehirn ab. Er hätte alles dafür gegeben, die Erinnerung aus seinem Kopf zu verdrängen, aber die traurige, harte Realität war, dass sie ihn sein Leben lang verfolgen würde. Gottverdammmt. In letzter Zeit hatte er seinem Vater nicht besonders nahegestanden. Dennoch steckte in ihm nach wie vor ein Teil des kleinen Jungen, der seinen Dad vergötterte. In den alten Tagen hatten sie großartige Zeiten miteinander erlebt. Die Ballspiele. Die Familienurlaube. All die albernsten Vater-Sohn-Momente.

Manchmal schienen sie für Mark Ewigkeiten her zu sein, dann wieder nur wenige Sekunden. Er hoffte inständig, Clayton verfügte über irgendein geheimes Hoodoo-Voodoo-Wissen, um Dämonen auszutreiben. Mark wollte seine Eltern zurück, wollte sich wieder als Teil einer echten Familie fühlen. Sein Zuhause sollte ihm wieder eine Zuflucht bieten und kein Ort sein, von dem er fliehen musste.

Gar nicht so einfach, sich zu gedulden. Mark wollte Antworten und er wollte sie sofort. Er gelangte zu dem Schluss, dass die einzige Möglichkeit, seine Frustration zu

bewältigen, darin bestand, das zu tun, was Clayton von ihm verlangte. Mark überprüfte sein Telefon auf Anrufe oder Kurzmitteilungen. Nichts von Natasha. Der mittlerweile schon vertraute Stich im Herz, den er bei der Erkenntnis verspürte, machte sich wieder bemerkbar, aber diesmal fühlte sich der Schmerz stumpfer an. Es schien, als sei die Sache zwischen ihnen gelaufen, zu Ende, bevor sie überhaupt die Chance bekommen hatte, richtig in Fahrt zu kommen. Beschissen, aber er musste aufhören, sich deshalb wie ein Waschlappen aufzuführen.

Zumindest so lange, bis all der andere Mist aus dem Weg geräumt war. Er fand einige SMS von Bekannten, aber die einzige momentan wichtige lautete schlicht: RUF MICH AN.

Mark drückte die Wähltaste und hielt sich das Handy ans Ohr.

Jared Kelly hob beim zweiten Klingeln ab. »Hi.«

»Hi.«

»Also ... in wie viel Scheiße steckst du?«

Mark lehnte sich auf dem Stuhl zurück und spürte, wie sich eine tief greifende Müdigkeit auf ihn herabsenkte. Der Adrenalinstoß,

den seine Flucht aus dem Pflegeheim ausgelöst hatte, war versiegt, und er stand kurz vor einem heftigen Absturz. »Ich stecke in dermaßen viel Scheiße ...« Er verstummte kurz und gähnte. »Ich stecke in dermaßen viel Scheiße, dass ich das Gefühl habe, nie mehr sauber zu werden.«

»Redest du von der Rauferei und der Verhaftung oder von diesem anderen Mist, der gerade läuft?«

»Von dem anderen Mist.«

Jared seufzte. »Verdammt. Nach letzter Nacht und der Standpauke von meinen Eltern heute hatte ich gehofft, der Rest verschwindet

einfach. Aber irgendwie wusste ich, dass das nicht funktioniert.«

»Ja. Wir müssen darüber reden. Kannst du heute Nacht zu Clayton überkommen?«

»Sollte kein Problem sein.«

»Wirklich? Sind deine Eltern nicht im Hausarrestmodus?«

»Doch, sind sie, aber das ist echt kein Grund. Ich glaube, mein Dad war sogar irgendwie stolz auf mich, nachdem er die ganze Geschichte gehört hat, so verrückt sich das anhört. Also ja, ich werde da sein.«

»Cool, cool. He, äh ...«

Eine Pause entstand. »Ja?«

»Du hast nicht zufällig etwas von

Natasha gehört, oder?«

Eine weitere Pause. »Nein, Mann, hab ich nicht. Tut mir leid.«

Mark schaute auf, als Clayton zurück ins Zimmer kam. Er hatte tatsächlich Jeans angezogen. Alt und sehr eng, ein aus der Mode geratenes, ausgewaschenes Modell, wie es mal in gewesen war, als Glam-Rockbands die Charts beherrschten. Das frische T-Shirt war schlicht dunkelblau, der sonst übliche Bartschatten verschwunden. Sein Haar sah immer noch irgendwie wild aus, aber er hatte es gekämmt und bot insgesamt einen vorzeigbaren Anblick. Mark war

regelrecht schockiert.

Clayton nickte ihm zu, als er durch die Küche lief und eine Tür neben der Speisekammer öffnete. Durch die Öffnung zeichnete sich die überladene Garage ab.

»Warte kurz.« Mark nahm das Telefon vom Ohr. »Hey, Clayton. Hör mal ...«

»Ich hab's dir doch gesagt – später.«

Damit ging Clayton und schlug die Tür hinter sich zu.

»Kein Grund, unhöflich zu werden, Arschloch.« Mark hob das Handy wieder ans Ohr. »Clay ist irgendwohin unterwegs, um was zu

erledigen. Ich glaube, er hat irgendeinen Hokusfokus-Superplan, um uns den Arsch zu retten.«

Jared lachte. »Clayton?«

»Ja.«

»Verdammt. So weit ist es also schon gekommen.«

»Ja.«

»Wir sind ja so was von erledigt.«

Marks Bier war leer. Er stand auf, ging zum Kühlschrank, öffnete die Tür und starrte hinein. »Aber ernsthaft, ich glaube, er hat was vor. Vielleicht hilft es, vielleicht auch nicht – so oder so, ich denke, einen Versuch ist's wert. Letzte Nacht wollte er uns wohl davon

erzählen, aber ... na ja, du weißt selbst, was passiert ist. Scheiße, hat Clayton eine Menge Bier. Ich finde, dafür, dass er so geheimnisvoll tut, sollte ich alles austrinken. Um ihm eine Lektion zu erteilen.«

»Klingt nach einem brillanten Plan. Ich komm in ungefähr fünf Minuten rüber, um dir zu helfen.«

»Ernsthaft?«

»Ernsthaft.«

Damit war die Leitung tot.

Mark nahm ein Bier mit zum Tisch, setzte sich wieder und trank einen ausgiebigen Schluck von dem kühlen Nass, bevor er die nächste

Nummer in seiner Liste aufrief und die Wähltaste drückte.

Die abweisende Stimme einer Frau meldete sich. »Wer ist da?«

»Hier ist Mark Bell für Fiona.«

Die Frau schnaubte. »Hier spricht Fionas Mutter. Was willst du von meiner Tochter?«

»Äh ... ich will nur mit ihr reden.«

Mark runzelte die Stirn. Wieso in Dreiteufelsnamen ging Fionas Mutter bei Anrufen auf dem Handy ihrer Tochter ran?

»Bist du das gewesen? Bist du der Mistkerl, der mein Baby missbraucht und geschwängert hat?«

Marks Herzschlag setzte beinahe

aus. »Was haben Sie gerade gesagt?«

Mrs. Johnsons Stimme wurde schrill. »Du hast mich schon verstanden, mein junger Mr. Bell. Fiona ist schwanger. Mit 17! Und wenn du denkst, dass d...«

Mark legte auf.

Heilige verfickte Scheiße!

Sofort meldete sich sein Klingelton. Er blickte auf das Display und stellte kaum überrascht fest, dass es sich um Fionas Nummer handelte. Mark schaltete das Handy aus und leerte sein Bier in wenigen langen Zügen. Anschließend kehrte er zum

Kühlschrank zurück und holte sich eine weitere Flasche. Und dann noch eine.

Die Enthüllung, mit der ihn Fionas Mutter konfrontiert hatte, erschütterte ihn.

Die Auswirkungen waren offensichtlich und schockierend.

Heilige Scheiße.

Heilige verdammte Scheiße.

Er konnte nicht aufhören, darüber nachzudenken, und trank, um seine Nerven zu beruhigen. Das tat er, bis es an der Tür klopfte. Das musste Jared sein, der später als angekündigt aufkreuzte.

Mark öffnete die Tür.

Es handelte sich nicht um Jared.

Mark starrte Fiona an und schwieg einen Moment lang verblüfft. »Oh. Hi.«

Ihre Hände steckten in den Taschen ihrer Kapuzenjacke. »Was machst du hier? Wo ist Clay?«

»Clay ist ... losgezogen. Bin nicht sicher, wohin. Und ich bin hier, weil ich mich gewissermaßen verstecke. Was ist mit dir? Verblüfft mich irgendwie, dich zu sehen. Weißt du, ich hab grad versucht, dich anzurufen, und musste ein echt krasses Gespräch mit deiner Mutter führen.«

»Ich weiß. Hab's gehört. Sie ließ

mich nicht ans Telefon gehen.«

Aus unerfindlichem Grund verspürte Mark einen Anflug von Unbehagen, dass sie die Vergangenheitsform wählte. »Aha.«

Ihre Hand glitt aus der Jackentasche. »Eigentlich wollte ich bei dieser Scheiße mit Clay anfangen, aber mit dir geht's auch.«

In ihrer Hand prangte eine Waffe. Ein Revolver. Fiona drängte ihn ins Haus und spannte den Abzug. »Tut mir leid. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

Mark hob die Hände. Sie zitterten. Wie ernst sie ihr Vorhaben nahm, ließ sich nicht übersehen. Er

verstand es zwar nicht, doch das machte es keine Spur weniger real. Sie plante, ihn umzubringen. »Warum machst du das?«

Traurig lächelte sie. »Weil es so sein muss.«

Plötzlich hörten seine Hände auf zu zittern. Wut begann, seine Angst zu verdrängen. »Das ergibt nicht den geringsten Sinn. Wovon redest du? Was ist los mit dir?«

Sie lachte – ein matter, zerbrechlicher Laut. Das Geräusch einer gebrochenen Seele, das Mark innerlich schmerzte, während er den Lauf der Waffe entlangblickte. »Du weißt, was mit mir los ist.

Dasselbe wie mit uns allen. Aber soll ich dir was verraten? Wärt ihr gestern Abend nicht bei der Bowlingbahn aufgekreuzt, hätte es nur Kevin, mich und diese scheiß Sportskanonen erwischt. Ich find's gut, dass ihr gekommen seid, um das zu vermässeln. Seitdem hatte ich Zeit zum Nachdenken. Wir müssen alle sterben. Wir sind nicht für diese Welt bestimmt.«

»Das ist Bullshit.«

Ihre Züge wurden härter. »Ist es nicht. Ich habe mir lange den Kopf darüber zerbrochen. Die Nacht im Keller hat mir nur einen Vorwand geliefert. Menschen wie du und ich

sind nicht für diese Welt geschaffen. Es ist alles viel zu schwierig, also scheiß auf die Welt. Scheiß aufs Leben.«

Mark starrte sie abschätzend an. Sie stand vielleicht 30 Zentimeter außerhalb seiner Reichweite. Allerdings lief ihm die Zeit davon. Trotzdem musste er versuchen, ihr die Waffe aus der Hand zu reißen. Wahrscheinlich würde er bei dem Versuch sterben, aber das schien ihm immer noch besser zu sein, als rumzustehen und sich wie ein Weichei in sein Schicksal zu fügen.

Er sah ihr in die Augen. Vielleicht gab es noch eine Möglichkeit, sie

abzulenken und sich einen
geringfügigen Vorteil zu
verschaffen. »Fiona ... hast du
deine Mutter umgebracht?«

Ihr stockte der Atem.

Mark setzte sich in Bewegung.

Fiona drückte den Abzug.

36

Das Garagentor fuhr ratternd in seiner Führung nach oben, und Clayton Campbell setzte mit dem alten Cadillac zurück. Der Motor stotterte und erstarb auf halbem Weg die Auffahrt hinunter. Er verfluchte die alte Karre und nahm sich einen Moment Zeit, um einen Knopf an der Fernbedienung für die Garage zu drücken, die an der Sonnenblende über seinem Kopf befestigt war. Dann versuchte er erneut, den Motor zu starten. Geräuschvoll schloss sich das Tor. Clayton widmete seine

Aufmerksamkeit wieder der Aufgabe, den Wagen anzulassen. Der Caddy hatte früher seinem Vater gehört und war über ein Vierteljahrhundert alt. Bisweilen gebärdete sich die Karre ziemlich störrisch. Er drehte den Schlüssel im Zündschloss. Der Motor gab diese ärgerlichen Schleifgeräusche von sich, bevor er stotterte und wieder ansprang. Clayton trat das Gaspedal mehrmals durch. Als der Motor rund zu laufen schien, legte er den Gang ein und fuhr rückwärts den Rest der Einfahrt hinunter.

Er steuerte den Wagen von seinem Haus weg, das aus der Zeit

vor der baulichen Erschließung von Wheaton Hills stammte. Es gehörte zu einer Handvoll von Eigenheimen, das ein früheres Bauunternehmen errichtet hatte, bevor es letztlich bankrottging. Die Bewohner von Wheaton Hills kamen erst einige Jahre später und fingen an, rings um die bestehenden Häuser zu bauen. Es war schon verrückt, wie viele Gebäude mittlerweile in der Nachbarschaft standen. Früher schien es hier so einsam zu sein, als lebte man am Rand eines Grenzgebiets. Nun jedoch umgaben Clayton junge Berufstätige mit ihren Familien. Sie mochten ihn allesamt

nicht besonders.

Er konnte es ihnen nicht wirklich verübeln.

Bei diesem Gedanken drohte ihn Melancholie zu überkommen. Dagegen gab es nur ein sicheres Mittel – ein paar echte Klassiker. Die regionalen Radiosender waren Müll und kamen dafür nicht infrage. Aber im CD-Wechsler sollte sich etwas Geeignetes finden. Er schaltete um und klickte sich durch seine Sammlung, während er aus Wheaton Hills auf die Weakley Lane fuhr. Pink Floyd. Nein. Zu sanft. Television. Nein. Zu sehr Art Punk. Das vermittelte nicht die richtige

Stimmung. Er wusste, dass er zum Rest der Welt aufschließen und sich einen MP3-Player anschaffen sollte. So viel Musik, wie man sich nur wünschen konnte, in einem kompakten Teil aus Kunststoff mit mikroskopisch kleinen Bauteilen. Verrückt. Die Ramones. Schon näher dran, aber immer noch nicht ganz das, was ihm vorschwebte.

Er klickte sich zum letzten Auswahlpunkt.

Das passt.

Auf das Kratzen eines Plektrons über eine Gitarrensaite folgten wuchtige Powerakkorde.

Dann noch mal dasselbe. Kratzen,

wuchtige Akkorde.

Clayton schwenkte eine Faust und schlug im Takt des Songs mit dem Handballen auf das Lenkrad.

»Shout!«

Kratzen, wuchtige Akkorde.

»Shout!«

Im Verlauf des Songs gab sich Clayton ein wenig gutem altem Headbanging hin. Die klassische Nummer von Mötley Crüe schien auf absurde Weise passend zu sein und bescherte ihm einen unerwarteten Kicheranfall. »Shout at the Devil« – und ob ich den Teufel anschreien werde. Kümmere mich demnächst darum, Mr. Sixx. Immer noch

kichernd fasste er über den Beifahrersitz und öffnete das Handschuhfach. Als seine Hand den angesammelten Plunder im Inneren durchwühlte, schwenkte der Wagen leicht hin und her, aber Clayton steuerte instinktiv nach. Er besaß eine Menge Übung darin, geschickt und gleichzeitig wie ein Irrer zu fahren. Ein Vermächtnis der wilden Partyzeit aus seiner Jugend. Damals hatte er noch Freunde in seinem Alter gehabt, zu denen der Kontakt jedoch vor langer Zeit abgebrochen war. Er hielt es für besser, nicht darüber nachzudenken, weil es sich nur um einen weiteren sicheren

Weg hin zur Depression handelte.

»Ha!«

Claytons Finger schlossen sich um den Gegenstand, nach dem er gesucht hatte. Er klappte das Handschuhfach zu, steckte den leicht verbogenen alten Joint zwischen seine Lippen und drückte den Zigarettenanzünder. Während er darauf wartete, dass sich das Metall aufheizte, erreichte er die Ampel an der Kreuzung von Weakley Lane und Luke Harper Boulevard – jener langen, gekrümmten Straße, die wie ein ungleichmäßiges Hufeisen um die ungefähre Stadtmitte von Ransom

verlief. Der Anzünder sprang aus dem Armaturenbrett heraus, als die Ampel auf Grün wechselte. Clayton beschleunigte und bog nach links ab, als er die leuchtende Spule an den Joint hielt. Paffend erweckte er ihn zum Leben, dann hustete er leicht und klopfte sich auf die Brust. Es handelte sich um guten, nicht zu alten Stoff. In wenigen Minuten würde sich ein angenehmes Rauschgefühl in ihm einnisten.

Er stöhnte, als er sich daran erinnerte, dass er einen klaren Kopf behalten musste.

Egal. Zu spät.

Der weitläufige neue

Industriekomplex tauchte zur Linken auf, als er den Caddy um eine lang gezogene Kurve lenkte. Stanton Manufacturing, Ransoms viel gepriesener wirtschaftlicher Retter und der Grund dafür, dass die meisten seiner jungen Freunde überhaupt nach Wheaton Hills gezogen waren. Leute wie Claytons Vater hatten jahrelang versucht, ein Unternehmen in der Größenordnung von Stanton nach Ransom zu locken. Mittlerweile hatte sich der Traum seines Erzeugers erfüllt. Der Stanton-Komplex war riesig, funkelte und sah sehr modern aus. Er wirkte im verschlafenen alten

Ransom völlig fehl am Platz. Nur wurde Ransom zunehmend weniger verschlafen. Schon bald würde Clayton die Stadt, in der er aufgewachsen war, gar nicht mehr wiedererkennen.

Nach kurzer Zeit verlangsamte er die Fahrt und bog vom Luke Harper Boulevard nach rechts in eine schmalere Nebenstraße ab, die mitten durch das Gewerbeviertel verlief und zu dem Ort führte, den Clayton aufsuchen musste. Der Joint fiel ihm aus den Fingern, als er einhändig am Lenkrad kurbelte.

»Ach, verdammt.«

Er spähte in den Fußraum und

hielt zwischen seinen Schuhen nach dem abgestürzten Joint Ausschau. Wieder schwenkte der Caddy ein wenig hin und her, dann hörte er das abgehackte, hohe Schrillen einer Polizeisirene.

Oh nein.

Clayton schaute in den Innenspiegel und bemerkte blau blinkende Lichter.

Verdammt.

Er drückte den Knopf für den elektrischen Fensterheber, als er am Rand einer ruhigen Kreuzung von drei Straßen rechts ranfuhr. Da hier wesentlich weniger Verkehr herrschte als auf dem Luke Harper

Boulevard, gab es nur Stoppschilder statt einer Ampel. Mit unscheinbaren, knappen Bewegungen fächelte er in der Hoffnung mit der Hand, einen Teil des Grasgeruchs zu vertreiben, bevor der Bulle an sein Fenster trat. Wahrscheinlich ein nutzloses Unterfangen, aber er wusste nicht, was er sonst tun sollte. Der Streifenwagen kam hinter ihm zum Stehen. Claytons Herz raste. Panik setzte ein. In früheren Zeiten wäre das keine große Sache gewesen. Der Polizist hätte ihn erkannt und einfach weiterfahren lassen. Sonst hätte Norman Campbell den

Strafzettel zerrissen und den Beamten zur Schnecke gemacht. Allerdings lebte er nicht mehr in früheren Zeiten und die Schmerzen von seinem letzten Aufeinandertreffen mit einem Gesetzeshüter spürte er immer noch.

Ein blau uniformierter Polizist stieg aus dem Streifenwagen.

Clayton blieb beinahe das Herz stehen.

Es handelte sich um dasselbe verfluchte Schwein, das ihn fast zu Tode geprügelt hatte.

Herrgott noch mal, wie stehen die Chancen für so einen bescheuerten

Zufall?

»Oh Mann, das ist so was von unfair. Scheiß auf dich, Gott, ehrlich.«

Der Cop näherte sich dem Cadillac und beugte sich hinab, um zu Clayton hineinzuspähen. »Du.«

Seine Stimme zischte vor Schärfe. Sein Hass fühlte sich geradezu greifbar an.

Der Mann zog seine Dienstwaffe, richtete sie direkt auf Claytons Kopf und wich einige Schritte in Richtung Straße zurück. »Raus aus dem Wagen, du Arschloch. Du bist verhaftet.«

»Weswegen?«

»RAUS AUS DEM
GOTTVERDAMMTEN WAGEN!«

Clayton zuckte zusammen. Der Bulle übertrat seine Befugnisse. Es gab noch keinen Anlass, ihn zu verhaften. Vielleicht, wenn er den Joint fand, aber noch hatte er nichts gegen ihn in der Hand. Es gab eindeutige Vorschriften, Schritte, die eingehalten werden mussten, aber davon ließ sich nichts bemerken. Was kein gutes Zeichen war. Gleichzeitig wusste Clayton, dass jeder zivile Ungehorsam oder Widerstand seinerseits die Sache nur noch schlimmer machte.

Er bewegte die Hand gerade auf

den Türgriff zu, als er aus dem Augenwinkel flüchtig einen großen roten Pick-up wahrnahm, der ein Stück weiter vorn aus einer Nebenstraße herausgeschossen kam. Das Heck des Wagens schlingerte, die Reifen quietschten, als der Fahrer das Stoppschild ignorierte und das Gaspedal durchtrat. Der Bulle drehte sich um, als der riesige Kühlergrill bereits auf ihn zuraste. Das Geräusch des Zusammenpralls fuhr Clayton bis ins Mark. Die großen Reifen des Fahrzeugs holperten über den Körper des Polizisten hinweg, bevor der Wagen schlitternd zum Stehen

kam.

Clayton reckte den Hals, um aus dem Fenster zu spähen, und sah verängstigte junge Gesichter, die auf den reglosen Körper auf der Straße starrten. Ein paar der Insassen befanden sich in der Kabine, einige weitere hockten auf der Ladefläche. Junge Hinterwäldler aus der Gegend auf einer Spritztour. Clayton hörte, wie eine Bierflasche herumkullerte. Betrunkene. Natürlich. Er erkannte das Grauen in den Mienen der jungen Leute und verspürte Mitleid mit ihnen. Sie waren nur dumme Teenager, unterwegs, um Spaß zu haben. Und

sie hatten etwas Dummes getan, etwas, das sie für den Rest ihres Lebens verfolgen würde. Er konnte sich vorstellen, welche Gedanken gerade durch ihre Köpfe rasten. Wie sollten sie das ihren Eltern erklären? Wie ...

Der Pick-up raste davon.

»Äh ...«

Außerst zögerlich stieg Clayton aus dem Cadillac und bewegte sich auf den Körper des Beamten zu, um ihn näher zu betrachten. Sollte er eine Wiederbelebung versuchen oder ... nein. Der Typ war mausetot. Daran bestand kein Zweifel. Sein Hals war in

grässlichem Winkel verdreht und sein Hinterkopf dermaßen laut auf dem Asphalt aufgeschlagen, dass er aufgeplatzt sein musste. Außerdem hatte das schwere Fahrzeug die Körpermitte überrollt und bestimmt etliche lebenswichtige Organe zerquetscht. Also ja ... absolut tot.

Er schaute zu dem verwaisten Streifenwagen und dachte an Videos von Verkehrskontrollen, die er in den Nachrichten im Fernsehen gesehen hatte – vorwiegend außergewöhnliche Fälle, bei denen etwas entsetzlich schiefgelaufen war. Auch dieser Streifenwagen konnte mit Aufzeichnungstechnik

ausgerüstet sein. Natürlich konnte etwaiges Videomaterial beweisen, dass Clayton nichts mit dem Unfall zu tun hatte, aber die Gemeinschaft der Gesetzesvertreter brachte ihm vermutlich wenig Wohlwollen entgegen, wenn er jetzt einfach davonfuhr und einen der ihren blutend auf der Straße liegen ließ.

Er räusperte sich und deutete mit zittrigem Finger auf den verunglückten Polizisten. »Fürs Protokoll: Dieser Mann lebt nicht mehr. Er ist so tot, wie man nur sein kann. Ich habe wichtige Angelegenheiten, um die ich mich kümmern muss, so wichtig, dass es

um Leben oder Tod geht. Sonst würde ich bleiben, ich schwör's. Auch wenn die Möglichkeit bestünde, ihn zu retten, würde ich bleiben. Aber das ist nicht der Fall. Daher ... ach, scheiß drauf. Ihr solltet nach einem roten Ford F150 fahnden. Eine Bande von Jugendlichen. Kennzeichen aus der Umgebung. Der erste Teil davon war LCX. Äh ... bis dann.«

Damit stieg er in den Cadillac und rauschte davon.

Wenige Minuten später fuhr er auf den Parkplatz der Ransom Southtrust Bank. Dafür, dass er gerade vom Tatort eines tödlichen

Unfalls mit Fahrerflucht geflohen war, fühlte er sich bemerkenswert ruhig. Der Zwischenfall hatte die Dinge für ihn ins rechte Licht gerückt. Es gab etwas unheimlich Wichtiges, um das sich Clayton kümmern musste. Tatsächlich standen Leben auf dem Spiel. Vermutlich eine Menge davon.

Er stieg aus und betrat die Bank.

Nach einigen Minuten Diskussion zeigte er die erforderlichen Ausweispapiere vor und ein Bankangestellter führte ihn nach hinten zu den Schließfächern.

Sein jäher Vorstoß erschreckte sie. Ihre Hand schnellte ruckartig nach oben, als sie den Abzug drückte. Die Kugel schlug irgendwo über seinem Kopf in die Decke ein. Er schlang die Finger um ihr zierliches Handgelenk und drehte es brutal herum. Sie schrie auf, aber irgendwie gelang es ihr, den Revolver lange genug festzuhalten, um einen weiteren Schuss abzufeuern. Dieser ging ebenfalls daneben. Er verrenkte ihren Arm noch ein Stück, zog sie gleichzeitig näher zu sich heran und packte sie

mit der anderen Hand am Hals. Schließlich löste sich die Waffe aus ihrem Griff und schlug mit einem dumpfen Laut auf den Boden. Mark wirbelte sie herum und riss ihren Arm brutal hinter dem Rücken nach oben. Sie wand sich und setzte sich gegen ihn zur Wehr, während sie die Finger der freien Hand nach dem gefallenem Revolver ausstreckte. Mark hatte sie allerdings zu fest im Griff und so konnte sie die Waffe nicht erreichen. Dennoch trat er das Schieß Eisen quer über den Boden weg, um ganz sicher zu gehen.

Eine groß gewachsene Gestalt

füllte den Türrahmen aus.

»Jared!«, rief Fiona. »Hilf mir! Mark will mich vergewaltigen!«

Immer noch kämpfte sie gegen Marks Griff an, aber er hielt sie zu fest. »Sie lügt. Sie hat gerade versucht, mich umzubringen.«

»Leck mich, Mark! Er ist der Lügner! Warum sollte ich so etwas tun? Er ist völlig durchgeknallt. Hilf mir, du fettes Stück Scheiße.«

Jared betrat das Haus, schloss seelenruhig die Tür und schloss ab. »Ich mag ja ein fettes Stück Scheiße sein, aber das ist so von dem, was du gerade erzählt hast, das Einzige, was nach Wahrheit

klingt. Schon komisch ... ich könnte schwören, ich hätte erst vor einer Minute so was wie Schüsse gehört. Du weißt schon, so ein Geräusch, bei dem man vermutet, dass jemand einen anderen umbringen möchte.«

Mark grunzte. »Wie ich schon sagte ...«

Fiona trat ihm heftig auf den Spann. Die plötzlichen Schmerzen führten dazu, dass er unvermittelt losließ. Sie hechtete auf den Revolver zu. Jared setzte sich nahezu gleichzeitig in Bewegung, sprang nur den Bruchteil einer Sekunde später los. Er landete im

selben Moment auf ihr, als sich ihre Hand um den Griff der Waffe schloss. Fiona schrie vor jähem Schmerz auf. Jared presste sie mit seinem Gewicht nach unten, rutschte ein Stück nach vorne und packte ihre Hand, hob sie an und schlug sie wiederholt auf den Boden, bis sie den Revolver wieder fallen ließ. Fiona drehte den Kopf und vergrub die Zähne tief in seinem fleischigen Unterarm. Nun war es Jared, der aufschrie. Sie streckte sich ein weiteres Mal nach dem Revolver, aber Mark kam herbeigehumpelt und hob ihn auf.

Er wich in sichere Entfernung

zurück und zielte mit der Waffe auf sie beide. »Jetzt reicht's mir aber. Hör auf, Fiona. Es ist vorbei.«

Sie blieb still liegen und schaute wütend zu ihm auf. Ihr Mund war blutig. »Leck mich. Du bist bescheuert. Alle denken das. Nur traut sich niemand, es dir in die bescheuerte Visage zu sagen.«

Jared stand auf und betrachtete angewidert die rissige Wunde an seinem Arm. »Du dreckige kleine Schlampe. Sieh nur, was du angerichtet hast. Was ist bloß los mit dir?«

Sie spuckte lange Strähnen schwarz gefärbter Haare aus dem

Mund. »Du bist ein Schwein. Und Schweine sind zum Essen da.«

Fiona gab Grunzlaute von sich.

Mark schüttelte den Kopf. »Du tust mir echt leid.«

Sie verstummte und starrte ihn zornig an. »Was?«

»Du hast mich schon verstanden. Du tust mir leid. Du probierst zwar, uns auf jede erdenkliche Weise zu verletzen, trotzdem bist du immer noch meine Freundin, und ich will dir helfen.«

»Ich will deine Hilfe nicht.«

»Pech gehabt. Du kriegst sie trotzdem.«

Ihr Lächeln wirkte verbittert. »Du

kannst mir nicht helfen. Das kann niemand. Du hattest recht. Ich hab meine Ma wirklich umgebracht. Und meine kleine Schwester auch.«

Jareds Augen weiteten sich.
»Moment mal ... was?«

Fiona begann zu schluchzen und sagte nichts mehr zu dem Thema. Mark und Jared musterten sie eine Weile in bestürztem Schweigen. Auf dem Gesicht beider Jungen lag ein ähnlicher Ausdruck von zerknirschter Resignation. Fiona hatte recht. Es gab wirklich keine sinnvolle Möglichkeit mehr, ihr noch zu helfen.

Großer Gott ...

»Wie konntest du das tun, Fiona?«, fragte Mark.

Sie hob den Kopf und heulte ihm entgegen: »Ich hab dir gesagt, warum. Es gibt keinen anderen Weg! Wir müssen sterben!«

Sie fing wieder zu schluchzen an.

Jared hielt sich den verwundeten Arm und musterte sie finster. »Was zum Geier soll dieser Schwachsinn? Du weißt schon, dass du damit eine Grenze überschritten hast, oder? Das ist kein gewöhnlicher Bockmist, wie wir ihn in unserem Alter nun mal bauen. Es wird nicht so laufen, dass du einfach sagst, es täte dir leid, und damit ist alles erledigt. Da

gibt's kein Zurück. Du bist eine Mörderin.«

Fiona setzte sich auf. Mark wich einige Schritte zurück und hielt den Lauf des Revolvers sorgsam auf ihre Brust gerichtet. »Keine plötzlichen Bewegungen.«

Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und lachte. »Keine plötzlichen Bewegungen«, öffnete sie ihn mit tief verstellter Machostimme höhnisch nach. »Was für ein harter Kerl. Du klingst wie ein Cop aus dem Fernsehen.«

Zittrig rappelte sie sich auf und steuerte auf die Eingangstür zu.

»Hey. Bleib stehen.«

»Leck mich doch.«

»Du kannst nicht einfach gehen.«

»Siehst doch, dass ich's kann.«

Jared setzte sich in Bewegung, um sie aufzuhalten. Er stellte sich zwischen Fiona und die Tür. »Keine Chance. Du bleibst hier.«

»Geh aus dem Weg.«

»Nein.«

Sie sprang ihn an und krallte mit den Fingernägeln nach seinen Augen.

Mark stöhnte. »Herrgott noch mal.«

Jared holte mit der Faust aus und ließ einen harten Schlag gegen ihren Kiefer krachen. Fiona wankte

einige stockende Schritte rückwärts und landete auf dem Boden. Stöhnend rollte sie sich auf den Rücken, stand jedoch nicht wieder auf. Sie wirkte benommen, kaum noch bei Bewusstsein. Jared hatte Blut im Gesicht, dort wo sie ihm mit den Nägeln die Haut aufgerissen hatte. »Das Miststück gibt einfach nicht auf, verdammt noch mal.«

Mark nickte. »Ja. Ich weiß nicht, was wir mit ihr machen sollen.«

Jared stieß sich von der Tür ab. »Ich schon.«

»Ach ja?«

»Ja.«

Er lud sich das halb bewusstlose

Mädchen auf die Arme und trug sie in die Küche. Mark folgte ihm und beobachtete, wie er Fiona auf einem der Stühle am Tisch absetzte. Ihr Kopf sackte nach vorn, als er losließ, aber sie kippte nicht weg.

Jared trat einen Schritt zurück und ging durch die Küche zur Tür neben der Speisekammer. »Ich schau mal in der Garage nach, ob ich was Brauchbares finde. Falls sie zu sich kommt und wieder abhauen will, mach's genau wie ich und schlag sie bewusstlos. Ich weiß, dass sie 'n Mädchen ist, aber die Zeit für Nettigkeiten ist vorbei. Das kriegst

du doch hin, oder?«

Mark nickte knapp. »Ja. Geh.«

Jared verschwand in die Garage.

Mark holte die Patronen aus dem Revolver und legte ihn deutlich außerhalb von Fionas Reichweite auf die Arbeitsfläche. Besser so, falls sie das Bewusstsein zurückerlangte. Er fühlte sich nicht wohl dabei, die Waffe in den Händen zu halten. Zwar widerstrebte ihm die Vorstellung, Fiona mit körperlicher Gewalt zum Bleiben zu zwingen, aber beim Gedanken, eine geladene Schusswaffe auf einen Menschen zu richten, drehte sich ihm der Magen

um. Mit den Patronen in der hinteren Hosentasche fühlte er sich erheblich wohler.

Mittlerweile war Fiona zu sich gekommen und starrte ihn an. »Wo ist Jared hin?«

»Er sucht nach etwas.«

»Er hat mich echt geschlagen.«

»Ja.«

»Wir sollten abhauen, solange er weg ist.«

Mark runzelte die Stirn. »Wie war das?«

Sie begann, aufzustehen.

Shit.

»Setz dich, Fiona.«

Sie mühte sich vollständig auf die

Beine und kam einige zitterige Schritte auf ihn zu. Eine Hälfte ihres Gesichts war durch den Schlag, den Jared ihr verpasst hatte, leicht angeschwollen. »Wir sollten zusammen verduften. Du hattest recht. Es war dumm, was ich getan habe. Inzwischen sehe ich das ein. Aber wir gehören wirklich nicht hierher nach Ransom, Mark.« Mittlerweile stand sie so dicht vor ihm, dass sie ihn fast berühren konnte. »Lass uns gehen. Sofort. Ich werde dich besser behandeln, als es Natasha je getan hat, versprochen.«

Die Tür neben der Speisekammer

öffnete und schloss sich geräuschvoll.

Jared verzog das Gesicht, als er in die Küche kam. »Verdammt nochmal.«

Er packte Fiona am Arm, zerrte sie zurück auf den Stuhl und zwang sie, sich zu setzen. Dann hievte er das mitgebrachte Tau von der Schulter und machte sich daran, sie an die Lehne zu fesseln. Als er damit fertig war, richtete er sich auf und betrachtete sie mit finsterer Miene. »So. Ein Problem gelöst.«

Mark schaute verkniffen. »Vorläufig. Wir müssen uns immer noch überlegen, was wir mit ihr

machen.«

Fiona lachte. »Ihr könntet mich losbinden und euch bei mir abwechseln. Das wäre dann genau wie in der Nacht damals, nur dass uns diesmal nichts dazu zwingt.« Sie leckte sich über die Lippen. »Macht schon. Ich weiß doch, dass ihr es wollt.«

»Ich suche einen Knebel«, verkündete Jared. »Bin gleich zurück.«

Damit verließ er die Küche erneut. Mark ging zum Kühlschrank, nahm sich ein Bier und trank genüsslich. Es half nur ein bisschen. Vermutlich gab es auf der ganzen Welt nicht

genug Bier, um diese Situation in ein besseres Licht zu rücken.

Aber er trank trotzdem weiter.

Was konnte er sonst tun?

38

Bis zum frühen Abend hatte sich das McGregor-Haus in einen Hort regen satanischen Treibens verwandelt. Über den Tag hinweg waren verschiedene Mitglieder der wachsenden Gemeinschaft von Andras abwechselnd losgezogen, um weitere Nachbarn zu holen. Ihre Methoden wichen dabei voneinander ab. Carrie und Greg sicherten sich die Beute mit einer Mixtur aus Gewalt und Schrecken. Die meisten Menschen, die sie mitbrachten, kamen blutig und übel zugerichtet an. Eines ihrer Opfer,

eine Frau Anfang 30, die zwei Häuser weiter allein in einer Villa im Tudorstil wohnte, segnete, kurz nachdem sie durch die Eingangstür geschleift worden war, das Zeitliche.

Zu den weiteren Lockmethoden gehörten Verführung und vorgetäuschte medizinische Notfälle. Allein Ella schleppte mehrere Männer und Frauen an, die anscheinend der Versuchung ihrer reifen Erscheinung in Verbindung mit der zurückgewonnenen Jugend nicht widerstehen konnten. Die meisten Neuankömmlinge reagierten mit Entsetzen, wenn sie

das Haus betraten. Ein Großteil versuchte zu fliehen.

Einige wenige nahmen all die sich windenden, kopulierenden nackten Körper zum Anlass, sofort mitzumachen. Sie schienen sich nicht an den reichlich vorhandenen Hinweisen auf ein Massaker zwischen den sich rekelnden Leibern zu stören. Diejenigen, die weg wollten, hatten keinen Erfolg. Andras fasste in ihre Herzen und in ihren Geist. Er beschwichtigte und verführte sie. Viele von ihnen wurden zu seinen fanatischsten Jüngern. Andere hob er sich zum Spielen auf. Sie dienten seiner

eigenen dunklen Bespaßung und als Instrument, um das Feuer der Verkommenheit zu schüren, das in den Seelen seiner Jünger loderte.

Andras stolzierte durch das Haus und betrachtete alles mit dämonischer Freude. Viel Zeit war vergangen, seit er zuletzt ein derart üppiges Festmahl verdorbener menschlicher Seelen genossen hatte. Die berauschende Mischung aus Niedertracht und Leid stellte einen herrlichen Tribut an die Mission dar, mit der ihn Satan nach seinem Niedergang betraut hatte.

Die Mission war einfach.

Andras verkörperte den

Menschenschlächter. Er brachte Tod, Kummer und Leid.

So lange war er an jenem Ort eingekerkert gewesen, hatte jenseits der Reichweite seines Herrn festgesessen. Eingesperrt von Menschen. Eine unvorstellbare Schmach. Bedauerlicherweise lebten die Menschen, die dafür verantwortlich gewesen waren, nicht mehr. Aber das spielte keine Rolle. Er würde seine Vergeltung stattdessen über die Bewohner dieses jämmerlichen Dorfes ausschütten.

Das Hauptereignis stand noch bevor, seine Rache jedoch vollzog

sich bereits.

In der Garage hielten einige der Männer eine nackte Frau fest, die sich zur Wehr setzte, während Frederick die Kettensäge anließ und die surrende Klinge auf eine ihrer Brüste senkte. Die an- und abschwellenden Schreie des Opfers bildeten im Verbund mit dem Brüllen der Kettensäge eine Art wilde Musik. Die Klinge biss in den Nippel und zerfetzte ihn.

In der Küche hackte Carrie mit einem Fleischerbeil einem jungen Mann die Hand ab und lachte hysterisch, als der umherfuchtelnde Stumpf seines Arms überallhin Blut

verspritzte. Dann verschlossen Greg und sie die Wunde, indem sie den Mann zum Herd manövierten und den Stumpf auf eine der rot glühenden Platten pressten. Das Zischen von verbranntem Fleisch erfüllte die Luft mit einem herrlichen, appetitanregenden Aroma.

Im Wohnzimmer: eine Masse sich windender Leiber. Jede Menge feuchte Schmatzlaute. Küssen, Schlürfen, Saugen, Grunzen, Stöhnen und auch Schreie. Eine Orgie aus pulsierendem Fleisch. Die meisten sexuellen Handlungen erfolgten einvernehmlich, aber nicht

alle. Es wurde auch gewimmert und um Gnade gefleht, als Männer und Frauen, die nicht unter Andras' Bann standen, mit Schwänzen, Fingern, Fäusten und verschiedenen Gegenständen geschändet wurden.

Im Garten hinter dem Haus predigte Flauros in seinem vor Leben strotzenden neuen Körper einer Gruppe von bereitwilligen jungen Bekehrten das Evangelium Satans. Diese Menschen sollten in der bevorstehenden Schlacht als einige von Andras' barbarischsten Soldaten dienen.

Die Wände im Haus hatten sich verändert. Überall prangten

Pentagramme, die meisten mit frisch vergossenem Blut gemalt. Das Pentagramm kannte jeder. Aber es gab auch andere Symbole, die Andras den Leuten in Form von Visionen nahegebracht hatte. An einer Stelle fand sich eine Ziege mit vier Hörnern in einem pentagrammähnlichen Piktogramm. An der Eingangstür wies bei einer weiteren Variante des Pentagramms eine Spitze nach unten und aus der Mitte stach ein Blitz hervor. Eine Wand in der Diele zeigte ein detailreiches Porträt von Andras selbst, wie er auf einem riesigen schwarzen Wolf hockte –

den Kopf eines Feindes in der Linken, das Schwert in der Rechten in die Höhe gereckt. Die Symbole stellten ein notwendiges Element der Verwandlung des Hauses dar. Es diene nicht länger als Wohnung, sondern als Schwarze Kirche. Als Ort dunkler Verehrung.

Die Bruderschaft von Andras.
Satans Kirche.

Auf der Treppe trieben weitere Menschen Unzucht. In der Nähe des unteren Absatzes nahm ein Mann eine Frau von hinten. Weiter oben saß Lydia Bell mit dem Hintern am Rand einer der Stufen, während Ella McGregor zwischen ihren weit

gespreizten Beinen kniete. Suzie kauerte auf der Stufe direkt hinter Lydia. Suzies Arme umschlangen ihre einstige Rivalin. Die Hände wanderten über die Vorderseite des Körpers, streichelten und kneteten die Brüste und tauchten gelegentlich zwischen die Beine ab.

Sie alle richteten glasig-verklärte Blicke auf Andras, als er sich den Weg über die Treppe nach oben bahnte. Stöhnend streckten sie sich nach ihm. Ihr Verlangen nach dem Höllenfürsten war so intensiv, dass es sich wie Qualen anhörte. Kaum hatte er sie passiert, wandten sie sich gegenseitig wieder ihren

Körpern zu, suchten verzweifelt nach einer ultimativen Erlösung, die sich ihnen entzog und ständig lockend knapp außer Reichweite blieb. Mit ihrer Lust zu spielen und die normalen Begierden, die sie verspürten, auf ein nahezu unerträgliches Maß ununterbrochenen Verlangens hochzuschrauben, bot nach wie vor eine der wirksamsten Möglichkeiten, Menschen zu manipulieren und zu kontrollieren. Es funktionierte heute bei diesen angeblich zivilisierteren Menschen noch genauso gut wie vor Tausenden Jahren bei ihren

primitiven Vorfahren.

Im Obergeschoss fand sich ein weiterer Beleg dafür.

Ein anderes Pentagramm zierte die geschlossene Schlafzimmertür. Andras öffnete sie und betrat einen Raum, den noch die Artefakte des jäh unterbrochenen Lebens eines jungen Mannes füllten. Dereks E-Gitarre stand in einer Ecke, sämtliche Bandposter hingen unangetastet an den Wänden. Andras schloss die Tür hinter sich und schloss ab. Dieses Zimmer stellte sein Heiligtum dar. Bis auf eine Ausnahme hatte er seinen Jüngern verboten, es zu betreten.

»Hallo, Natasha.«

»Hallo, Meister.«

Andras streifte seine Jacke ab und gesellte sich zu ihr aufs Bett.

Sie schmiegte ihren nackten Körper an ihn und küsste seinen Hals, saugte gierig an seiner Haut. Sein Schwanz richtete sich auf und drückte gegen die Jeans. Er drehte sie auf den Bauch und kletterte auf sie. Als er sie seinerseits auf den Mund und Hals küsste, entlockte er ihr ein wohliges Winseln. »Erinnerst du dich daran, wie du dich mir widersetzt hast, als ich dich zum ersten Mal genommen habe?«

Sie zerrte am Verschluss seiner

Jeans. »Ich erinnere mich. Damals war ich dumm. Da hatte ich noch nicht verstanden.«

Er kicherte. »Jetzt schon?«

»Natürlich.«

»Was verstehst du?«

»Dass du mein Meister bist, und ich bin deine Braut. Und dass Satan mein Gebieter ist.«

»Erinnerst du dich daran, wie du das Blut deiner Mutter getrunken hast?«

»Ja.«

»Und wie hat es geschmeckt?«

»Herrlich.«

Er fuhr mit der Hand über eines ihrer langen, wohlgeformten Beine.

Sie streckte es für ihn, hob es hoch in die Luft und bog die lackierten Zehennägel der Decke entgegen. »Dein Vater gehört jetzt zu uns. Meine Leute warteten auf ihn, als er nach Hause kam und entdeckte, was wir mit seiner wunderschönen Frau gemacht haben.«

»Mein Dad? Er ist hier?«

Andras lächelte. »Ja.«

Natasha lächelte ebenfalls. »Gut.«

»Du wirst ihn für mich töten. Als Geste deiner Loyalität und deines Gehorsams.«

Natasha nestelte weiter an seiner Jeans. »Ja. Bitte ... ich will dich wieder.«

»Natürlich willst du das.«

Er legte die Kleider ab und gab ihr, was sie verlangte. Sie schrie, klammerte sich an ihn und kratzte ihn. Die Intensität ihres körperlichen Vergnügens trieb ihr Tränen in die Augen. Als es vorbei war, zog er sich wieder an und ging zur Tür. »Denk daran, du darfst diesen Raum nicht verlassen, während ich weg bin. Du bist meine Braut. Niemand sonst darf dich anrühren.«

»Wohin gehst du?«

»Meine andere junge Braut holen.«

»Fiona.«

»Ja.«

Natasha zog eine Schmolliene.

»Aber ich dachte ...«

»Denk nicht. Gehorch einfach.«

Die Schmolliene hielt sich noch etwa zwei Sekunden, dann wich sie einem Lächeln. »Ja, Meister.«

Andras verließ das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Unten zeichneten sich durch die dünnen Vorhänge im Wohnzimmer blau blinkende Lichter ab. Jemand hämmerte an die Eingangstür.
»Aufmachen! Polizei!«

Andras warf den Kopf in den Nacken und lachte herzlich.

Das Hämmern ertönte erneut.

»Aufmachen! Das ist unsere letzte Warnung!«

Andras öffnete die Tür. Zwei uniformierte Polizisten standen auf der Veranda, beide mit gezückten Waffen, die sie unmittelbar auf ihn gerichtet hielten.

»Guten Abend, meine Herren.«

Der näher bei ihm stehende Beamte herrschte ihn an: »Nehmen Sie die Hände hoch! Uns sind Schreie aus diesem Haus gemeldet worden und ... Was um alles in der Welt ist da drin los?« Der finstere Blick des Polizisten wich einem Ausdruck von Verblüffung, als er an Andras vorbeispähte und einen

flüchtigen Blick auf das erhaschte, was auf der Treppe vor sich ging.

Andras schlug dem Bullen die Pistole aus der Hand, packte ihn an der Kehle und ließ ihn röcheln, als er ihn vom Boden hochhob. »Wir feiern so etwas wie eine Party. Und wisst ihr was? Ihr seid beide eingeladen. Kommt rein!«

Andras wich ins Haus zurück und ließ den japsenden Cop zu Boden fallen.

Sein Kollege hatte die Waffe bereits gesenkt. Er setzte dazu an, ihnen ins Gebäude zu folgen, aber Andras hob eine Hand. »Du da. Schalt diese Lichter aus. Und teil

deinen Vorgesetzten mit, dass sich die Meldungen nicht bestätigt haben.«

Der Polizist steckte die Pistole ins Holster. »Ja. In Ordnung.«

Damit drehte er sich um und ging zurück nach draußen. Andras bereitete die Ankunft der Beamten kein Kopfzerbrechen. Sie schien ihm unvermeidlich. Er empfand es sogar als gut, dass es in dieser Phase passiert war. Diese Männer konnten sich in vielerlei Hinsicht als nützlich erweisen.

In der Zwischenzeit musste er sich um eine andere Aufgabe kümmern.

Er verließ das Haus und

durchquerte die Straßen von Wheaton, bis er den Wohnsitz der Familie Johnson erreichte.

Was er dort vorfand, gefiel ihm ganz und gar nicht.

Oder vielmehr: was er dort nicht vorfand.

39

Eine mächtige Vorahnung überkam Clayton, als er in die Straße zu seinem Haus einbog. Irgendetwas hatte sich in seiner Abwesenheit ereignet. Etwas, das er nicht richtig einzuordnen vermochte, das ungewisse Empfinden, dass etwas nicht stimmte. Die Luft in Wheaton Hills fühlte sich seltsam geladen an. Er nahm das Schlagen seines Herzens intensiver wahr. Ihm gefiel nicht, wie unregelmäßig es in seiner Brust pochte. Sein gesamter Körper spannte sich an, ein Kribbeln überzog die Haut. Paranoia ergriff

von ihm Besitz, als er den Blick prüfend über die Gärten und die Fenster der Häuser streifen ließ, die er passierte. Er entdeckte niemanden, konnte aber regelrecht spüren, dass ihm unsichtbare Augen folgten, als er den Weg die Straße entlang fortsetzte. Und am beschissensten fand er, dass er das Gefühl nicht einfach Nervosität oder einer ausufernden Fantasie zuschreiben konnte.

Als er in die Garage rollte und nach oben fasste, um den Knopf des Türöffners zu betätigen, stand er kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Das Tor

begann, sich ratternd zu senken, blieb jedoch auf halbem Weg stecken. Clayton seufzte. Mist, das war ja klar. Durch einen weiteren Knopfdruck fuhr das Tor wieder in die Höhe. Er blickte in den Innenspiegel und musste einen Aufschrei unterdrücken, als er bemerkte, dass ein Streifenwagen langsam die Straße entlangfuhr.

Die sind meinetwegen hier!

Aber der Streifenwagen setzte die Fahrt fort und geriet bald außer Sicht. Zitterig stieg Clayton aus dem Auto und schlich zum Rand der offenen Garage, wo er vorsichtig hinaus zum in der Ferne

verschwindenden Heck des Streifenwagens spähte, der weiter im Schrittempo durch Wheaton Hills kroch. Dann bog der Wagen in eine andere Straße und Clayton verlor ihn aus den Augen.

Vor lauter Erleichterung wurde ihm fast schlecht. »Heilige Scheiße. Gott sei Dank.«

Seit dem Unfalltod des Beamten, der ihn angehalten hatte, waren Stunden vergangen, aber die Erinnerung daran trug Clayton immer noch Übelkeit erregend frisch im Gedächtnis. Sicher, der Kerl war ein Arsch gewesen, doch das machte sein Schicksal nicht weniger

grauenhaft. Und Clayton bezweifelte nicht, dass es die Kollegen des Mannes einen Dreck scherte, ob er ein Arschloch gewesen war. Es handelte sich um ein Mitglied ihrer eingeschworenen Gemeinschaft von Gesetzeshütern. Deshalb hatte sich Clayton vor der Rückkehr nach Hause gefürchtet und damit gerechnet, ihn würde eine Horde Bullen erwarten, um ihm Handschellen anzulegen und ihn zu einer unsanften »routinemäßigen Befragung« in den Knast zu verfrachten.

Andererseits spielte sich an diesem Tag in Ransom eine Menge

ab.

Ein Haufen übler, verrückter Kram.

Wahrscheinlich waren die Bullen deshalb extrem beschäftigt und schlicht noch nicht dazu gekommen, sich um ihn zu kümmern. Oder dies war sein gottverdammter Glückstag. Was immer zutraf, er hatte keine Zeit, herumzustehen und darüber zu mutmaßen. Mark wartete auf ihn. Er wollte die Erklärung hören, die Clayton ihm versprochen hatte. Und Clayton hatte sich etwas zurechtgelegt – ob es ihm weiterhelfen konnte, musste sich erst noch zeigen.

Beim nächsten Versuch gelang es ihm, das Garagentor zu schließen. Er holte einige Sachen aus dem Auto und betrat das Haus. Das Erste, was er bemerkte, war Fiona Johnson. Sie saß an einen Stuhl gefesselt und hatte einen Streifen Paketband über dem Mund, der teilweise angeschwollen war. Mit tränenverquollenen Augen sah sie ihm finster entgegen. Auch Mark und Jared befanden sich in der Küche. Die beiden Jungen liefen frei herum und schienen eine beträchtliche Menge seiner Biervorräte getrunken zu haben. Leere Flaschen aus grünem und

braunem Glas füllten den Tisch.

Clayton stieß die Tür mit der Hüfte zu und ging in die Küche. »Na schön. Offensichtliche Frage: Warum ist Fiona gefesselt und geknebelt?«

»Sie wollte uns alle umbringen. Angefangen mit dir, glaube ich. Schien ihr ursprünglicher Plan zu sein.«

»Wow.«

»Ja. Sie hatte eine Kanone.«

Mark nickte in Richtung der Arbeitsfläche.

Clayton starrte auf den Revolver. »Ich wiederhole: Wow. Hat sie auch irgendeinen Anlass für diesen

Wahnsinn?«

»Sie ist vollkommen verrückt.«

»Alles klar. Schätze, das klingt irgendwie logisch.«

Fiona kämpfte verbissen gegen ihre Fesseln an und brachte den Stuhl zum Wackeln. Ihre Kiefer bewegten sich, als sie durch das Klebeband hindurch zu sprechen versuchte. Die Worte drangen nur halb verständlich nach außen, dafür vermittelten sie klar und deutlich ihre Wut und Frustration. Sie starrte Clayton unverwandt an, die Augen flehentlich geweitet.

Einen flüchtigen Moment lang beschlichen ihn Zweifel. Es bestand

durchaus die Möglichkeit, dass hier etwas anderes ablief. War Fiona in Wirklichkeit das Opfer, und die Jungen versuchten nur, sie zum Schweigen zu bringen? Jedenfalls wollte sie eindeutig, dass er das glaubte, denn ihre Augen und ihre Körpersprache bemühten sich, genau das zu vermitteln. Andererseits handelte es sich um dasselbe Mädchen, das aus reiner Gehässigkeit diesen Bullen dazu angestachelt hatte, ihn anzugreifen. Und Clayton besaß ein gutes Gespür dafür, was für eine Sorte Mensch Mark Bell tatsächlich war. Der Junge mochte verkorkst sein, aber

er verfügte über einen ausgeprägten Sinn für Moral. Mit anderen Worten: Er war kein Drecksack.

Mark trank einen Schluck Heineken. »Nimm ihr den Knebel ruhig ab, wenn du willst. Allerdings wirst du bloß gequirelte Scheiße zu hören bekommen.«

»Da hast du wahrscheinlich recht.«

»Du hast neues Bier mitgebracht.«

Clayton grunzte. »Kann mich gar nicht daran erinnern, wann ich zuletzt rausgegangen und ohne Bier zurückgekommen bin. Nein, warte.

1998. Damals hab ich ein paar Wochen lang überlegt, ob ich 'nen Entzug machen soll.«

»Was ist damals passiert?«

»Freundin hat mich abserviert.«

Mark trank das Heineken leer und stellte es auf den Tisch. »Oh. Ja, Weiber können einen echt fertigmachen.«

Clayton lächelte wehmütig. »Treffender kann man es nicht ausdrücken.«

Jared rülpste. »Was ist in der Kassette?«

Unter dem linken Arm trug Clayton eine kleine Schließkassette. Sie wog nicht viel, weil sich kaum

etwas darin befand. Ein Teil des Inhalts klapperte, wenn er sich bewegte. Er stellte die Kassette auf dem Tisch ab und beobachtete die Jungen einen Moment lang, während sich ihre Blicke darauf hefteten. Sogar Fiona reckte den Hals. In ihren Gesichtsausdrücken lag eine seltsame Ehrfurcht. Niemand von ihnen hatte eine Ahnung, was sich im Inneren befand, dennoch betrachteten sie das Ding wie ein heiliges Relikt. Clayton konnte ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Sie waren in einer scheinbar aussichtslosen Situation gefangen und mussten sich einem

uralten, mächtigen Feind stellen. Einem waschechten Handlanger der Kräfte der Finsternis. Einem verfluchten Dämon. Keinem Monster oder Schreckgespenst aus einem Märchen, sondern einer realen Kreatur. Unter solchen Umständen kam es ihm nur menschlich vor, auf einen wundersamen und magischen Ausweg zu hoffen.

Er trug die Bierkartons zum Kühlschrank und redete, während er seinen geschwundenen Alkoholvorrat aufstockte: »Bis zum heutigen Tag ist diese Kassette seit über zehn Jahren nicht mehr

geöffnet worden. Seit der Woche, nachdem sich mein Alter eine Kanone an den Kopf gehalten und das verdamnte Gehirn weggepustet hat, lagerte sie in einem Schließfach.«

Jared ergriff die Kassette und schüttelte sie, brachte den Inhalt erneut zum Rasseln. »Was ist da drin?«

Clayton schob Flaschen im Kühlschrank nach hinten, um Platz für weitere zu schaffen, während er den zweiten Karton aufriss. »Wie ich Mark unlängst erzählt habe, wusste mein Vater etwas über die Kreatur, die ihr Genies vor ein paar

Wochen aus dem Keller befreit habt.«

Jared legte die Stirn in Falten.
»Wie jetzt, hat er sie etwa dort eingesperrt?«

»Nein, das ist schon passiert, lange bevor er in die Sache reingezogen wurde. Und viel von dem, was er wusste, erfuhr er aus zweiter Hand. Deshalb glaubte ich auch immer, es wäre Blödsinn – alberne Geschichten, die er erzählte, wenn er betrunken war. Ich hätte es besser wissen müssen. Die Geschichten waren zu abgedreht, um seiner eigenen Fantasie entsprungen zu sein.

Abgesehen von seinem geschäftlichen Ehrgeiz besaß er keine ausgeprägte Vorstellungskraft.«

Der zweite Karton leerte sich. Clayton riss die verleimten Laschen auf und faltete ihn zusammen. Er ließ das Papier in den Abfalleimer fallen und setzte sich so weit wie möglich von Fiona entfernt an den Tisch. Sie drehte den Kopf und funkelte ihn über den Tisch hinweg zornig an. »Mein Dad war eine Zeit lang 'ne große Nummer hier in der Gegend. Hat 'ne Menge Kohle verdient. Viel davon hat er mir hinterlassen. Ich könnt euch sagen,

wie viel genau, aber das wäre mir peinlich. Also, jemand wie er, der mit dem örtlichen Machtgefüge auf Du und Du stand, konnte für den Fall, dass etwas Schlimmes passiert, etliche Gefälligkeiten abrufen. Tja ... es ist etwas Schlimmes passiert, und mein Dad hat Luke Harper einen Besuch abgestattet, dem damaligen Bürgermeister. Und Harper hat sich darum gekümmert.«

Mark stand auf und ging zum Kühlschrank. »Wer braucht ein Bier?«

Clayton und Jared meldeten Bedarf an. Mark öffnete die

Verschlüsse dreier Flaschen Guinness Extra Stout, kehrte zum Tisch zurück und verteilte es, dann nahm er Platz. »Und ... diese schlimme Sache, die vorgefallen ist. Was war das?«

»Dieses Haus, in das ihr eingebrochen seid ... Mein Vater hat dort am 6. Dezember 1984 eine Frau ermordet.«

»Langsam! Wie war das?«

Clayton zog die Schließkassette näher zu sich heran und faltete die Hände darüber. »Er gestand den Mord in der Nacht, als er starb. Ein paar Stunden, bevor er ... na ja, ihr wisst schon. Jedenfalls war er

betrunkener, als ich ihn je zuvor erlebt hatte. Ich hab mich für ihn geschämt und dachte, es wär bloß weiterer Unfug. Auch das hätte ich besser wissen müssen. Ich hab ihn noch nie so aufgelöst wegen etwas erlebt. Er flennte und schluchzte, während er versuchte, mir von dieser schrecklichen Tat zu erzählen, die er begangen hatte.«

Mark verlagerte das Gewicht, wodurch er die Stuhlbeine zum Knarren brachte. »Warum hat er diese Frau umgebracht? Und warum hat er dir so lange nach der Tat davon berichtet? Warum hat er das Geheimnis nicht einfach mit ins

Grab genommen?«

Clayton hatte einen trüben, zerstreuten Ausdruck im Gesicht. Er sah niemanden an, als er fortfuhr. Seine Gedanken schienen in die Vergangenheit zu reisen. »Er hatte bereits beschlossen, sich umzubringen, und wollte sich jemandem anvertrauen, solange er noch konnte. Er war kein schlechter Mensch. Klar, er hat einige üble Sachen getan, trotzdem war er einer von den Guten und hatte ein Gewissen. Ich schätze, der Mord lastete ihm all die Jahre schwer auf der Seele. Hat sicher teilweise eine Rolle dabei gespielt, was er

letztendlich tat.«

»Nur teilweise? Was gab's denn noch für Gründe?«

»Damit zu leben, was er über die Dämonen und jenes Haus wusste. In den Jahren nach dem Mord hat sich mein Dad intensiv mit okkultem Krempel beschäftigt. Das hat er mir nicht selbst erzählt, aber es steht alles hier drin.« Er tippte mit dem Zeigefinger auf die Metallbox. »Die ganze elende Geschichte.«

Jared ging zum Kühlschrank und kam mit einem weiteren Bier zurück. »Gut, dein Vater hat also irgendein Miststück gekillt. Woher

wusste er von dem Dämon?«

»Luke Harper erzählte ihm davon.«

»Und woher wusste Luke Harper es?«

»Harper war einer der Männer, die den Dämon ursprünglich beschworen. Er und sein Partner haben Andras angerufen und mit einem Bann belegt. Sie dachten, der Dämon könnte sich bei ihren geschäftlichen Transaktionen als nützlich erweisen.«

»Das ist verrückt.«

»Was du nicht sagst. Mann, wir reden hier eindeutig nicht von geistig gefestigten Menschen.

Vielmehr reden wir über gefährlich durchgeknallte Spinner mit einem Hang zum Größenwahn. Wer glaubt schon ernsthaft, er könnte mit solcher Scheiße rumexperimentieren, ohne später Konsequenzen dafür tragen zu müssen? Irgendwann wurde diesen Typen klar, dass sie sich übernommen hatten, und sie starteten einen Versuch, die Dämonen zu bannen. Andras wurde im Keller eingekerkert. Seinen Handlanger Flauros verfrachteten sie in einen Winkel von Luke Harpers Schädel, wo er blieb, bis Marks Vater dem alten Penner eine

Kugel ins Hirn jagte und damit den Dämon befreite.«

Jared wirkte blass. »Also müssen wir zwei Dämonen loswerden? Scheiße.«

Mark stöhnte. »Wir sind ja so was von im Arsch.«

Clayton fasste tief in seine Gesäßtasche und zog einen kleinen Schlüssel heraus. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Er schloss die Kasette auf und klappte den Deckel zurück. Mark und Jared beugten sich über den Tisch, um besser sehen zu können. Darin lag ein Stapel zerknitterter alter Notizblätter. Eine saubere

Handschrift in leicht verblasster Tinte füllte die Seiten bis zum Rand. Clayton holte die Zettel heraus. Darunter kamen eine Handfeuerwaffe und mehrere Patronen zum Vorschein, die Quelle der ratternden Geräusche.

Clayton schob Mark den Papierstapel zu. »Da steht alles drin. Alles, was ich euch erzählt habe und noch mehr. Es finden sich auch Anleitungen, wie man Dämonen bindet.« Er holte eine der Patronen aus der Kasette und zeigte sie den Jungen, hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger. Das Projektil glänzte silbrig. »Das

ist eine der Möglichkeiten. Silberkugeln, von einem Waffenschmied aus der Umgebung eigens für meinen Vater angefertigt.«

Mark blätterte die Zettel durch und runzelte die Stirn. »Man kann einen Dämon töten, indem man ihn erschießt?«

Clayton schüttelte den Kopf. »Nein. Einen Dämon kann man überhaupt nicht töten, zumindest hat mein Vater nie eine Möglichkeit dafür gefunden. Aber eine Silberkugel kann einen Dämon aus seinem menschlichen Wirt her austreiben und zurück in die

Hölle verbannen. Dort bleibt er dann, bis er erneut beschworen wird. Sehr effektiv. Der Nachteil ist allerdings, dass es sich um einen tödlichen Schuss handeln muss. Der menschliche Wirt muss sterben.«

Marks Hände verkrampften sich um das Papier. »Mein Dad ...«

Clayton ließ die Patrone zurück in die Kasette fallen. »Genau, und deshalb sollte das unser letzter Ausweg bleiben.« Er nickte in Richtung der Zettel. »Wenn du das bis zum Ende durchliest, findest du die andere Alternative, die Aufgabe zu erledigen.«

Marks Stirnrunzeln vertiefte sich,

als er zu den letzten Seiten vorblätterte und sie überflog. »Was ist das? So was wie ein Zauber?«

Clayton nickte. »Eine Beschwörungsformel. Wir verwenden sie, um Andras herbeizurufen, so wie es diese anderen Idioten getan haben. Und wohin Andras geht, wird ihm Flauros hoffentlich folgen.«

Mark legte die Zettel auf den Tisch und beugte sich darüber. »Hier steht was darüber, wie man die Erfolgsaussichten beim Durchführen eines Bindungszaubers erhöhen kann. ›Nach Möglichkeit sollte die Bindung auf heiligem

Boden oder an einem Schauplatz von großer magischer Bedeutung erfolgen.< Ich schätze mal, >heiliger Boden< wäre ein Friedhof oder eine Kirche, aber ...«

Er ließ den Satz unvollendet.

Sie alle dachten dasselbe. Das ging aus den gequälten Blicken hervor, die sie einander zuwarfen. Fiona bemerkte es und meldete sich zu Wort, stieß gedämpfte Flüche durch das Klebeband aus.

Jared ließ die Handfläche auf die Tischfläche niedersausen und brachte die leeren Flaschen zum Zittern. »Verdammt. Der Keller.«

Mark schluckte schwer. »Mist.«

Clayton trank von seinem Bier.
»Das ist der logische Ort dafür.
Andras wurde dort lange Zeit
eingesperrt. Es wird ihm Angst
einjagen, wenn er ein weiteres Mal
dorthin gerufen wird. Es dürfte ihn
aus dem Gleichgewicht bringen.
Verwirren. Dennoch wird es nicht
einfach. Wahrscheinlich ist es sogar
so gut wie unmöglich. Trotzdem
gefallen mir unsere
Erfolgsaussichten dann besser, als
wenn wir einfach zu ihm
marschieren und ihm eine Kanone
vors Gesicht halten.«

Jared schlug erneut auf den Tisch.
»Scheiße.«

Mark seufzte. »Wir würden ohnehin nie nah genug an ihn rankommen, damit es klappt.«

Clayton trank einen weiteren Schluck Bier. »Denke ich auch. Und nach allem, was ich weiß, dürften die Schutzzauber und Siegel im Keller alle noch vorhanden sein. Im Grunde genommen müssen wir sie nur reaktivieren. Als wenn man einen Schalter umlegt. Und es tut mir leid, Fiona, aber du wirst dabei sein müssen. Wahrscheinlich hast du dir das schon zusammengereimt. Je mehr von euch dabei sind, die sich in der Nacht dort aufhielten, als Andras befreit wurde, desto

besser.«

»Wieso?«

»Also ... damit wage ich mich jetzt auf das Gebiet purer Intuition vor. Das steht nicht in den Unterlagen meines Vaters.«

»Spuck's schon aus.«

»Ihr hattet dort alle ein traumatisches Erlebnis. Ich glaube, dass der Bindungszauber umso stärker wird, je mehr von euch daran arbeiten. Wie gesagt, nur so eine Eingebung, aber irgendwie fühlt sie sich richtig an.«

Zunächst erwiderten die Jungen nichts. Allerdings fühlte es sich auch für sie richtig an. Clayton erkannte

es an ihren verkniffenen Mienen.

Mark hüstelte. »Und ... wann sollen wir es tun?«

»Ich denke, wir können es uns nicht leisten, noch länger damit zu warten. Es muss heute Nacht passieren.«

Die Gesichtsausdrücke der Jungen verrieten überdeutlich, dass sie alles andere als glücklich darüber waren. Aber hinter der Besorgnis zeichnete sich ebenso deutlich eine Mischung aus Zustimmung und Entschlossenheit ab.

Sie würden dieses verrückte Unterfangen durchziehen.

Einen Dämon beschwören und –

hoffentlich – bannen.

Clayton trank noch mehr Bier.

Gott steh uns bei.

40

Die düstere Orgie im ehemaligen Heim der McGregors ging unvermindert weiter, während sich der Abend hinzog. Szenen verstörender Ausschweifungen und Verdorbenheit spielten sich in jedem einzelnen Raum ab. Der Wahnsinn steuerte auf einen Punkt unkontrollierbarer Ekstase zu, auf eine Explosion von Gewalt und Schändung. Das Haus war eindeutig nicht groß genug, um sie vollständig in sich aufzunehmen. Und natürlich ging es genau darum. Andras wollte die Mitglieder seiner

Glaubensgemeinschaft an den Rand der Hysterie drängen. Er wollte, dass in ihnen das Verlangen loderte, anderen Schmerzen zuzufügen und Elend zu verbreiten. Sie standen kurz davor. Natasha konnte es selbst hier, hinter der verschlossenen Tür von Andras' persönlichem Gemach, spüren. Es weckte eine schmerzliche Sehnsucht in ihr. Zu gerne hätte sie bei der Orgie mitgewirkt. Sie langweilte sich hier allein. Gelegentlich kehrte Andras zurück, um nach ihr zu schauen, aber jedes Mal schlug er ihre flehentliche Bitte ab, sich in das Getümmel stürzen zu

dürfen.

Zum wiederholten Mal stand sie auf und spähte durch das Zimmerfenster in den Garten hinter dem Haus. Viele der dekadenten Ausschweifungen hatten sich dorthin ausgebreitet, umgeben von einem hohen Holzzaun, der das sündige Treiben wirksam vor den Blicken etwaiger Passanten auf der Straße dahinter verbarg. Natasha lächelte darüber, da sie wusste, dass sich die Notwendigkeit, zu verstecken, was sich hier abspielte, allmählich dem Ende zuneigte.

Sowohl das Haus als auch der Garten dahinter waren gerammelt

voll mit Menschen. Viele stammten aus der Nachbarschaft, etliche weitere waren aus anderen Teilen von Ransom durch Anrufe von Verwandten oder Freunden hergelockt worden. Einige Leute dieser Kategorie hatten zunächst argwöhnisch darauf reagiert, zu einer Party im noblen Stadtteil Wheaton Hills eingeladen zu werden, kamen aber trotzdem, überwältigt von Neugier. Jeder wusste, dass in dieser Gegend die reichen neuen Bewohner von Ransom lebten. Wer würde sich das entgehen lassen? Also kreuzten sie auf, sahen die Autos, die sich an

den Straßenrändern aneinanderreichten, hörten den ausgelassenen Lärm aus dem Haus und schlenderten schnurstracks zur Tür, ohne noch einmal darüber nachzudenken oder den Verdacht zu hegen, dass in wenigen Augenblicken das Leben, wie sie es kannten, sein Ende fand.

Mitten im hinteren Teil des Gartens brannte ein offenes Feuer. Andras hatte einige der Männer an diesem Tag zum Arbeiten eingeteilt. Sie hatten eine Grube ausgehoben und nahezu jedes Möbelstück im Haus nach draußen getragen, um damit das Feuer zu

nähren. Die hoch aufzüngelnden Flammen warfen einen flackernden, gelb-orangen Schein über die größtenteils nackten Körper der Teilnehmer dieser ausgelassenen Orgie. Eine mollige Frau mit sehr großen Brüsten kauerte fast direkt unter dem Fenster auf allen vieren. Natasha lehnte die Stirn an die Scheibe und fuhr sich mit einer Hand zwischen die Schenkel, während sie beobachtete, wie ein großer Schwarzer die dralle Frau von hinten fickte und die pendelartigen Brüste mit jedem Stoß wild zum Schaukeln brachte.

Natashas Aufmerksamkeit löste

sich von den beiden, als weitere Leute aus dem Haus kamen. Zwei Männer schleiften eine kreischende Frau auf das Feuer zu. Einer der Männer trug eine Axt. Die Frau sprang sofort auf, als die beiden sie zu Boden fallen ließen, aber der Mann mit der Axt schwang diese in brutalem Bogen und trennte ihr den rechten Arm unmittelbar oberhalb des Ellbogens ab. Sie schrie auf, wirbelte taumelnd im Kreis herum und verspritzte Blut in alle Richtungen. Die Männer lachten. Dann packten sie die Frau und warfen sie ins Feuer. Sie lebte noch, als die Flammen anfangen, sie zu

verzehren. Brüllend fuchtelte und zappelte sie, als sie von dem brennenden Holzhaufen schlitterte und versuchte, zum Rand der Grube zu kriechen. Der Mann mit der Axt zielte mit dem Schwanz auf ihr Gesicht und pisste sie an, was den anderen Mann in irres Gelächter ausbrechen ließ. Natasha sog scharf die Luft ein und biss sich mit einem Schauer auf die Unterlippe, als sie sich dem Orgasmus näherte.

Frustriert stieß sie mit der Stirn gegen die Glasscheibe.

Sie hasste es, hier oben festzusitzen, obwohl Andras es so wollte. Er hatte sie zu seiner Braut

erwählt und sie musste vor dem beschützt werden, was im restlichen Haus vor sich ging. Immerhin bestand die Möglichkeit, dass sie versehentlich verletzt wurde, wenn sie an den Feierlichkeiten teilnahm, doch dieses Risiko wäre sie nur allzu gerne eingegangen. Leider lag die Entscheidung nicht bei ihr.

Hinter ihr öffnete sich die Tür und sie wandte sich vom Fenster ab.

Andras betrat den Raum.
»Genießt du das Spektakel?«

Sie setzte eine Schmolliene auf.
»Ich will auch mitspielen.«

Er ging zu ihr und nahm ihr

Gesicht zwischen die Hände. »Du bekommst schon sehr bald, was du willst. In Kürze werde ich die Mitglieder meiner Gemeinschaft in die Welt hinausschicken, um das Werk des Teufels zu verrichten. Wir werden uns ihnen anschließen.«

»Und was für ein Werk wird das sein?«

Er küsste sie leicht auf den Mund und jagte dadurch wohlige Schauer durch ihren Körper. »Mord. Gewalt. Zerstörung. Tod und noch mehr Tod. Wir werden die Sturmtruppen der Hölle sein, alles abschlachten, was unseren Weg kreuzt, und keinen Gedanken an Gnade für die

Schwachen und Unschuldigen verschwenden. Ihre Schreie werden wir sogar am innigsten genießen. Und du wirst unmittelbar neben mir stehen, wenn wir im Namen Satans töten.« Abermals küsste er sie. »Was hältst du davon, Liebling? Ist das die Zeit wert, die du hier abgekapselt verbringst?«

Sie schlang ein Bein um ihn und schmiegte sich an seinen Körper. »Das klingt wundervoll.«

Er lächelte. »Gut. Die Zeit ist fast gekommen. Ich bedauere nur, dass meine andere Braut nicht bei mir sein wird.«

Natasha bemühte sich, nicht zu

lächeln. »Ach ja?«

Andras' Tonfall wurde kalt. »Ja. Sie war nicht in ihrem Haus. Ich fürchte, ihr könnte etwas zugestoßen sein.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich habe Leichen gefunden. Mitglieder ihrer Familie. Sie sind erschossen worden. Die Mutter und eine Schwester. Das weiß ich, weil ich eine Zeit lang dort wartete, bis der Vater von der Arbeit nach Hause kam. Der Mann hat sich hysterisch aufgeführt, trotzdem ist es mir gelungen, ihn einigermaßen vernünftig zu befragen, bevor ich ihn tötete. Er behauptete

beharrlich, nicht zu wissen, was vorgefallen ist. Ebenso wenig, wie er wusste, wohin Fiona verschwunden sein könnte. Ich glaube, er sagte die Wahrheit. Menschen neigen dazu, nicht zu lügen, wenn ihnen die Haut vom Leib geschält wird.«

Natasha grunzte. »Ja. Äh ... da hast du wahrscheinlich recht. Aber ...«

Er legte ihr eine Hand auf die Wange. »Ja?«

Natasha wollte eigentlich nichts mehr sagen, weil sie keine Lust verspürte, Andras mit Fiona teilen zu müssen, doch um ihre Wünsche

ging es hier nicht. Nur Andras zählte. Sie seufzte. »Sie könnte zu Clayton gegangen sein.«

Andras runzelte die Stirn. »Ist dieser Clayton euer älterer Freund?«

»Ja. Fiona hatte diese Macke, wenn es um ihn ging. Sie stand irgendwie auf ihn. Zugegeben hat sie es nie, aber ich konnte es ihr ansehen. Deshalb hat sie ihn ständig angeflirtet. Wenn sie in Schwierigkeiten steckt, ist sie möglicherweise zu ihm gegangen.«

Er lächelte. »Danke.«

»Willst du jetzt dorthin?«

Er schüttelte den Kopf. »Die Zeit

ist reif, meine Krieger auszusenden. Ich habe auf den richtigen Moment gewartet, und nun ist er gekommen. Ich spüre es. Ich muss die Truppen versammeln. Ich werde jemand anders schicken, um sie zu holen.«

»Ich gehe. Bei mir würde Clayton keinen Verdacht schöpfen. Das wäre perfekt.«

Erneut schüttelte Andras den Kopf. »Nein. Ich will dich im Augenblick des Ruhms an meiner Seite haben. Ein anderer wird gehen. Zieh dich an und komm zu mir nach draußen hinter das Haus.«

Damit verließ er sie rasch, ohne

ein weiteres Wort zu verlieren. Natasha sammelte ihre Kleider auf, die sie in einem Haufen auf den Boden geworfen hatte. Kaum war sie angezogen, verließ sie das Zimmer. Sie fand, dass Andras einen Fehler beging, nicht sie zu Clayton zu schicken, aber diese Sorge ging in der Erleichterung darüber unter, ihr Asyl endlich verlassen zu können. Sie bahnte sich den Weg zwischen den nackten Körpern hindurch, die den Gang und die Treppe bevölkerten. Unterwegs strich sie mit den Händen über die bloße Haut.

Suzie McGregor packte sie, als sie

unten an der Treppe ankam, und steckte ihr die Zunge in den Hals. Natasha ließ sich einige Augenblicke lang von der Frau küssen, dann stieß sie Suzie weg und ging weiter in die Küche, wo Blut den Boden überschwemmte. Überall lagen Leichen und Körperteile herum. Gliedmaßen und Rümpfe stapelten sich in den Ecken, damit Platz für Nachschub blieb. Eine attraktive, zierliche junge Frau führte die Aufsicht über das Blutbad in der Küche. Sie erteilte Männern Anweisungen, die einen anderen Mann in den Raum schleiften und zu Boden drückten. Die Frau trat vor

und stampfte mit dem Absatz ihres Schuhs auf das Gesicht des Liegenden. Der schrie und wand sich, aber die anderen hielten ihn fest, während die Frau weiter auf ihm herumtrampelte. Eine Gruppe von Schaulustigen drängte sich an den Rändern. Eine Frau stupste Natasha an und lächelte. »Ist Carrie nicht ein Brüller?«

Natasha lächelte ebenfalls. »Sie ist heiß.«

Und das stimmte. Carrie hatte ein eigenes kleines Gefolge und einen Kreis von Bewunderern. Es war verlockend, zu bleiben und ihr weiter zuzusehen, aber im Freien

wartete Andras bereits auf Natasha. Sie durchquerte die Küche und verließ das Haus durch eine Tür, die auf eine kleine Veranda führte. Darauf standen ein Grill und ein Tisch. Jemand hatte den Grill angezündet. Natasha bemerkte glühende Kohlen und brutzelnde Körperteile – eine Brust, einen Kopf, einen Schwanz, verschiedene Innereien. Bei dem Duft lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Ein Mann mittleren Alters mit einer Schürze und einer verkehrt herum aufgesetzten Baseballmütze beaufsichtigte das Grillgut und wendete die Körperteile mit einer

langen Gabel mit drei Zinken. Als er bemerkte, dass Natasha ihn beobachtete, zwinkerte er ihr zu. »Die Ladung hier ist so gut wie durch. Willst du mal kosten?«

»Gern.«

Sie probierte ein Stück gegrillten Schwanz. Er schmeckte köstlich. Dann verließ sie die Veranda und betrat den Garten. Dabei fiel ihr kaum auf, dass der Rest der Gemeinschaft hinter ihr aus dem Haus strömte. Die Aussicht aus dem Zimmerfenster hatte sie nicht auf die schiere Sinnesüberfrachtung vorbereitet, sich tatsächlich inmitten des orgiastischen Treibens

aufzuhalten. Die Geräusche von Ekstase und Höllenqualen erfüllten die Nacht mit Lebendigkeit. Kreischen und Stöhnen. Das Knistern des Feuers, wenn sich brennende Möbelstühle verlagerten und setzten. Immer wieder Ausbrüche irren Gelächters.

Rings um sie bedeckte ein Meer von nackten, kopulierenden Körpern den Boden. Weitere Nackte tanzten und hüpfen um das Feuer. Natasha staunte darüber, wie viele von ihnen sich zwischenzeitlich hier aufhielten. Sie fand es verblüffend, dass es Andras gelungen war, seine Kongregation in so kurzer Zeit

dermaßen auszuweiten. Im Haus und im Garten mussten sich insgesamt um die 100 Menschen aufhalten. Vielleicht sogar mehr. Das Grundstück näherte sich den Kapazitätsgrenzen, falls sie nicht längst überschritten waren. Natasha wusste vom versuchten Einschreiten der Polizei, doch das lag schon eine ganze Weile zurück. Bevor die Sache so richtig in Schwung kam. Mittlerweile ging es auf Mitternacht zu. Soweit sie wusste, hatte es keine weiteren Zwischenfälle gegeben, was sie überraschte. Es mussten noch einige Nachbarn übrig sein, die nicht der

Gemeinschaft angehörten. Bestimmt hatten sie sich mit weiteren Beschwerden bei den Behörden gemeldet. Aber die Polizei schien ihnen nicht länger nachzugehen. Vermutlich hatte sich Andras eine listige Möglichkeit einfallen lassen, sie abzulenken.

Früher am selben Abend ...

Für die Polizei von Ransom war es ein langer Tag gewesen, und niemand spürte den Stress deutlicher als Detective Matt Shannon. In 15 Jahren Dienst hatte er noch nie einen solchen Tag erlebt. Die Ereignisse überschlugen

sich unaufhörlich. Zuerst wurden die abgeschlachteten Leichen zweier junger Männer in einem Straßengraben am Stadtrand entdeckt. Die armen Teufel. Jungs aus der Gegend, hier geboren und aufgewachsen. Irgendein kranker Arsch hatte sie in Stücke gehackt. Einem der beiden fehlte der Kopf. Dann hatte sich Shannon mit dem vergleichsweise kleinen Ärgernis der großkotzigen Eltern verwöhnter reicher Bengel herumschlagen müssen. Die hatten in der Bowlingbahn eine Rauferei angezettelt. Ein Haufen gut situiertes, elitäres Pisser.

Einflussreicher Pisser allerdings. Und ihre Gören würden mit einem leichten Klaps auf die Finger davonkommen, wenn sie nicht überhaupt straffrei ausgingen. Als Nächstes hatte das Hauptereignis angestanden: das Feuer im Pflegeheim. Brandstiftung, das stand außer Frage. Ein unbekannter Brandbeschleuniger war zum Einsatz gekommen – irgendein fieses Zeug, das heiß und schnell brannte und nur einen Haufen verkohlter, rauchender Überreste zurückgelassen hatte. Der erste Großunfall mit Todesfällen seit langer Zeit in Ransom und mit

Abstand der schlimmste in der Geschichte der Stadt.

Und nun auch noch das.

Ein Polizist war tot. Kein guter Polizist, wenn man es ehrlich nahm. Officer Decker hatte zu den aggressiven Arschlöchern gehört, deren Verhalten den ganzen Berufsstand in Verruf brachte. In den zehn Monaten, die er auf Streife ging, hatte sich eine ganze Reihe von Bürgern über ihn beschwert. Tatsächlich hatte Shannon nach einem Grund gesucht, ihn entlassen zu können. Tja, nun spielte das keine Rolle mehr. Der dämliche Brutalo war von

einer Gruppe Jugendlicher, die eine Spritztour unternahm, über den Haufen gefahren worden.

Erneut sah er sich das Überwachungsvideo aus Deckers Streifenwagen an. Mittlerweile empfand er es als ermüdend vertraut. Das Geheul der Sirene. Der alte Cadillac, der rechts ranfuhr, der Streifenwagen dahinter. Dann führte sich Decker wie ein Arschloch auf und zog bei einer routinemäßigen Verkehrskontrolle sein Schießeweis. Schrie rum wie ein verfluchter Idiot. Dann ... kam der Pick-up angerast. Platsch. Decker ist tot. Der andere

Kerl steigt aus dem Auto, hält seine schräge Ansprache und braust davon.

Shannon kannte den Kerl. Vor langer Zeit waren sie einmal Freunde gewesen.

Er seufzte. »Clay ... was ist nur mit dir passiert, Mann?«

Shannon überlegte immer noch hin und her, was er wegen Clayton Campbell unternehmen sollte, als er das Geschrei aus dem Gemeinschaftsraum hörte. Er stürmte aus dem Büro und schwang die Tür mit einem Knall auf. Ihm war klar, dass alle unter Stress standen und die Nerven blank

lagen. Trotzdem mussten die Männer endlich anfangen, sich wie Profis zu benehmen. »Was zum Teufel ist hier ...«

Ein Beamter mit einer Pistole wirbelte beim Klang von Shannons Stimme zu ihm herum. Shannon spürte den Einschlag der Kugel, bevor seine Ohren den Knall der feuernden Waffe registrierten. Er taumelte gegen den Türrahmen, blickte an sich herab und sah, dass Blut aus einer Wunde in seinem Bauch pulsierte. Ein weiterer Schuss durchschlug seine Schulter. Gleich darauf folgten weitere Schüsse. Im Gemeinschaftsraum brach ein

heilloses Durcheinander aus. Zwei Beamte in voller Montur feuerten auf ihre Kollegen. Der Rest von Shannons Männern wirkte völlig überrumpelt und eilte in Deckung. Mehrere wurden getroffen und gingen zu Boden. Schließlich gelang es jemandem, das Feuer zu erwidern, und einer der Angreifer fiel. Shannon rutschte am Türrahmen entlang nach unten, als die Kraft aus seinen Beinen wich. Er tastete nach der Dienstwaffe, als sein Hintern auf dem Boden landete. Der verbliebene Angreifer, ein Polizist namens Barton, bemerkte, wie er nach seiner

Pistole griff, und kam auf ihn zu.

Barton richtete die eigene Waffe direkt auf Shannons Gesicht.
»Andras lässt grüßen.«

Shannon bekam noch mit, wie Bartons Finger den Abzug durchzudrücken begann.

Es sollte das Letzte sein, was er je sah.

Andras stand auf dem Dach des Schuppens im hinteren Bereich des Gartens, wo das Grundstück an ein Waldgebiet grenzte. Natasha starrte zu ihm hoch und bewunderte den dramatischen Anblick, den er mit den Händen an den Hüften bot. Die dunklen Umrisse seines Körpers

zeichneten sich vor den kahlen Ästen der Bäume ab, der silbrige Mond schwebte über seinem Kopf. Mehrere Hände streckten sich nach verschiedenen Teilen ihres Körpers aus und hoben sie vom Boden dem Dach des Schuppens entgegen. Als sie in Reichweite gelangte, klammerte sie sich an der Traufe fest und zog sich nach oben, um sich neben ihren Bräutigam zu stellen. Er umarmte und küsste sie so leidenschaftlich, dass ihr die Knie weich wurden. Es hatte eine Zeit gegeben, da waren ihr die Knie auch weich geworden, wenn Mark sie küsste, doch bei Andras fühlte

es sich deutlich intensiver an.

Der Dämon brach den Kuss ab und grinste.

Er wandte sich von ihr ab und trat an den Rand des Dachs. Dort stieß er eine Faust in die Luft und schmetterte einen Schlachtruf. Durch das Meer der ineinander verschlungenen Leiber unter ihm ging eine Bewegung. Beim Ausruf ihres Anführers trennten sie sich voneinander, standen auf und wankten so nah wie möglich zum Schuppen, drängten sich dicht aneinander. Die Menschen zu Andras' Füßen ahmten ihn nach. Sie klangen und verhielten sich wie ein

primitiver Stamm bei der Vorbereitung auf einen Kampf. Während Andras immer wieder die Faust in den Himmel stieß, steigerten sie sich in Raserei, dann schwenkte er eine Hand und bedeutete ihnen, zu schweigen. Eine ehrfürchtige Stille hielt Einzug.

Andras lief am Rand des Dachs auf und ab, während er sprach: »Seid begrüßt, meine neuen Freunde und Kameraden. Ich sage das, weil ihr nicht bloß Diener seid. Ihr seid nicht hier, um vor mir zu kriechen und um meine Anerkennung zu rittern. Ihr seid jetzt Soldaten in einer Division von

Satans Armee, der ruhmreichsten Armee, die jemals aufgestellt wurde!« Bei dieser Verkündung brach die Menge in wilden Jubel aus. Mit einer weiteren Geste seiner Hand brachte er sie wieder zum Schweigen. »Vor langer Zeit haben einige Männer in dieser Stadt mich gerufen und für ihre eigenen, eigennützigen Zwecke benutzt. Mich! Einen Großfürsten der Hölle!« Einige Buhrufe ertönten. »Und als sie mich nicht mehr brauchten, haben sie mich jahrzehntelang eingesperrt.« Die Buhrufe wurden lauter. »Diese Männer sind inzwischen tot, aber die Gemeinde,

an deren Aufbau sie mitgewirkt haben, besteht noch. Heute Nacht erkläre ich dieser Gemeinde den Krieg. Heute Nacht wird mir jede und jeder Einzelne von euch helfen, alles niederzureißen. Seid ihr bereit, für mich zu kämpfen?»

Wieder entluden sich die Emotionen der Menschenmenge. Nur war »Menschenmenge« nicht länger der passende Begriff für diese Versammlung. Ungeachtet dessen, was Andras gesagt hatte, handelte es sich dabei auch nicht um eine Armee. Dafür war die Schar nicht organisiert genug. Es war eine wilde Meute. Eine listig

geschaffene
Massenvernichtungswaffe, die kurz
davorstand, zu explodieren.
Natasha spähte über den Rand des
Dachs und verspürte wachsende
Erregung, als sie die Reihen der
wild zuckenden Körper und
fuchtelnden Gliedmaßen
beobachtete.

Andras lächelte.

Die Zeit war reif.

Er trat an den äußersten Rand und
stieß eine Hand empor. »Geht los
und tötet! Zerstört! Kämpft! Brennt
alles nieder! Zeigt keine Gnade!
Geht! GEHT! GEHT!«

Die Meute entfesselte einen

letzten lauten Jubelschrei.

Und dann begann der Exodus.

Natasha schlang einen Arm um Andras' Rücken, während sie beobachtete, wie die Scharen der größtenteils nackten Menschen über den hohen Zaun kletterten und schreiend in die Nacht verschwanden. Etliche Bewohner von Wheaton Hills würden sehr bald sterben. Gut. Genau das verdienten sie, alle miteinander. Natasha hatte schon immer gewusst, dass Ransom eine verkommene Stadt war. Andras hatte sie in ihrer Überzeugung lediglich bestärkt.

In der Ferne ertönten neue

Geräusche.

Ein Schuss.

Das Klirren von berstendem Glas.

Schreie.

Natasha schmiegte das Gesicht an Andras' Hals. »Mach Liebe mit mir. Bitte.«

Andras lächelte und küsste sie.

Das ferne Gebrüll hallte weiter durch die Nacht.

Wenige Augenblicke später schrie auch Natasha.

Irgendwo in der Nacht bellte ein Hund. Es klang nach einem großen Hund. Kent lauschte aufmerksam und bemühte sich, die Richtung zu bestimmen, aus der das Geräusch kam. Es erwies sich als schwierig. Viele Familien in Wheaton Hills hatten Hunde und viele der Tiere verbrachten die Nächte draußen in umzäunten Gärten. Gelegentlich fing die eine oder andere Töle in den frühen Morgenstunden zu kläffen an. Oft stimmten dann andere mit ein und erfüllten die Nacht mit einem Chor ihres Gebells.

Dabei handelte es sich lediglich um Hundegeplapper, das sich in der Regel schnell wieder legte.

Aber nicht in dieser Nacht.

Das Gebell wurde lauter und aufgeregter. Andere Hunde reagierten darauf. Der Lärm setzte sich kontinuierlich fort und ließ keine Anzeichen erkennen, dass es in absehbarer Zeit endete. Einige der Tiere klangen verstörter als andere – sie knurrten oder gaben eine hektische Abfolge von abgehacktem Jaulen und wildem Kläffen von sich. Kent vermutete, dass sie auf die Party reagierten, die ein paar Straßen weiter bei den

McGregors gefeiert wurde. Vorher hatte er von Brett Hogan mehrere SMS dazu erhalten, seit Stunden jedoch trafen keine weiteren mehr ein. Vielleicht war Brett uneingeladen hingegangen. Besonders wahrscheinlich kam ihm das nicht vor, aber es wäre nicht die einzige Merkwürdigkeit in diesen Tagen.

Kent interessierte es eigentlich nicht wirklich. Er versuchte seit Stunden zu schlafen, aber zu viele Erinnerungen der zweifellos demütigendsten 24 Stunden seines Lebens suchten ihn beharrlich heim. Zuerst war da der Stress mit der

Polizei gewesen, die ihn mit Fragen und Unterstellungen bombardierte – verschlimmert durch Bretts dämliches Eingeständnis der Rolle, die sie bei der Provokation von Kevin Cooper und dessen Freunden gespielt hatten. Dann die Tracht Prügel, die ihm Cooper verpasst hatte. Und heute waren von Moose einige nicht allzu subtile Drohungen per SMS eingetroffen.

Das Ego des stämmigen Footballspielers war angekratzt. Normalerweise hätte Kent die Androhung körperlicher Gewalt von einem solchen Kerl eine Heidenangst eingejagt, doch im

Augenblick juckte ihn das kaum. Nichts von alledem traf ihn so schlimm wie die Reaktion seines Vaters. Cal Hickerson schämte sich in mehrfacher Hinsicht für seinen Sohn. Er hielt ihn für einen Feigling, weil er jemanden wie Moose dazu überredet hatte, seine Kämpfe für ihn auszutragen. Er hielt ihn für einen Trottel, weil er seinen bis dahin tadellosen Ruf im Klo runtergespült und damit möglicherweise die Chance vermasselt hatte, auf eine der Elite-Unis im Süden zu gehen. Wenigstens seine Mutter hatte sich besorgt über sein körperliches

Wohlergehen gezeigt, aber sogar sie rügte ihn für seinen Mangel an Urteilsvermögen und gesundem Menschenverstand.

Kent schlug mit der Handfläche auf die Matratze.

Die gottverdammten Hunde hörten einfach nicht auf. Stattdessen klang ihr Kläffen zunehmend aufgeregter. Dann vernahm er ein weitaus seltsameres Geräusch als die wilden Tierlaute. Nicht das Geräusch an sich war seltsam. Es ertönte kristallklar und auf Anhieb erkennbar. Seltsam war, es um diese Uhrzeit zu hören. Kent blickte zum Wecker auf dem

Nachttisch.

0:24 Uhr.

Was soll denn das?

Er hatte gewusst, dass es spät war, aber das fand er jetzt lächerlich. Es musste jemand sein, der ihm einen Streich spielen wollte. Der offensichtliche Verdächtige war Mark Bell oder einer von dessen Freunden.

Erneut klingelte es.

Als Nächstes hörte er einen Ruf vom anderen Ende des Hauses. Sein Vater – verständlicherweise stocksauer darüber, dass ihn der alles andere als willkommene spätnächtliche Besucher aus dem

Schlaf riss. Kent warf die Decke zurück, setzte sich auf und schwang die Beine über die Bettkante. Er hörte ein weiteres Geräusch von irgendwo draußen – das Kichern des mutmaßlichen Witzbolds. Kent saß da und lauschte, wie die Rufe seines Vaters lauter wurden, als er sich auf die Mitte des Hauses zubewegte. Irgendetwas stimmte da nicht. Nächtliche Klingelstreiche passten überhaupt nicht in Bells Raster. Außerdem hauten die Übeltäter in solchen Fällen ab, bevor tatsächlich jemand zur Tür kam.

Cal Hickerson brüllte: »Ja, lacht

nur weiter, ihr Arschlöcher! In einer Minute sehen wir dann, wer zuletzt lacht!«

Weiteres Kichern.

Kent wusste nicht, was ihn zum Handeln bewog. Er war von Natur aus kein mutiger Mensch. Aber irgendein tief sitzender Instinkt verriet ihm, dass sein Vater in tödlicher Gefahr schwebte, und plötzlich war er in Bewegung. Nur in Boxershorts sprang er auf und eilte aus dem Zimmer. Er preschte durch das Haus und traf im selben Augenblick in der Diele ein, als sein Vater die Tür öffnete.

Explosionsartig schwang sie

zurück nach innen. Jemand auf der anderen Seite musste dagegengetreten haben.

Sein Vater taumelte rückwärts, als eine zierliche junge Frau mit schulterlangen, kastanienbraunen Locken das Haus betrat, gefolgt von drei anderen grinsenden Fremden. Die Frau trug enge Jeans und ein schwarzes T-Shirt mit einem Bibelzitat auf der Brust. Ihre Gefährten, zwei junge Männer und eine Frau mittleren Alters, waren nackt. Blut bedeckte ihre nackten Körper. Kent glotzte sie fassungslos an, konnte nicht vollständig verarbeiten, was er da sah. In

Wheaton Hills taten die Menschen so etwas nicht. Man konnte nicht einfach ohne Klamotten draußen rumlaufen. Und was hatte es mit dem ganzen Blut auf sich?

Die zierliche junge Frau zückte eine Pistole.

Sie zielte damit auf Cal Hickerson und drückte den Abzug. Eine Kugel schlug mit einem roten Sprühnebel einen Brocken aus seinem Schädel. Tot sackte er zu Boden. Von irgendwo anders im Haus drang ein Schrei heran. Kents Mutter. Die Mörderin seines Vaters richtete die Aufmerksamkeit auf ihn und ließ ein strahlendes Lächeln aufblitzen, das

Kent unter anderen Umständen als bezaubernd empfunden hätte.
»Hallo, Schätzchen.«

Sie kam näher zu ihm und zielte mit der Pistole auf sein Gesicht.

In Anbetracht dessen, was die Waffe mit dem Kopf seines Vaters angerichtet hatte, hob Kent die zitternden Hände. Die junge Frau lachte und schlug ihm mit der Waffe ins Gesicht. Mit einer Drehung taumelte er zu Boden. Die anderen eilten los, um nach seiner Mutter zu suchen. Sie wollten sie umbringen. Daran bestand für Kent kein Zweifel. Verzweiflung erfasste ihn. Seine Eltern hatten ihn verlassen.

Sein eigenes Leben schien nur noch Augenblicke vom Ende entfernt zu sein. Es gab nur noch eine Hoffnung – dass sie im Himmel wieder zusammenfanden. Kent war Christ und glaubte an Gott und ein Leben nach dem Tod. Dennoch blieb sein sterblicher Körper ein Sklave seiner Instinkte. Er wollte leben. Aber was sollte er tun? Er war ein Feigling. In dieser Hinsicht hatte sein Vater recht. Kent sah keine realistische Chance, diese Frau zu entwaффnen und seiner Lage zu entfliehen. Ein Kämpfer steckte einfach nicht in ihm.

»Mach die Augen auf.«

Wieder hörte er seine Mutter schreien. Ein Laut, der abrupt verstummte.

Die Frau trat ihn. »Ich sagte, du sollst die verfluchten Augen aufsperrn, Kleiner. Ich werd's nicht noch mal wiederholen.«

Kent wimmerte. »N-nein.«

»Nein? Hast du ernsthaft gerade Nein zu mir gesagt?«

Da spürte er bereits ihr Gewicht auf sich, als sie rittlings auf ihm kauerte und den Lauf der Pistole unters Kinn rammte. »Los, du Schwanzlutscher: Mach die Augen auf.«

Da konnte er nicht mehr anders.

Der feste, unnachgiebige Druck des kalten Laufs trieb ihn zum Gehorsam. Blinzelnd öffnete er die Augen und schaute in das spöttisch grinsende Gesicht der Frau. »Bitte ...«

Sie lächelte. »Bitte ... was?«

Er schniefte. »Bitte bring mich nicht um.«

Sie lachte. »Na gut.«

Ein heftiger Ruck durchlief sein Herz. Ein Teil von ihm wusste, dass es töricht war, zu hoffen, aber er tat es trotzdem. »Wirklich?«

Ihr Lächeln wurde strahlender. Ein Lächeln, das für ein Jahrbuchfoto gedacht zu sein schien, wodurch es

umso beunruhigender wirkte. »Klar, Schätzchen. Du musst nur etwas für mich erledigen.«

»Oh, jetzt kommt's.«

Kent erstarrte. Jemand anders war durch die offene Tür eingetreten. Jemand, den er gut kannte.

Langsam drehte er den Kopf nach rechts. »Brett.«

Sein bester Freund kicherte. »Jo.«

So wie die Leute, die zur Jagd auf seine Mutter aufgebrochen waren, präsentierte sich auch Brett nackt und über und über mit Blut bedeckt. Er trug einen großen Baseballschläger bei sich. Auch

dessen dickes Ende leuchtete rot. Was immer hier vor sich ging, Brett war Teil der ganzen Geschichte. Vergeblich versuchte Kent, die Lage zu begreifen. Er konnte nicht nachvollziehen, dass jemand wie Brett, ein guter christlicher Junge, zu ... so etwas verkam.

Kent starrte ihn an. »Was ist mit dir los?«

Brett kicherte erneut. »Du bist ein Arschloch, Kent. Niemand mag dich wirklich. Mich eingeschlossen. Mir sind meine neuen Freunde lieber. Wie Carrie hier. Sie ist ja so was von cool.«

Die Frau – Carrie – lachte. »Ich

möchte, dass du etwas für mich erledigst, Kent. Es ist einfach, aber wichtig. Und dein Überleben hängt davon ab, dass du es tust. Verstanden?«

»Nein.«

Carrie entfernte die Pistole von seinem Kinn und drückte den Lauf gegen seine Stirn. Gleichzeitig rieb sie sich ein wenig an seinem Schritt, was unter anderen Umständen unerträglich erregend gewesen wäre. »Sag, dass du Satan liebst.«

Kent blinzelte. »Was?«

»Sag, dass du Satan liebst.«

Kents Mund öffnete sich. Er

zögerte. Es waren bloß Worte. Sie auszusprechen, verhiß den Funken einer Chance, dass er überlebte. Das schien ihm die Blasphemie wert zu sein. »Ich liebe Satan.«

Carrie lächelte. »Natürlich tust du das, Schätzchen. Das tun wir alle.«

Sie kletterte von ihm herunter und entfernte sich.

Kent konnte es kaum glauben. Er blieb auf dem Boden und starrte ihrem Rücken nach, als sie losging, um ihre anderen Gefährten zu suchen. Sie hatte ihn am Leben gelassen. Es war ein Wunder. Dann ragte Brett bedrohlich über ihm auf, den Baseballschläger hoch über den

Kopf erhoben wie einen Pfeil, der
gen Himmel zeigte.

Der unverhoffte Anflug von
Hoffnung bekam Risse.

»Scheiße«, stieß Kent hervor.

Brett kicherte. »Jo.«

Der Schläger sauste herab.

Anderswo in Wheaton Hills ...

Irgendetwas ließ Joe Simpson
hellwach werden. Sein Gesicht lag
in einen frisch gewaschenen
Kissenbezug gedrückt, der
»frühlingsfrisch« roch – zumindest
beschrieb das Etikett auf der
Flasche des Weichspülers den Duft
so. Joe wusste das, weil seine Frau

seit Jahren dieselbe Marke kaufte. Aber nicht das brachte seine Nasenflügel zum Zucken. Ein anderes Aroma füllte den Raum aus. Etwas nicht wirklich Unangenehmes, das jedoch entschieden fehl am Platz wirkte. Seine Schlaftrunkenheit verflog, als er sich auf den Geruch konzentrierte und noch einmal schnupperte.

Benzin.

Wie merkwürdig.

Gähnend schob er seine Masse auf den Bettrand zu, um mit einer Hand nach der Lampe zu tasten. Er fand den Schalter und blinzelte heftig, als das Licht abrupt anging.

Abermals gähnte er und zog einen der Ohrstöpsel heraus, die er trug, um den Lärm von Margarets Schnarchen auszusperren.

Er schrie auf.

Ein alter Mann stand am Fußende des Betts. Der Fremde trug eine schwarze Hose, ein gestärktes weißes Hemd und eine schmale schwarze Krawatte. Blut überzog das weiße Hemd. Der Mann hielt eine Kettensäge in den Händen, ein altes, benzinbetriebenes Modell. Das Blatt wirkte klebrig vor Blut.

Joe setzte sich auf und erblickte auf dem Boden den Körper seiner Frau.

Auf mehrere Stellen verteilt.

Abermals schrie Joe.

Der alte Mann ließ den Motor der Kettensäge aufheulen.

Die Frau kroch über den Boden des Hobbyraums und zog eine dunkle Blutspur über den Teppich. Sie trug ein von roten Schlieren glitschiges Seidennachthemd. Der

Rüschensaum war bis zu ihren wohlgeformten Oberschenkeln hochgerutscht. Sie wimmerte erneut, als sie Schritte die Treppe aus der Küche herabpoltern hörte. Zitternd keuchte sie, als sich Lydia neben sie kniete und mit einer Hand über die Rückseite ihrer

Schenkel streichelte.

»Hallo, Süße.« Lydia kicherte.
»Tut mir leid, dass ich dich allein lassen musste. Ich war ein wenig beschäftigt.« Ein weiteres Kichern.
»Was du bestimmt an den Schreien gehört hast. Wir haben gerade einen weiteren deiner kleinen Lieblinge in Stücke gehackt.«

Die Frau schluchzte.

Lydia drückte den Oberschenkel der Frau. »Sie steckt jetzt im Ofen. Das ist dieser Geruch, der in der Luft liegt. Wenn du brav bist, darfst du vielleicht was davon kosten.«

Die Frau spuckte Blut auf den Boden. »Scher dich zum Teufel.«

»Nein. Scher du dich zum Teufel.«

Lydia wälzte die Frau herum und rammte ihr das Messer erneut in den Bauch.

Die Frau kreischte und streckte den Rücken durch. Lydia lachte und zog das Messer heraus. Sie leckte das Blut vom Rand der Schneide und schauderte angesichts der herrlichen Empfindung, die bei dem Geschmack durch ihren Körper wogte. Sie fand es erstaunlich, dass diese Schlampe noch lebte. Sie hatte mindestens ein Dutzend Mal auf sie eingestochen, allerdings darauf geachtet, keine Stellen zu treffen, die mit Sicherheit einen

schnellen Tod herbeiführten. Trotzdem würde die andere wahrscheinlich an Schock oder Blutverlust sterben. Was durchaus in Ordnung ging. Es hatte Spaß gemacht, ihre Qualen hinauszuzögern. In Wheaton Hills gab es überall Leute, die man umbringen konnte. Diese Frau verkörperte das letzte überlebende Mitglied ihrer Familie. Es schien am besten, ihr den Garaus zu machen und zum nächsten Haus weiterzuziehen.

Aber zuerst ... noch ein klein wenig mehr Spaß.

Lydia stach ihr erneut in den

Bauch und entlockte ihr damit einen weiteren Aufschrei. Dann sägte sie mit der Klinge hin und her, schuf ein größeres Loch. Die Frau wand sich auf dem Boden und flehte um Gnade. Nachdem Lydia die Klinge wieder herausgezogen hatte, fasste sie mit der freien Hand in die Öffnung, stieß auf ein unidentifizierbares, schleimiges Organ, legte die Finger darum und quetschte.

Weitere herrliche Schreie.

Lydia lachte und erhöhte den Druck.

Sie lachte immer noch, als sie spürte, wie sich der Gürtel um ihren

Hals schlang. Was um alles in der Welt soll das? Im Haus gab es niemanden mehr, der Widerstand leisten konnte.

Außer ...

Der Gürtel zog sich enger um ihre Kehle.

Suzies Atem kitzelte heiß ihr Ohr.
»Überraschung, Miststück.«

Abrupt presste ihr Suzie ein Knie in den Rücken und drückte sie auf die blutende Frau hinunter. Lydia versuchte, sich wegzurollen, aber Suzie hielt sie zu fest gepackt. Lydia verstand nicht, was vor sich ging. Die früheren Differenzen von Suzie und ihr waren längst

bedeutungslos. Inzwischen fühlten sie sich als Verbündete, Anhängerinnen von Andras und im Dienste Satans vereinte Schwestern. Warum also geschah so etwas? Der Gürtel zog sich noch enger und kappte ihre Luftzufuhr vollständig. Panik erfasste sie. Mit einer Hand begann sie, an dem engen Band um ihren Hals zu zerren, mit der anderen schlang sie wirkungslos das Messer in Suzies Richtung. Die andere Frau schlug es weg. Es schlitterte über den Boden. Mit entsetzlicher Wucht wurde ihr klar, in was für einer prekären Lage sie sich befand. Sie

musste in Kürze sterben, wenn sie nicht alle Kräfte sammelte, um Suzie abzuschütteln.

Wieder tauchte Suzies Mund neben ihrem Ohr auf. »Ja. So ist es gut. Kämpf ruhig weiter. Das gefällt mir. Wahrscheinlich fragst du dich, warum ich das mache, oder? Ich habe nie aufgehört, dich zu hassen, deshalb. Du hättest nie aufhören dürfen, auf der Hut zu sein, du dumme Fotze.«

Die Frau unter ihr lächelte.

Die hasserfüllte Befriedigung in den Augen ihrer Folterin zu sehen, brachte Lydia zur Weißglut. Sie verfluchte sich dafür, das

Dreckstück nicht schon früher fertiggemacht zu haben. Die andere presste den Mund an Lydias Kehle.

Ihre Gedanken überschlugen sich.

Warum versucht die Schlampe, mich zu küssen?

Die Zähne der Frau durchstießen ihre Haut. Blut floss, und Suzie warf den Kopf zur Seite, riss ein Stück Fleisch aus Lydias Hals.

Lydia hätte geschrien, wäre sie dazu in der Lage gewesen.

Ihr Kopf und ihr Herz pochten.

Die Welt verschwamm allmählich.

Das Letzte, was sie hörte, als sie starb, war Suzies selbstgefälliges Gelächter.

Und ihr letzter Anblick auf Erden war die grinsende Fratze der Frau unter ihr.

Die Gewalt breitete sich rasant in Wheaton Hills aus und verschlang die Gegend wie ein verheerendes Virus. Carrie und ihr Gefolge agierten immer wilder, als sie von Haus zu Haus streiften. Mittlerweile schlugen sie Fenster ein, um sich Einlass zu verschaffen, anstatt zu klingeln. Ella McGregor raste in ihrem Bentley durch die Straßen und fuhr Leute über den Haufen, die zu Fuß aus ihren überfallenen Wohnungen flohen. Am meisten mochte sie es, wenn sie es kurz,

bevor es geschah, kommen sahen – Ella genoss die geweiteten Augen und den Ausdruck des Entsetzens, der den Bruchteil einer Sekunde vor dem Aufprall auf ihre Gesichter trat.

Einige Häuser fielen den Flammen von Feuern zum Opfer, die Andras' Anhänger vorsätzlich gelegt hatten. Feuerwehrautos rollten in das Viertel, aber die Retter wurden sofort von Gruppen tobender Irrer angegriffen. Nackte, mit Blut und Ruß verschmierte Wilde überwältigten die Feuerwehrmänner und andere Einsatzkräfte, die vor Ort eintrafen. Die Flammen züngelten weiter, die

Zahl der Toten stieg in
schwindelerregende Höhen.

Die Nacht strotzte vor Gebrüll und
verzweifelten, unbeantworteten
Hilferufen.

Es war ein Chor des Leidens.

Eine prächtige Symphonie der
Qualen.

Und durch die Straßen von
Wheaton Hills floss Blut.

Genau wie Andras es sich
ausgemalt hatte.

Der Dämon lag mit dem Rücken
auf dem Dach des Schuppens hinter
dem McGregor-Haus. Seine zierliche
junge Braut schmiegte sich an ihn,
während er den Geräuschen des

Gemetzels lauschte und grinste.
Zum ersten Mal seit langer, langer
Zeit fühlte er sich wirklich zufrieden.
Vergeltung, dachte er.
Endlich.

Nur allmählich kehrte die Wahrnehmung zurück. Anfänglich glich das Bewusstsein einer trüben Suppe verschwommen empfangener Sinneseindrücke. Jemand schnarchte. Schmerzen. Sein Schädel pochte. Eine volle Blase, die dringend geleert werden musste. Und noch etwas anderes. Er versuchte, sich darauf zu konzentrieren. Was konnte das sein? Es klang wie jemand, der ...

Mark Bell zwang sich, die Augen zu öffnen.

»Ach du ...«

Leere Bierflaschen bedeckten die Platte von Claytons Küchentisch. Einige bestanden aus klarem Glas, die meisten jedoch wiesen verschiedene Grün- und Brauntöne auf. Sie unterschieden sich auch anhand der Abmessungen. Einige waren hoch, andere kurz, wieder andere breit. Sie legten Zeugnis von Claytons vielschichtigem Geschmack ab, wenn es um Bier ging. Der optische Gesamteindruck glich einem kleinen Wald aus Glas. Ein paar der Flaschen waren umgekippt, sodass sich Bier auf die fleckige Tischplatte ergossen hatte. Eine andere hatte als Aschenbecher

hergehalten. Dutzende
ausgedrückter Stummel trieben in
einigen Zentimetern widerlich
aussehender, bräunlicher
Flüssigkeit. Clayton und Jared
saßen zusammengesackt auf ihren
Stühlen. Die Köpfe hingen ihnen auf
die Brust. Beide waren
weggetreten. Das Schnarchen
stammte von Clayton, dessen
mächtiger Bauch bei jedem
Ausatmen schwabbelte.

Stöhnend setzte sich Mark
aufrecht hin. Die Bewegung ließ die
Schmerzen in seinem Kopf greller
aufblitzen. Einen Moment lang
fühlte er sich benommen und

schloss die Augen, um sie vor dem Gleißern der Deckenbeleuchtung zu schützen. Er musste sich irgendwo verkriechen, ein Plätzchen finden, an dem er seinen Rausch ausschlafen konnte. Mark staunte, wie viel sie getrunken hatten. Den gesamten Biervorrat, dazu noch eine beträchtliche Menge an Hochprozentigem. Sein Mund fühlte sich belegt und trocken an. Er musste etwas trinken. Wasser. Oder Limonade. Keinen Alkohol. Er würde diesen Mist nie wieder anrühren. Mark fühlte sich, als habe man ihn vergiftet. Den Rausch auszuschlafen, schien ihm eindeutig

die beste Möglichkeit von allen zu sein.

Aber er hatte den Eindruck, dass er etwas übersah.

Zögerlich öffnete er die Augen wieder. Er schaute zu Clayton. Dann zu Jared. Das Geräusch, das er vernommen hatte, als er aus den Tiefen seines Rauschs erwachte, ertönte erneut. Es klang wie jemand, der gegen etwas trat. Wie jemand, der versuchte ... sich von irgendetwas zu befreien.

Fiona!

Panik zuckte durch die Wolke seines Rauschs und ließ ihn auf die Beine springen. Dabei stieß er

gegen den Tisch, und einige der Flaschen rollten über den Rand und zersplitterten auf dem Boden. Er setzte sich um den Tisch herum in Bewegung, blieb jedoch in den Beinen des Stuhls hängen, auf dem er gesessen hatte, und schlug der Länge nach auf den Boden.

Auch Fiona befand sich auf dem Boden.

Sie war immer noch an den Stuhl gefesselt, hatte es aber geschafft, ihn umzutreten, während sie alle besinnungslos dalagen. Fiona wirkte hellwach. Ihre Augen weiteten sich, als sie bemerkte, dass er sie anstarrte. Eines der Beine an ihrem

Stuhl war gesplittert und sie versuchte, ihren Fuß zu befreien.

Von irgendwo über ihm hörte Mark ein lautes Gähnen. Gefolgt von einem Schnauben. »Aua. Mein Kopf. Hey. Wo sind denn alle hin?«

Mark versuchte angestrengt, sich zu konzentrieren. Die Welt drehte sich immer noch. Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte. Danach zu urteilen, wie durcheinander er sich nach wie vor fühlte, vermutlich nicht allzu lange. Er legte die Hände auf die Fliesen, stemmte sich hoch und rappelte sich wackelig auf die Beine.

Clayton sah ihn aus

zusammengekniffenen, geröteten Augen an. »Kumpel, was hast du auf dem Boden gemacht?«

Mark deutete auf Fiona. »Sie gefunden.«

Clayton beugte sich vor und spähte zu ihr hinab. »Oh.« Er setzte sich wieder aufrecht hin und betrachtete blinzelnd die leeren Flaschen. »Puh. Ich glaube, wir haben es mit dem Saufen irgendwie übertrieben.«

»Ja. Gut möglich.«

»Wie spät ist es?«

Mark wirbelte zu Claytons Mikrowellenherd herum. Er schluckte, als er die Ziffern auf der

digitalen Anzeige ablas. Hastig drehte er sich zurück. »Scheiße. Es ist fast ein Uhr morgens.«

»Oh-oh.«

»Ja.«

»Wir sollten schleunigst unsere Ärsche schwingen.«

»Ja.«

Mark ging auf die Knie und stellte Fionas Stuhl aufrecht hin. Der Stuhl wackelte auf dem gesplitterten Bein, kippte jedoch nicht wieder um. Der Hass, der aus ihren vorquellenden Augen sprach, verblüffte ihn. Bis zu diesem Tag war Fiona jemand gewesen, für den er alles getan hätte.

Das wollte er ihr gerade sagen, als ein lautes Geräusch an der Vorderseite des Hauses ertönte. Ein dumpfer Schlag, gefolgt vom Krachen einer wild aufschwingenden Tür. Gleich darauf kam Kevin Cooper durch den Bogen am gegenüberliegenden Ende der Küche gestürzt. Dem Jungen stand das blanke Grauen ins Gesicht geschrieben. Ein nackter Mann, der einen Schürhaken aus Eisen schwang, folgte ihm in den Raum. Kevin stolperte, fiel zu Boden und jaulte auf, als er sich die Knie an den Fliesen aufschlug.

Sein Verfolger setzte einen irren

Blick auf, als er mit dem Schürhaken zu einem tödlichen Stoß ausholte. Dann jedoch sauste eine grüne Flasche durch die Luft und explodierte in seinem Gesicht. Der Mann brüllte, zuckte zusammen und ließ den Schürhaken fallen. Jared Kelly, der die Flasche geworfen hatte, verließ seinen Stuhl und hob das Werkzeug auf. Der nackte Mann wollte aufstehen, sackte jedoch zurück, als ihn der Haken am Hinterkopf traf. Jared schlug noch zweimal zu. Als die Kopfhaut des Mannes aufplatzte und sich Blut auf den Boden ergoss, hielt er inne. Er taumelte rückwärts und plumpste

auf seinen Stuhl zurück.

Schwer atmend wandte er sich an Mark. »Mann, was zum Henker ist hier los?«

Mark zuckte mit den Schultern. »Sag du's mir. Ich hab nicht den blassesten Schimmer. Ich wusste nicht mal, dass du wach bist.«

»War ich bis vor einer Minute auch nicht. Herrgott.« Er starrte auf all die leeren Flaschen. »Wie viel haben wir denn getrunken?«

»Alles, glaube ich.«

Jared stöhnte. »Ein echter Geniestreich von uns. Wir sind ja wirklich tolle Dämonenjäger. Sam und Dean Winchester sind ein Dreck

gegen uns.«

Mark beobachtete Kevin, der sich inzwischen auf die Beine gerappelt hatte, aber immer noch heftig keuchte. »Äh ... wo kommst du denn her? Und warum hat dich ein nackter Irrer verfolgt?«

»Weil eine Armee von nackten Irren die Gegend übernommen hat.«

»Ach so. Klar.«

»Und irgendwie stecken meine Eltern auch mit drin. Nachdem mich mein Dad heute Morgen aus dem Knast geholt hat, haben sie mich den Großteil des Tags eingesperrt in meinem Zimmer schmoren

lassen. Da ich sonst nichts zu tun hatte, legte ich mich schlafen. Als ich aufwachte, war es Nacht, und im Haus schrien Leute. Ich ging also nachsehen, was los ist, und fand meine verdammten Eltern, Mann. Die führten sich völlig bekloppt auf. Völlig nackt, und auf dem Boden in der Küche lag diese tote Tussi, und die beiden schnitten mit scheiß Messern an ihr rum. Ich hab mich schleunigst aus dem Staub gemacht. Verdammt, ich brauch was zu trinken.«

Mark schaute verlegen drein. »Tut mir leid. Wir haben alles ausgesoffen.«

»Ja. Schon gehört. Kacke.«

Clayton stieß sich vom Tisch ab und stand auf. Er schob einige leere Flaschen beiseite und griff nach der Metallkassette. »Na schön, wir haben hier irgendwie Mist gebaut, das lässt sich nicht leugnen. Aber statt über ausgesoffenes Bier zu flennen, sollten wir lieber zu dem Haus gehen und die Sache durchziehen.«

Mark nickte. »Richtig. Hier verschwenden wir nur unsere Zeit.« Er nahm den Revolver von der Arbeitsfläche und begann, ihn zu laden. Dann hielt er inne und nickte in Richtung Kassette. »Gib mir ein

paar von den Silberpatronen.«

Clayton öffnete die Box und holte Patronen heraus. Einige davon reichte er Mark.

Kevin wirkte verwirrt. »Welches Haus? Und welche Sache sollen wir durchziehen?«

Mark füllte die leeren Patronenlager mit Silberkugeln. »Das alte Haus, in dem alles angefangen hat. Das, in das wir eingebrochen sind. Wir wollen den verfluchten Dämon dort wieder einsperren.«

»Oh. Okay.«

Mark ließ die Trommel des Revolvers einrasten. »Also gut.

Packen wir's.«

Jared stand auf und nickte in Fionas Richtung. »Was ist mit ihr?«

»Sie kommt mit. Mach sie vom Stuhl los, aber lass ihre Hände hinter dem Rücken gefesselt. Wir können ihr nicht trauen.«

Kevin wirkte noch verwirrter. »Was? Warum können wir Fiona nicht trauen?«

»Weil sie versucht hat, mich umzubringen.«

»Oh.«

»Sie wollte uns alle umlegen.«

»Shit.«

Jared befreite Fiona, aber wie Mark vorgeschlagen hatte, fesselte

er ihr die Hände auf den Rücken und wickelte den Rest des Seils mehrmals um ihren Bauch. Anderthalb Meter davon ließ er lose hängen, um sie als eine Art Leine zu verwenden.

Mark steuerte auf den Türbogen am anderen Ende der Küche zu.

Kevin räusperte sich laut. »Äh, Leute ... ihr wollt doch nicht etwa zu Fuß hingehen, oder?«

Mark sah ihn an. Die Ungeduld stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Na ja ... doch, schon.«

»Keine gute Idee. Da draußen tobt ein verdammtter Krieg auf den Straßen.«

Mark wurde bewusst, dass durch die inzwischen offene Eingangstür eine Menge verstörender Geräusche hereindrangen. Bisher hatte er sich zu sehr darauf konzentriert, was sich in Claytons Küche abspielte. Draußen wurde viel geschrien. Und er hörte auch reichlich irres Gelächter, die Geräusche von Wahnsinnigen, die frei herumliefen. Es konnte nicht lange dauern, bis sich mehr von dem Chaos durch die offene Tür ins Haus ergoss.

»Scheiße. Du hast recht.«

Clayton entfernte sich vom Tisch. Er umklammerte nach wie vor die Schließkassette. »Zur Garage.

Schnell.«

Er hielt auf die Tür neben der Vorratskammer zu. Die anderen folgten ihm zur Garage und zwängten sich in den alten Cadillac. Clayton ließ den Motor an und fasste über seinen Kopf, um einen Knopf an der Fernbedienung zu drücken. Das Tor begann, ratternd hochzufahren und blieb nach etwa einem Drittel stecken. Clayton hämmerte mit der Faust auf das Lenkrad. »Das darf nicht wahr sein! Ausgerechnet jetzt!«

Mark saß vorne auf dem Beifahrersitz. Er blickte in den Seitenspiegel neben dem Fenster

und nahm darin eine flüchtige Bewegung wahr. Dunkle Gestalten huschten unter dem teilweise geöffneten Tor herein. Bevor er eine Warnung ausstoßen konnte, tauchte am Autofenster neben ihm ein Gesicht auf. Es handelte sich um eine attraktive Frau mit kastanienbraunem Haar. Nackt. In der Hand hielt sie einen Ziegelstein. Weitere Gestalten drängten sich um das Auto und zerrten an den Türen. Fiona schrie, während Clayton hektisch an der Fernbedienung herumdrückte. Das Tor senkte sich, hob sich und verkeilte sich erneut.

Eine der Hintertüren des Autos

öffnete sich und Fiona kreischte. Jared ließ eine Faust ins Gesicht des Eindringlings vorschießen. Ein lautes Knacken und Knirschen von Knorpeln ertönte, als die Nase des Mannes brach. Die Brünette schwang den Ziegelstein und die Scheibe explodierte vor Marks Gesicht. Sie griff durch die Öffnung und packte ihn mit einer Hand an der Kehle, während sie mit der anderen abermals mit dem Ziegelstein ausholte.

Mark fiel gerade noch rechtzeitig ein, dass er einen Revolver in der Hand hielt. Er schoss ihr in den Bauch und verspürte ein mulmiges

Gefühl, als sich rote Flüssigkeit über ihre nackte Haut ausbreitete. Aber sie ließ von ihm ab. Der Ziegelstein plumpste auf seinen Schoß, als sie an der Tür entlang zu Boden rutschte. Hinter ihnen rollte das Garagentor endlich weiter nach oben und Clayton ließ den Motor des Cadillac aufheulen. Mit quietschenden Reifen schoss das Fahrzeug rückwärts aus der Garage und krachte in eine weitere Gruppe potenzieller Angreifer. Gummi kreischte, als der Cadillac die Straße erreichte. Alle wurden heftig auf eine Seite geschleudert, als Clayton das Lenkrad herumriss und

das Auto auf die Fahrbahn navigierte, bevor er den Motor erneut aufheulen ließ.

Mark setzte sich aufrecht hin und wischte sich Glassplitter vom Schoß. »Oh Mann! Geht's hinten allen gut?«

Jared seufzte. »Ja. War aber knapp. Clayton, Kumpel, du musst echt dieses blöde Tor reparieren lassen.«

»Ich weiß. Tut mir leid.«

Mark warf den Ziegelstein, mit dem ihm vorher die Frau den Schädel einschlagen wollte, durchs offene Fenster ins Freie. »Herrgott, seht euch das an. Ist denn die

ganze Stadt verrückt geworden?«

In der Ferne zeichneten sich mehrere Rauchsäulen ab. Schwarzer Qualm stieg in die Luft und schwebte als unheilvolle Wolke über der Gegend. Eine Menge Leute rannten durch die Gärten und Straßen – diejenigen, die vor dem Wahnsinn flüchteten, und diejenigen, die sie verfolgten. Vor Marks Augen zerrte eine Gruppe von Männern eine Frau in einem Bademantel zu Boden, riss ihr das Frottee vom Leib und entblößte ihren Körper. Kreischend wand sie sich hin und her, als die Männer über sie herfielen.

Mark schaute zu Clayton. »Halt an.«

Clayton ließ den Blick nach vorn gerichtet. »Nein.«

»Was?«, gab Mark aufgebracht zurück. »Wir müssen der Frau helfen!«

Clayton schüttelte den Kopf. »Wir können diesen Leuten nur auf eine Weise helfen und wir haben keine Zeit für Ablenkungen.«

»Eine Frau, die massenvergewaltigt wird, ist eine ›Ablenkung‹?«

Clayton sah ihn an. »Im Augenblick ja. Genau so ist es.«

Mark schäumte vor unterdrückter

Wut. »Na toll.«

Aber er verlor kein weiteres Wort zu dem Thema. So schlimm er es fand, Clayton hatte recht. Für die Menschen von Wheaton Hills bestand nur eine Hoffnung. Und die bedingte, dass Mark und seine Freunde den Bindungszauber erfolgreich durchführten. Er dachte daran, wie sie den Tag vergammelt und es fast vermässelt hatten. Er schämte sich dafür.

In der Kurve knapp vor ihnen erschienen zwei Scheinwerfer. Die grellen Lichter des auf sie zukommenden Fahrzeugs flammten auf, und der Fahrer nahm direkten

Kurs auf den Cadillac. Clayton behielt den Fuß auf dem Gaspedal und raste mit hoher Geschwindigkeit weiter auf das andere Fahrzeug zu. Mark presste sich gegen den Sitz und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Er wappnete sich für einen verheerenden Zusammenstoß. »Verflucht, was machst du da?«

Um Claytons Mundwinkel spielte ein verhaltenes Lächeln. »Mal sehen, wer die besseren Nerven hat. Das hab ich in der High School dauernd gespielt.«

»Du bist doch völlig bescheuert.«

»Komisch. Das haben damals

auch alle gesagt.«

Das andere Auto war jetzt sehr nah. Grelles Licht füllte den Innenraum des Cadillac aus und blendete sie. Mark und seine Freunde schrien, sahen innerhalb von Sekunden eine Kollision voraus, bei der kein Knochen heil bleiben würde. Dann jedoch riss Clayton das Lenkrad im letzten Moment nach rechts und das andere Fahrzeug, ein schwarzer Bentley, rauschte an ihnen vorbei. Clayton fuhr weiter und steuerte den Wagen in engem Winkel in die Kurve, die er mit einem leichten Tippen auf die Bremse durchquerte. Dann trat

er das Gaspedal wieder voll durch.

Mark stieß den Atem aus.
»Jesus.«

Jared schlug sich auf die Brust.
»Mann, das war ziemlich heftig.«

Clayton kicherte. »Wer immer das war, wollte uns von der Straße drängen. Dachte wohl, er hätte es mit einem Amateur zu tun. Den Schwanzlutschern hab ich's gezeigt.«

Mark schauderte. »Ich wiederhole: Du bist völlig bescheuert.«

Clayton kicherte nur noch einmal.
Sie hatten noch einige weitere Begegnungen mit umherstreunenden Wahnsinnigen,

aber nichts so Heftiges wie die nur knapp abgewendete Kollision. Bald ließen sie Wheaton Hills hinter sich und gelangten auf die Weakley Lane. Nach etwa 50 Metern fuhr Clayton rechts ran und blieb stehen. Kurz hielten sie inne, um sich zu sammeln und darüber nachzudenken, was sie für ein gewaltiges Glück gehabt hatten, unbeschadet aus Wheaton Hills entkommen zu sein. Dann stiegen sie aus und überquerten die Straße. Mark ging mit der Taschenlampe aus Claytons Handschuhfach voran und entdeckte die schmale, überwucherte Lücke zwischen den

Bäumen, die zum Haus führte. Die eigenartige Stille auf dieser Seite der Weakley Lane mutete nach dem Chaos in Wheaton Hills beunruhigend an. Obwohl der Dämon diesen Ort verlassen hatte, blieben Spuren seiner Gegenwart zurück. Diese sorgten dafür, dass alle Wildtiere einen weiten Bogen um das Grundstück machten.

Der Pfad verlief gewunden und bald erhaschte Mark einen ersten Blick auf das kleine Gebäude. Er konnte die dunklen Umrisse des alten Buick Special erkennen, der auf Betonblöcken aufgebockt davorstand. Die anderen folgten

ihm auf die Lichtung und sie traten als Gruppe vor das Haus und blieben an den Stufen der Veranda stehen. Mark spähte zum ersten Stock zu dem mit Brettern vernagelten Fenster hinauf, auf das jemand ein Pentagramm gesprüht hatte. Ein Frösteln kroch durch seinen Körper, als er das Symbol anstarrte. Eine unverhohlene Erinnerung an die Natur des Bösen, mit dem sie es zu tun hatten. Er dachte an Natasha. Sie befand sich irgendwo da draußen inmitten des Chaos. Erneut flammte jenes Gefühl von Verlust in ihm auf. Und noch etwas anderes. Besorgnis. Aber

vorherst musste er das verdrängen. Er konnte nur beten, dass sie sich in Sicherheit befand, und diese Sache hinter sich bringen.

Die Tür, die sie ausgehängt hatten, lag immer noch auf dem Boden vor der Veranda. Die schwarze Öffnung, die an ihrer Stelle prangte, wirkte zugleich bedrohlich und einladend. Mark wusste, dass es sich lediglich um ein verlassenes Haus handelte, trotzdem fühlte er sich auf merkwürdige Weise beobachtet. Obwohl der Dämon mittlerweile verschwunden war, wirkte irgendetwas an diesem Gebäude

eigenartig. Als besitze die physische Konstruktion selbst ein Bewusstsein – als wäre das Haus wach und beobachtete sie, nachdem es geduldig auf ihre unvermeidliche Rückkehr gewartet hatte.

Kevin sprach für sie alle. »Ich will nicht noch einmal da reingehen.«

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Scheiß drauf.«

Jared entriss Mark die Taschenlampe, erklimmte die Stufen und trat durch den Eingang.

Mark seufzte und folgte. Er war dankbar für das tröstliche Gewicht des Revolvers in seiner Hand. Zwar mochte er Schusswaffen generell

nicht, aber diese hatte ihm in dieser Nacht bereits einmal das Leben gerettet. Er hörte die anderen über die Stufen herankommen, als er das Haus betrat. Diesmal fühlte es sich drinnen kälter an. Was keine Überraschung darstellte. Der Herbst befand sich im fortgeschrittenen Stadium und sie hielten unausweichlich auf den Winter zu. Die zusätzliche Kälte verlieh dem Ganzen eine noch unheimlichere Atmosphäre. Mark bekam eine Gänsehaut, als sich das Gefühl verstärkte, dass sie beobachtet wurden.

Sie bahnten sich den Weg in die

Küche und stießen unterwegs mehrmals gegen mit dunklen Laken verhüllte Möbel. Jared hatte bereits die offene Tür der Vorratskammer erreicht und wartete dort auf sie. Er schien es nicht eilig damit zu haben, sich allein hinunter in den Keller zu wagen. Als sie sich näherten, schwenkte er die Taschenlampe in ihre Richtung. Mark hob eine Hand, um die Augen gegen den grellen Strahl abzuschildern. »Hey.«

»Hey.«

Die Finsteren traten von einem Bein aufs andere und warfen einander vereinzelt nervöse Blicke

zu, abgesehen von Fiona, die sehr ruhig blieb und stur auf den staubigen Boden lugte. Kevin hatte die Aufgabe übernommen, sie zu beaufsichtigen, aber das Seil hing schlaff in seiner Hand. Es wäre ein Leichtes für sie gewesen, einen weiteren Fluchtversuch zu unternehmen. Mark fand es bezeichnend, dass sie darauf verzichtete.

Vermutlich hatte sie sich damit abgefunden, was ihnen bevorstand, und wollte es nur noch hinter sich bringen.

»Gehen wir.«

Mark nahm Jared die

Taschenlampe wieder ab und drängte sich an ihm vorbei in die Vorratskammer. Die hintere Tür stand halb offen. Die gemalte Darstellung eines schwertschwingenden Andras auf einem großen schwarzen Wolf wirkte lebendiger als zuvor. Detailreicher. Wahrscheinlich spielte ihm bloß seine Fantasie Streiche. Er nahm wohl lediglich Einzelheiten wahr, die ihm beim ersten Mal entgangen waren. Allerdings hielt sich der Eindruck beharrlich. Es schien beinahe so zu sein, als stünde das gemalte Bild kurz davor, zum Leben zu

erwachen. Er stellte sich vor, dass es dreidimensional wurde und von der Tür hinabglitt, um sie mit dem Schwert anzugreifen. Mark zog die Tür ganz auf, wodurch das Motiv dankenswerterweise außer Sicht geriet. Er holte noch einmal tief Luft, dann setzte er sich die Treppe hinab in den Keller in Bewegung. Die anderen folgten ihm.

Auf dem Weg nach unten schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, wie schlecht die Chancen für sie standen. Sie waren keine professionellen Monster- oder Dämonenjäger. Als Waffen verfügten sie lediglich über einige

gekritzelte alte Notizen und einen mit Silberpatronen geladenen Revolver. Sie waren kaum dafür gerüstet, sich einer uralten Entität zu stellen, geschweige denn, sie zu bezwingen. Darüber hinaus fühlte er sich immer noch betrunken. Obwohl ihm die Taschenlampe den Weg wies, musste er sich mit einem Arm an der Mauer abstützen, um nicht die Treppe hinunterzufallen.

Und bescheuerterweise musste er immer noch verdammt dringend pissen.

Mittlerweile machte sich der Drang fast schmerzlich bemerkbar. Er wünschte, er hätte im Wald die

Gelegenheit zum Pinkeln genutzt. Aber dort hatte er sich dermaßen darauf konzentriert, hierherzugelangen, dass er nicht dazu gekommen war. Jedenfalls sah er wenig Chancen, einem Dämon in den Arsch zu treten, wenn ihm die Pisse bis zum Hals stand. Kaum hatte er den Betonboden des Kellers erreicht, torkelte er in eine Ecke, zog den Reißverschluss auf und ließ es laufen. Der kräftige Urinstrahl plätscherte laut gegen die Ziegelsteinwand.

Fiona meldete Protest an. Diesmal verstand er sie sogar: Widerlich.

Mark stöhnte vor Erleichterung.

»Ah ... oh ... Mann. Ich dachte schon, ich platze.«

Clayton und Jared folgten Marks Beispiel und pinkelten jeweils in andere Winkel des Raums. Mark wurde als Erster fertig und zog den Reißverschluss zu. Dann richtete er die Taschenlampe auf den Boden und ließ den Kegel über das aufwendig auf den Beton gemalte Pentagramm wandern. An den Rändern reihten sich kleinere Symbole aneinander. Bei einem handelte es sich um das Zeichen für Anarchie. Den Rest erkannte er nicht. Es kümmerte ihn weniger, wofür sie standen. Für ihn zählte

nur, dass jemand anders vor langer Zeit den größten Teil der Arbeit für sie erledigt hatte.

Clayton packte ebenfalls wieder ein und trat an den Rand des Pentagramms.

Die Kassette trug er unter dem Arm.

Mark sah ihn an. »Und jetzt?«

Clayton öffnete sie und holte die zerknitterten Zettel heraus. Er legte die Box auf den Boden und blätterte die Seiten durch, bis er auf jene stieß, die er brauchte. Er schaute über das Pentagramm hinweg zu Mark. »Hey ... das Licht. Komm hier rüber.«

Mark näherte sich und richtete den Strahl auf die Notiz in Claytons Händen. »Wie funktioniert es?«

Clayton zuckte mit den Schultern. »Ziemlich unkompliziert. Wir rufen Andras. Buchstäblich. Namentlich und mit Blut. Das Blut kommt zuerst.«

»Mit Blut?«

»Ja. Aber nicht irgendwelches Blut. Es muss Blut von Seelen sein, die Andras berührt hat.« Clayton setzte eine etwas gequälte Miene auf. »Das ... äh ... na ja, das bedeutet Blut von euch.«

Jared schaute finster drein. »Was müssen wir tun?«

Clayton las noch einmal nach.
»Hat jemand ein Messer dabei?«

Mark nickte. »Ja.«

»War mir klar, dass du eins hast, du Rowdy. Egal ... ihr macht Folgendes: Jeder von euch sticht sich mit dem Messer in den Daumen und vergießt ein paar Tropfen Blut in die Mitte des Pentagramms.«

»Das ist alles?«

»Ja. Das Pentagramm ist bereits magisch geladen. Alle erforderlichen Sigillen sind vorhanden. Stellt es euch wie eine offen stehende Tür vor. Wir brauchen Andras nur hereinzulocken

und wieder abzuschließen. Euer Blut setzt den Prozess zur Herbeirufung des Dämons in Gang.«

Jared streckte eine Hand aus. »Her damit.«

Mark kramte das Klappmesser aus der Hosentasche und reichte es seinem Freund. Jared trat in das Pentagramm und streckte die Hand zur Mitte des Kreises vor. Er setzte die Spitze der Klinge an seinem Daumen an und drückte, bis dunkles Blut hervorquoll. Dann quetschte er den Daumen mit dem Zeigefinger, bis sich die ersten Tropfen auf den Boden ergossen. Alle sogen scharf die Luft ein, als

sie das Zischen des Blutes beim Auftreffen auf den Beton hörten.

Jared gab Mark das Messer zurück.

Mark trat seinerseits in den Kreis, stach sich in den Daumen und zuckte bei dem kurzen Schmerz nur flüchtig zusammen. Wieder landete das Blut zischend auf dem Beton und er reichte das Messer an Kevin weiter, der es offenkundig widerwillig entgegennahm, aber dennoch keine Zeit verlor und es den anderen gleichtat. Fiona stieß ein nachdrückliches Grunzen aus, das die anderen fragende Blicke wechseln ließ.

Mark zuckte mit den Schultern.
»Was soll's?«

Er löste das Klebeband von Fionas Mund und begann, ihr die Fesseln abzunehmen. Sie beugte die Handgelenke, als das Seil in einer losen Rolle zu Boden fiel. Barsch riss sie Kevin das Messer aus der Hand, trat ohne jedes Zögern in den Stern hinein und schnitt sich die Mitte der Handfläche großzügig auf. Ein dünnes Rinnsal aus Blut tropfte auf den Beton. Diesmal zischte es erheblich lauter und Dampfschwaden kräuselten sich zur Decke.

Jared sah sie mit

zusammengekniffenen Augen an.
»Du läufst mit dem Messer doch nicht Amok, oder?«

»Fick dich.«

Sie gab Mark das Messer zurück. Der konnte ein leichtes, reflexartiges Zusammenzucken nicht verbergen. Er traute ihr immer noch nicht. Wie könnte er auch? Aber nun, da sie sich hier unten befanden, fühlte es sich richtig an, Fiona an dem Ritual teilnehmen zu lassen. Klar, es gab keine Garantie, dass Fiona sie nicht angriff oder wieder zu flüchten versuchte. Aber er hatte das sichere Gefühl, dass beides nicht passieren würde.

Ein Wall aus glatten, schwarz gefärbten Haaren fiel ihr über das Gesicht, als sie den Kopf neigte, um in die Mitte des Pentagramms zu starren. »Mal angenommen, es klappt. Wir rufen Andras und er kommt wirklich. Was dann? Wie sperren wir ihn hier ein?«

Clayton sah sie an. »Auch das läuft ziemlich schnörkellos ab.« Mit einer ausladenden Bewegung deutete er auf einige der geheimnisvollen Symbole entlang der Ränder des Sterns. »Auch dafür gilt, dass der Bindungszauber bereits vorhanden ist. Wir müssen ihn lediglich reaktivieren. Ein

Vorgang, den wir mit dem Ruf durch Blut bereits begonnen haben. Beendet wird er, indem wir ... äh ... also ...« Mit zusammengekniffenen Augen las er abermals in den Unterlagen nach. »Äh, indem wir ihm mehr oder weniger einfach sagen, dass er hierzubleiben und zu schlafen hat.«

Jared drehte den dicken Hals hin und her. Sehnen knackten. »Wie bei einem unartigen Kind? Oder einem Hund? Du verscheißerst uns, oder?«

»Nein. Ihr habt die Magie mit eurem Blut aktiviert. Wir verstärken die Wirkung des Rufs, indem wir Andras tatsächlich namentlich

rufen. Er wird kommen. Wenn es so weit ist, sagen wir Folgendes ...« Clayton räusperte sich und hielt sich den Zettel näher vors Gesicht: »Schändlicher Dämon ...«

Kevin stieß ein prustendes Gelächter aus.

Fiona schlug ihm gegen die Schulter. Ziemlich kräftig. »Halt's Maul.«

Kevin fasste sich an die Stelle und starrte sie finster an. »Autsch. Herrgott noch mal.«

»Hör einfach zu.«

Clayton räusperte sich noch einmal. »Ähem. Schändlicher Dämon, erhöre unseren Befehl.

Durch die Macht des Blutes und den Willen Gottes binden wir dich an diesen Ort. Schändlicher Dämon, wir verweisen dich zurück in ewige Finsternis. Schändlicher Dämon, schlaf ein.«

Mark verspürte erneut aufkeimende Kopfschmerzen, diesmal geschürt von der zunehmenden Gewissheit, dass unmöglich funktionieren konnte, was sie hier versuchten. Hier existierte tatsächlich ein gewisses Maß an echter Magie, doch sie war von Menschen geschaffen worden, die längst tot waren, und Claytons Vater hatte nicht zu ihnen gehört.

Die Informationen in seinen Notizen konnten genauso gut Aberglauben oder blanker Unsinn sein. Andererseits ...

Scheiß drauf.

Wir können nichts anderes mehr tun. Es muss einfach klappen.

»Na, dann rufen wir ihn. Namentlich. Jetzt sofort.«

»Genau.« Jared richtete das Gesicht zur Decke und erhob die Stimme. »He, Andras! Schaff deinen jämmerlichen Dämonenarsch her. Mach schon, wir warten!«

Es folgte eine Runde Gelächter.

Sogar Fiona konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Aber Clayton nickte nur. »Das ist der richtige Ansatz. Wir sollten ihn alle rufen, um die Wirkung zu verstärken.«

Mark legte eine Hand an den Mund. »ANDRAS!«

Fionas Stimme ertönte genauso laut, nur schriller. »ANDRAS!«

Dann riefen sie den Namen alle gemeinsam mit donnernder Lautstärke: »ANDRAS!«

Sie warteten.

Nichts geschah.

Anfangs.

Dann begannen die gemalten Linien des Pentagramms, in mattem Rot zu leuchten.

Mark wich einen Schritt zurück.
»Wow.«

Fiona legte beide Hände an den Mund und brüllte seinen Namen erneut. »ANDRAS! Wir warten im Keller auf dich. Dort, wo wir dir zum ersten Mal begegnet sind, du Schwanzlutscher. Komm her, Andras. SOFORT!«

Die Luft im Keller erwärmte sich merklich. Die Linien des Pentagramms leuchteten in einem satteren Rot. In der Mitte tat sich eindeutig etwas.

Die Luft flimmerte.

Es war ein unstetes Flackern von Licht, das grell aufleuchtete,

schwächer wurde und wieder aufleuchtete.

Die Finsteren riefen den Namen des Dämons noch einmal.

Natasha starrte voll gebannter Bewunderung in das Antlitz des Dämons. Er sah so wunderschön aus. So vollkommen. Sie liebte ihn. Und sie liebte die neue Existenz, zu der er ihr verholfen hatte. Sie wusste schon immer, dass die Welt der Menschen nicht dafür geschaffen war, die Hoffnungen und Begierden von jemandem wie ihr zu erfüllen. Natasha hatte in Angst vor einer Zukunft gelebt, in der man sie dazu zwang, alles aufzugeben,

woran ihr wirklich etwas lag, um das zu tun, was notwendig war, um sich anzupassen und ein Leben als Erwachsene zu führen. Aber Andras hatte all das geändert. Zwar hatte sie ihre alten Träume aufgegeben, allerdings nur, weil der Dämon ihr einen besseren Weg aufzeigte, und nicht, weil sie sich mit einer tristen, eintönigen Existenz abfand, wie früher befürchtet. Ihr neues Leben empfand sie als herrliches Abenteuer. Eine Erkundung der äußersten Grenzen von Vergnügen und Genuss.

Mit Andras lag ihr die Welt zu Füßen.

Lächelnd streichelte sie sein Gesicht. »Ich liebe dich.«

Er küsste ihre Hand. »Ich weiß.«

Sie konnte die in der Ferne brennenden Feuer riechen. Eine dunkle Rauchwolke hing über dem gesamten Areal. Natasha hörte Geschrei und vereinzelt das Geheul einer Sirene, wenn verschiedene Einsatzfahrzeuge mit quietschenden Reifen in das Viertel rasten. Die Schreie empfand sie als schön. Natasha wurde davon feucht. Da draußen starben Menschen. Jede Menge Menschen. Aber ihr Tod diente Andras. Und durch dieses Wissen klangen die Geräusche ihrer

Qualen herrlich.

Der Dämon begann, in sie einzudringen.

Natasha sog die Luft ein, bereitete sich darauf vor, zu schreien.

Plötzlich erstarrte Andras.

Er wandte sein Gesicht dem Himmel zu. Ein Teil des dämonischen Strahlens floss aus seinen Zügen ab. Er neigte den Kopf nach links. Dann nach rechts. Er sah aus wie ein Hund, der einem fernen, für menschliche Ohren unhörbaren Geräusch lauscht. Zuerst verriet seine Miene nichts als Verwirrung. Dann jedoch weiteten

sich seine Augen und seine Gesichtszüge erschlafften. Er setzte sich auf und zog sich aus ihr zurück.

Er wirkte ... verängstigt.

Was Natasha selbst eine Heidenangst einjagte. Sie konnte sich nichts auf der Welt vorstellen, was es schaffte, ihren dämonischen Lover in Schrecken zu versetzen. Es sei denn ...

Mark.

Clayton.

Gottverdammte. Sie wusste, sie hätte Andras überreden müssen, sie zu ihnen gehen zu lassen. Mark hatte ihr erzählt, dass Clayton etwas wusste, vielleicht eine

Ahnung hatte, wie man den Dämon aufhalten konnte. Und nun waren sie dort draußen und probierten offenbar genau das.

»Andras. Ich glaube ...«

Natasha schrie auf, als heftige Zuckungen seinen gesamten Körper erfassten. Er fiel von ihr herunter und landete auf dem Rücken. Sein Kopf hing über dem Rand des Dachs. Unaufhörlich zitterte er. Arme und Beine klopften auf das Blech. Dann setzte er sich abrupt auf, sog scharf die Luft ein und starrte sie an. Er war immer noch Andras. Zumindest einen weiteren Moment lang.

Gleich darauf verschwand er.

Einen flüchtigen Augenblick lang verspürte sie herzerreißenden Kummer. Und danach schrie sie weiter. Denn sie war wieder sie selbst, frei vom Einfluss des Dämons. Allerdings würde sie nie frei von den Erinnerungen an all das sein, was sie gesehen und getan hatte.

Zum ersten Mal seit Wochen war auch Derek McGregor frei. Benommen und kaum noch bei Bewusstsein schob er sich von ihr weg und stürzte über den Rand des Dachs.

Nachdem er auf den Boden

geprallt war, stand er nicht mehr auf.

Natasha schrie weiter.

»Schändlicher Dämon, erhöere unseren Befehl. Durch die Macht des Blutes und den Willen Gottes binden wir dich an diesen Ort.«

Für Mark hörten sich die Worte aus seinem Mund nicht richtig an, sondern gestelzt und kitschig. Bestimmt empfanden es die anderen genauso, während sie um Clayton gedrängt standen und sich den Hals verrenkten, um auf die verblasste Schrift auf dem Papier zu spähen.

Mark senkte die Taschenlampe.

Das flimmernde Leuchten in der Mitte des Pentagramms hatte sich derart verstärkt, dass es die Taschenlampe überflüssig machte.

Jared zerrte an seinem Hemdkragen und tupfte sich mit dem Flanellärmel Schweiß von der Stirn. »Hier drin wird's allmählich verflucht heiß.« Er rümpfte die Nase. »Was ist das für ein übler Geruch? Ist das ... Schwefel?«

Clayton sah ihn finster an. »Konzentrier dich gefälligst, verflucht! Nächster Teil. Noch mal.«

Jared verdrehte die Augen, richtete den Blick aber wieder auf das Blatt Papier.

»Schändlicher Dämon, wir verweisen dich zurück in ewige Finsternis. Schändlicher Dämon, schlaf ein.«

»Noch mal.«

»Schändlicher Dämon, wir verweisen dich zurück in ewige Finsternis. Schändlicher Dämon, schlaf ein.«

Ein rumorendes Geräusch ging vom Zentrum des Pentagramms aus, in dem sich eine Gestalt abzuzeichnen begann. Unterdessen kroch Dampf aus den Rändern eines Lochs im Geflecht der Realität hervor. Bei dem Loch handelte es sich um ein Portal und die Gestalt

trat hindurch. Sie näherte sich, wurde größer.

Clayton schluckte hörbar. »Oh Scheiße. Dieser verrückte Quatsch funktioniert ja wirklich.«

Fiona packte Marks Arm und drückte sich an ihn. Diesmal schrak er nicht vor ihr zurück. Ihr gesamter Körper zitterte. Er konnte ihr keinen Vorwurf daraus machen, Angst zu haben. Er hatte selbst eine tierische Angst. Theoretisch über Dämonen zu reden, war schön und gut. Aus der Ferne fiel es einem leicht, sich vorzustellen, mutig zu sein, vor allem mit genügend flüssigem Mut zur Hand. Aber mit der

unbestreitbaren Realität eines uralten Bösen aus der buchstäblichen Hölle, von der die Bibel erzählte, konfrontiert zu werden, entpuppte sich als etwas völlig anderes.

Der Dämon trat aus dem Portal hervor und die Linien des Pentagramms schillerten heller als je zuvor. Die Kreatur ragte unglaublich groß über ihnen auf. Der Scheitel des monströsen Kopfs berührte beinahe die Decke. Die Grundform der Gestalt erschien menschenähnlich, aber mitten auf dem Rücken entfalteten sich zwei mächtige Flügel und flatterten

zweimal, wodurch eine heiße Böe entstand, welche die Haare der menschlichen Umstehenden zurückwehte. Der Kopf eines Raben ruhte auf den breiten Schultern. Der Vogelschädel krächzte ihnen entgegen – ein so durchdringend lautes Geräusch, dass sie alle aufschrien und zurücktaumelten. Dann krächzte die Kreatur erneut und kam auf sie zu.

Fiona kreischte und vergrub das Gesicht an Marks Brust.

Mark kniff die Augen zusammen und spannte den Körper in Erwartung des Todes an.

Wieder krächzte das Ungetüm.

Mark zwang sich, die Augen zu öffnen.

Der Dämon befand sich am äußersten Rand des Pentagramms und bemühte sich, näher zu kommen, aber etwas hielt ihn in dem Kreis fest, irgendeine unsichtbare Kraft. Der Bindungszauber, von dem Clayton gesprochen hatte. Es gab ihn wirklich. Und er funktionierte.

Clayton war auf die Knie gesunken. Er schluckte und starrte mit ehrfürchtigem Gesichtsausdruck zur imposanten Erscheinung des Dämons empor. Seine aufgedunsenen Wangen hatten sich

hochrot verfärbt. Mark hoffte, dass er keinen Herzinfarkt bekam. Aber Clayton schien sich wieder zu fangen, als offensichtlich wurde, dass Andras das ihn umschließende Feld nicht verlassen konnte. Ruckartig kämpfte sich Clayton auf die Beine und starrte erneut auf die zerknitterten Seiten in seiner Hand.

»Schändlicher Dämon, erhöere unseren Befehl.«

Die anderen drängten sich um Clayton und stimmten in den Sprechgesang ein: »Durch die Macht des Blutes und den Willen Gottes binden wir dich an diesen Ort.«

Mark verspürte einen merkwürdigen Anflug von Orientierungslosigkeit. Etwas drängte gegen die Ränder seines Bewusstseins und suchte nach einem Weg hinein. Er erinnerte sich daran, wie der Dämon sie damals manipuliert hatte. Wie er sie benutzt und erniedrigt hatte. Er nahm nun wesentlich intensiver wahr, dass sich Fionas zierlicher Körper an ihn schmiegte. Fiona umklammerte ihn auf eine Art und Weise, aus der etwas anderes als Angst sprach. In seinem Schritt regte sich etwas. Als er Fiona ansah, erblickte er in ihren Augen

eine Lust, die dem entsprach, was auch er empfand.

Es geschah schon wieder.

Fionas Augen schimmerten.
»Bitte. Mach, dass es aufhört.«

Mark griff nach der Schnalle ihrer Jeans und sie drängte sich ihm entgegen, stellte sich auf Zehenspitzen, um ihn auf den Mund zu küssen. Er erwiderte den Kuss und gab tief in der Kehle ein Knurren von sich. Mark wusste genau, was gleich passierte. Er würde Fiona direkt hier auf dem Betonboden nehmen. Und dann würden sich die anderen bei ihr abwechseln. Und während das

abließ, befreite sich Andras von der unvollkommenen Bindung und erledigte sie alle.

Mark schrie auf und stieß Fiona weg.

Er riss Clayton die Zettel aus der Hand.

»Fick dich, Andras.«

Der Rabenkopf krächzte.

Die gewaltigen Flügel flatterten mehrmals hektisch.

»Schändlicher Dämon, wir verweisen dich zurück in ewige Finsternis. Schändlicher Dämon, schlaf ein.«

Clayton zeigte dem Dämon den gestreckten Mittelfinger. »Gute

Nacht, du gottloser Saftsack.«

Der Dämon donnerte mit den Fäusten gegen den unsichtbaren Schutzschirm.

Jared näherte sich dem Rand des Pentagramms. »Zieht euch das rein. Er hat Angst.«

Der Dämon bestätigte die Äußerung, indem er sich in die Luft erhob und wie wild innerhalb des Kreises umherflatterte. Er sah aus wie ein gefangenes Glühwürmchen, das in einem Glas von einer Seite zur anderen schwirrte.

Schon bald lachten alle und verhöhnten den Dämon. Die Laute ihres Spotts schienen Andras

ungeheuer wütend zu machen. Ständig schleuderte er sich mit zunehmend verzweifelten Bemühungen im Bannzirkel hin und her, um sich zu befreien.

»Schlaf, Andras«, forderte Clayton und legte so viel Kraft in die Worte, wie er aufzubringen vermochte.

Die anderen wiederholten gemeinsam: »Schlaf.«

Sie setzten ihre Anstrengungen fort und drängten den Dämon zurück in die Finsternis, die so viele Jahre lang sein Gefängnis gewesen war. Seine verzweifelten, nutzlosen Bemühungen ließen allmählich nach, während der Chor der Befehle

immer lauter und überzeugender erklang. Schließlich hörte Andras auf, im Kreis umherzurasen, und sank zu Boden, bis seine nackten Füße über den staubigen Beton schleiften. Die Brust des Dämons hob und senkte sich heftig, als er einen nach dem anderen mit diesen beunruhigenden, schwarzen Rabenaugen anstarrte. Aber die Finsteren zauderten nicht und ließen weiter den Befehl zum Einschlafen erklingen. Wenige Augenblicke später hockte die Kreatur mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Der Schnabel neigte sich der Brust

entgegen, die Vogelaugen trübten sich mit jedem verstreichenden Moment.

Clayton zitierte ein letztes Mal den vollständigen Wortlaut aus den Notizen seines Vaters.

Die physische Erscheinungsform des Dämons verblasste zunehmend.

Und dann war er verschwunden.

Nur stimmte das nicht. Mark wusste es. Andras befand sich nach wie vor hier, man konnte ihn lediglich nicht mehr sehen. Er ... schlief.

Jared stieß eine Faust in die Luft und jubelte. »Wir haben's geschafft! Heilige Jungfrau, der Mistkerl ist

weg!«

Sie alle grinsten und seufzten vor Erleichterung. Ringsum wurde abgeklatscht und sich gegenseitig auf den Rücken geklopft. Durch die Beseitigung der Bedrohung und der damit verbundenen Belastung fühlte sich Mark federleicht. Vielleicht wurde jetzt wieder alles gut. Sicher, es war eine Menge übler Kram passiert und einige Menschen ums Leben gekommen. Aber eventuell bestand trotzdem die Chance, dass er die Probleme mit den Menschen kitten konnte, die ihm am nächsten standen. Angefangen bei Natasha, und dann

...

Etwas zupfte an seiner Tasche.

Verwirrt runzelte er die Stirn und sah Fiona an, die sich an ihn schmiegte. Nur dass ihrer Verführung diesmal nichts Künstliches anhaftete.

Oh verdammt.

Er hatte völlig vergessen, dass ...

Das Visier des Revolvers löste sich vom Stoff der Innentasche. Fiona wich rasch zurück und richtete die Waffe auf die Gruppe. An der Treppe blieb sie stehen. Ein mattes Lächeln umspielte zitternd ihre Mundwinkel. »Ich bin stolz auf euch alle. Ihr habt großen Mut bewiesen.

Das muss ich euch lassen.«

Jared schnaubte verächtlich.
»Shit. Ich wusste, dass wir dir nicht hätten trauen dürfen, du miese Schlampe.«

Fiona lachte. »Ich hab dich auch lieb, du Arschloch.«

Clayton ging ein paar Schritte auf sie zu und streckte vorsichtig und flehentlich eine Hand aus. »Denk doch mal nach, Fiona. Du willst uns nicht wirklich verletzen. Du bist bloß verwirrt. Das kann ich nachvollziehen. Aber wir können dir helfen, wenn du ...«

Das Mädchen schüttelte entschlossen den Kopf. »Du hast

recht. Ich will euch nicht verletzen. Nicht mehr.« Eine einzelne Träne bahnte sich träge einen Weg über ihre Wange hinab. »Aber mit etwas anderem irrst du dich. Ihr könnt mir nicht helfen. Niemand kann das. Du weißt eine Menge Mist über mich noch nicht. Kevin kennt einen Teil davon. Vielleicht kann er dir dabei helfen, es zu verstehen.«

Sie holte tief Luft und stellte sich derart aufrecht hin, als hätte sie einen Stock verschluckt.

Dann setzte sie den Lauf des Revolvers unter ihrem Kinn an.

Marks Mund öffnete sich zu einem Schrei, als er auf sie zustürzte.

»NEIIIN!«

BUMM!

Der laute Knall der Waffe ließ Mark jäh erstarren. Er beobachtete entsetzt und ungläubig, wie eine dunkle Blutfontäne aus Fionas Schädeldecke spritzte. Er sank auf die Knie und kroch zu ihr, als sie tot zu Boden sackte. Die anderen versammelten sich um ihn, als er ihren schlaffen, leblosen Körper in die Arme nahm. Seine Tränen brachten die Welt zum Verschwimmen, während er weinte und das tote Mädchen hin und her wiegte.

Die Eindringlichkeit des Verlusts,

den er spürte, verblüffte ihn.

Eine von uns, dachte er.

Eine von uns.

Fort. Für immer.

Und er war mit seinem Kummer nicht allein. Mark hörte auch die anderen schluchzen. Er spürte tröstende Hände auf den Schultern. Einige Zeit verging. Als sie sich wieder dazu in der Lage fühlten, trugen sie das gefallene Mitglied ihres Klans aus dem Keller und aus dem Haus.

43

Nachdem Andras gebannt und sein magischer Einfluss gebrochen war, kam ein Großteil des Chaos, das in Wheaton Hills herrschte, abrupt zum Erliegen. Etliche Menschen hielten mitten im Vergewaltigen und Morden inne. Einige entsetzten die Grausamkeiten, die sie unter dem Einfluss des Dämons begangen hatten, dermaßen, dass sie sich sofort das Leben nahmen und die gewaltige Todesbilanz weiter in die Höhe schraubten.

Die Feuer brannten noch eine Zeit

lang, weil die meisten Überlebenden in einem Dämmerzustand ziellos umherwanderten. Letzten Endes kamen einige Menschen zu sich und arbeiteten zusammen. Unter ihnen befand sich ein Feuerwehrmann, der anderen Anweisungen erteilte, wie man die Ausrüstung benutzte, welche die dahingemetzelte Feuerwehr von Ransom zurückgelassen hatte. Andere begriffen allmählich, dass die Einsatzkräfte in Ransom entweder hoffnungslos überlastet oder komplett aus dem Verkehr gezogen waren. Sie alarmierten die

Staatspolizei und Behörden in anderen Städten. Es legte ein Zeugnis der menschlichen Fähigkeit ab, selbst aus tiefster Finsternis hervorzutreten und die Welt wieder in Ordnung zu bringen.

Natürlich gab es auch Ausnahmen von diesem kargen positiven Aspekt der Tragödie. Einige wenige machten einfach mit dem weiter, was sie gerade taten. In ihnen hatte der Dämon eine tief verborgene Abartigkeit geweckt, die sich nun, wo sie entfesselt war, nicht mehr bändigen ließ.

Greg Fox ließ das Messer in seiner Hand fallen und gab das Mädchen

frei. Die Kleine sprang auf und rannte kreischend zu ihrer Mutter. Die Mutter zog das heulende Kind in eine zärtliche Umarmung und flüsterte ihm tröstliche, beruhigende Worte ins Ohr. Finster starrte sie dabei den Mann an, der kurz davor gestanden hatte, ihrer Tochter etwas Widerwärtiges anzutun.

Greg lächelte Carrie an. »Oh Gott, hast du das gespürt?« Er begann, trotz der Tränen zu lachen, als er seine Freundin zittrig umarmte. »Andras ist weg. Es ist vorbei, Schatz. Es ist vorbei.«

»Nein, das ist es nicht.«

Gregs Augen weiteten sich, als sie ihm ihr eigenes Messer in den Leib ramnte und unter den Rippen nach oben zog. Sie lächelte, als sie die Schneide herausriss und noch einmal zustach. Und sie lächelte immer noch, als Greg von ihr wegsackte und vor Schmerzen keuchend auf die Knie fiel.

Sie trat ihm gegen den Schädel und er landete auf der Seite.

Dann drehte sie sich mit einem breiten Grinsen im Gesicht um.

»Also, wo waren wir stehen geblieben?«

Als Suzie McGregor durch die Stadt wanderte, hörte sie immer noch

vereinzelt Schreie, die sich mittlerweile mehr wie eine Folge tiefer emotionaler Schmerzen anhörten, weniger wie Angst. Sie sah Menschen, die sich auf den Straßen und in den Gärten umarmten und gegenseitig trösteten, während sie weinten oder stöhnten. Suzie empfand nichts als Verachtung für sie. Diese Leute trauerten lediglich um den Verlust anderer. Um Fleisch und Blut. Was war das schon im Vergleich zum Verlust von Andras?

Nichts. Rein gar nichts.

Suzie interessierten andere Menschen nicht sonderlich.

Das hatten sie noch nie getan.

Oh, hier und da konnten sie durchaus nützlich sein. Sie genoss Sex. Dementsprechend mochte sie männliche Körper. Mit ihnen konnte man unterhaltsame körperliche Sachen anstellen. Aber letztlich betrachtete sie Männer bloß als Objekte, als vergnügliche Spielzeuge mit eigenem Herzschlag. Allein Tom Bell war nah dran gewesen, Gefühle in ihr zu wecken, doch selbst die blieben äußerst oberflächlich. Andras verkörperte ihre einzige wahre Liebe.

Und nun war er verschwunden.

Irgendwie hatte es jemand

geschafft, ihn ihr zu entreißen. Sie empfand intensiven Hass auf diesen Unbekannten. Sollte sie jemals herausfinden, wer das getan hatte, würde sie denjenigen töten.

Nein.

Zuerst würde sie denjenigen foltern. Und zwar sehr, sehr ausgiebig.

E r s t dann würde sie ihn umbringen.

Allerdings spendete ihr dieser Gedanke nur wenig Trost. Wahrscheinlich erfuhr sie niemals, wer dahintersteckte. Derjenige konnte sich für immer ihrem Zugriff entziehen. Was sie als weiteren

Beweis dafür betrachtete, dass dieses verfluchte Universum gerne Spielchen mit ihr trieb. Die Episode mit Andras – nur ein weiterer kosmischer Hirnfick. Ein betörender Ausblick auf absolute Freiheit. Und nun hatte man ihr all das entrissen.

Sie streckte das tränenverschmierte Gesicht dem Himmel entgegen, als sie ihr Haus erreichte.

»FICK DICH! HÖR AUF, MIR SO ETWAS ANZUTUN!«

Derek wartete drinnen auf sie. Er hockte im Schneidersitz mitten auf dem Küchenboden in einer Lache von trocknendem Blut, umgeben

von Körperteilen.

»Hi, Ma.«

Suzie starrte ihn einen langen Moment an. Es fühlte sich seltsam an, seinen Körper zu betrachten und wieder den eigenen Sohn statt Andras zu sehen. Denselben Körper, der sie wochenlang mit so fieberhafter Intensität gefickt hatte. Sie sehnte sich danach, diese Haut wieder zu berühren, obwohl Andras nicht länger darin steckte.

Suzie rang sich ein Lächeln ab. »Hallo, Schatz.« Sie näherte sich ihm und streckte eine Hand aus. »Es ist eine lange Nacht gewesen. Gehen wir rauf in dein Zimmer und

legen wir uns ein bisschen hin.«

Derek stand auf und schenkte ihrer ausgestreckten Hand keine Beachtung.

»Nein.«

Dann holte er mit der Faust aus, schlug ihr ins Gesicht und brach ihr die Nase. Sie taumelte zurück und landete hart auf dem Hintern. Derek stieg über sie hinweg und ging aus dem Haus. Suzie krümmte sich auf dem Boden und weinte vor Schmerzen. Die körperlichen Schmerzen der gebrochenen Nase waren schlimm, aber was sie überhaupt nicht ertrug, war Dereks Rebellion. Es handelte sich um ihren

Sohn und sie brauchte Trost. Was er getan hatte, kam ihr einfach nicht richtig vor. Sie konnte seine Unverschämtheiten nicht länger billigen. Sollte er es wagen, sich noch einmal hier blicken zu lassen, würde sie ihn töten.

Warum darauf warten?

Ja. Warum eigentlich?

Sie rappelte sich auf, um ihm zu folgen.

Dann hörte sie Schritte, die sich aus dem ersten Stock näherten.

Sie drehte sich in Richtung Treppe. »Du.«

»Ja.«

»Komm her. Ich brauche dich.«

Lächelnd streckte sie die Hand aus, weil sie wusste, dass sie diesmal keinen Widerstand zu erwarten hatte.

Er kam zu ihr.

Aber statt ihre Hand zu ergreifen, packte er sie an der Kehle.

Und drückte zu.

Suzie starb mit der Gewissheit, dass das Universum ihrer überdrüssig geworden war und sie entsorgte wie ein Kind, das ein früheres Lieblingsspielzeug langweilte und das sich deshalb nach neuer Unterhaltung umschaute. Sie durchlebte einen Moment intensiven,

gerechtfertigten Zorns.

Und dann nichts mehr.

Ella McGregor saß schluchzend hinter dem Lenkrad ihres Bentley. Sie parkte mitten auf der Straße. Ella dachte an ihren Sohn – armer Kurt – und fragte sich, was er wohl über ihre Taten dachte. Sicher, sie hatte keine vollständige Kontrolle über sich gehabt, doch das änderte nichts an der Tatsache, dass es sich bei ihr um eine vielfache Mörderin handelte. Sie konnte die Vorstellung nicht ertragen, dass ihr geliebter Sohn aus dem Himmel auf sie herabblickte und sie für ihre grauenhaften Verbrechen

verurteilte.

Ella schielte in den Innenspiegel des Bentley. Erneut verhöhnnte sie der Anblick ihres vom Alter zerfurchten Gesichts. Kaum war der Dämon verschwunden, hatte sich die Wiederherstellung ihrer Jugend als das erwiesen, was sie immer gewesen war: nichts als eine äußerst überzeugende Illusion.

Ella war alt.

Eine alte, gebrochene, reumütige Mörderin.

Ihr blieb nur noch ein Ausweg.

Buße.

Sie legte den Gang ein und trat das Gaspedal bis zum Anschlag

durch. Der Bentley beschleunigte rasch, die Tachonadel stieg auf über 110 Sachen. Die Straße näherte sich dem Ende. Ella ließ den Fuß auf dem Pedal und sandte ein letztes Gebet um Vergebung gen Himmel. Dann riss sie das Lenkrad hart nach links herum und visierte mit dem Bentley einen Strommast an. Das Kreischen und Knirschen von Metall erscholl. Ella flog mit dem Kopf voraus durch die Windschutzscheibe.

Die Fahrt zurück nach Wheaton Hills verlief größtenteils schweigend. Da Fiona tot war, fühlte sich ihr Triumph über den Dämon hohl an.

Sie fuhren einen Umweg zu Fionas Haus und legten ihre Leiche neben den reglosen Körpern ihrer Verwandten ab. Der Anblick der gesamten Familie, allesamt eines gewaltsamen Todes gestorben, erwies sich als beinah zu viel für Mark. Er begann abermals, heftig zu schluchzen. Danach sprachen sie ein paar Abschiedsworte für ihre Freundin und gingen.

In Claytons Haus ließen sich die Jungen in der Küche auf Stühle plumpsen, emotional und körperlich von ihrem Martyrium völlig ausgelaugt. Clayton holte eine Flasche seines teuersten Bourbons

aus der Hausbar und schenkte jedem von ihnen einen ordentlichen Drink ein.

Clayton erhob sein Glas. »Auf Fiona.«

Die anderen stimmten in den Toast ein und tranken.

Mark musterte Kevin über den Tisch hinweg. »Also gut, raus damit.«

Kevin runzelte die Stirn. »Hä? Was meinst du?«

»Fiona sagte, du wüsstest etwas darüber, warum sie es getan hat. Was immer du uns also erzählen kannst ... ich denke, wir müssen es jetzt hören.«

Kevin starrte mit verschwommenem Blick auf das Meer der leeren Flaschen. Dann schüttelte er den Kopf, beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf der Tischkante ab. »Mir fällt nur eine mögliche Erklärung ein. Ich meine, es ist nicht so, dass sie sagte: ›Hey, Kev, ich hab vor, mich umzubringen, und hier ist der Grund dafür.< Aber sie hat mir vor einiger Zeit etwas anvertraut – etwas, wovon sonst niemand weiß.«

Mark drängte ihn zum Weiterreden. »Ja?«

Kevin stürzte den Rest seines Bourbons hinunter und stellte das

Glas auf den Tisch. »Sie ... sie hat mir erzählt, dass sie von ihren beiden Eltern sexuell missbraucht worden ist, als sie noch klein war.«

Marks Kopfschmerzen meldeten sich zurück. Schon wieder. »Fuck.«

Kevin nickte. »Sie meinte, es hätte sich jahrelang hingezogen und erst vor vier oder fünf Jahren aufgehört, als sie langsam in die Pubertät kam.«

Jareds Miene verfinsterte sich. »Diese kranken Arschlöcher. Wären sie nicht schon tot, ich würde sie auf der Stelle kaltmachen.«

Claytons Züge wirkten genauso finster. »Meine Unterstützung wär

dir sicher.«

Kevin starrte auf sein leeres Glas. »Am meisten fertiggemacht hat sie, dass sich die beiden aufführten, als sei nie etwas geschehen. Die ganze Familie tat jahrelang so, als wäre alles normal. Letzten Endes konnte sie wohl einfach nicht mehr damit leben.«

Clayton füllte die Gläser auf.

Eine Weile tranken sie und schwiegen nachdenklich. Jeder hing seinen eigenen Grübeleien über ihren Verlust nach. Irgendwann schloss Mark die Augen und spürte, wie er der Besinnungslosigkeit entgientrieb. Er hörte Schritte auf

den Küchenfliesen und vermutete, dass jemand aufgestanden war, um aufs Klo zu gehen oder sich ein Plätzchen zum Hinlegen zu suchen.

Dann sagte Kevin: »Oh. Hi, Mr. Bell.«

Jäh schlug Mark die Augen auf.

Er sprang vom Stuhl auf und stand der Kreatur gegenüber, die im Körper seines Vaters steckte. Mark hatte Fiona den Revolver abgenommen, bevor er ihren Leichnam aus dem Hollis-Haus heraustrug. Er zog die Waffe und richtete sie auf Flauros' Brust.

Auf die Brust seines Vaters.

Marks Freunde erhoben sich und

stellten sich links und rechts neben ihm auf.

Langsam breitete sich ein selbstgefälliges Grinsen auf dem attraktiven Gesicht des Dämons aus. Auf Tom Bells Gesicht. »Du Narr. Nur zu, töte diesen Körper.« Er klopfte sich auf die Brust und lachte. »Töte deinen Vater. Damit erlange ich lediglich die Freiheit, mir einen anderen Wirt zu suchen.« Er lächelte. »Vielleicht gebe ich den Vater auf und beseele stattdessen seinen Sohn. Du bist jung und ziemlich fit. Dein Körper könnte mir gute Dienste erweisen.«

Jared stöhnte. »Wir hätten wissen

müssen, dass dieser Mist noch nicht vorbei ist. Wir sind Andras viel zu leicht losgeworden.«

Kevin wirkte verwirrt. »Kann mir jemand mal erklären, was hier los ist? Das ist doch Marks Dad, oder?«

Clayton schüttelte den Kopf. »Nein. Ein Dämon. Ich erzähl's dir später. Falls es ein Später gibt.«

Flauros lachte. »Andras war hochmütig. Er hat nie in Erwägung gezogen, dass jemand weiß, wie man ihn zurück in sein Gefängnis schickt. Die Sterblichen, die ihn ursprünglich dort einkerkerten, waren alle tot. Für ihn stand fest, dass ihr Wissen mit ihnen starb. Ich

habe ihn nur allzu gerne seiner Arroganz überlassen. Viel zu lange bin ich an ihn gekettet gewesen. Jetzt, wo er gebannt ist, kann ich endlich wahrhaftig frei sein.«

Mark hatte Mühe, den Arm mit der Waffe ruhig zu halten. Es gab nur einen Ausweg. Und der schien ihm nicht fair zu sein. Er hatte bereits so viel verloren. Gott war ein echter Bastard, weil er ihn in eine solche Lage gebracht hatte. Mark konnte es nicht tun. Er konnte es einfach nicht.

Und doch musste er.

»Du bist selbst ein ziemlich arroganter Scheißer, Flauros.«

Wieder lachte Flauros. »Ach ja? Vielleicht kannst du mir das erklären. Ich sollte wohl noch hinzufügen, dass ich im Anschluss an deine Erklärung damit anfangen werde, deine erbärmlichen Freunde zu foltern und zu töten, während du dabei zusiehst.« Er lächelte. »Also willst du deine Erklärung sicher ausführlich gestalten.«

Mark schüttelte den Kopf. »Nein. Ich fasse mich kurz. Dad, falls du da drin bist und mich hören kannst: Es tut mir leid. Mir bleibt keine andere Wahl.«

Flauros kicherte. »Oh, ich versichere dir, er kann dich hören.

Und er wird zusehen, wenn ich dir die Gliedmaßen ausreiße.«

»Das wird nicht passieren. Und weißt du auch, warum?«

Diesmal wirkte Flauros' Lächeln geradezu mitleidig. Er zuckte mit den Schultern. »Warum, Junge?«

»Silberkugeln, Arschloch.«

Das Lächeln des Dämons erstarrte.

Mark drückte den Abzug.

Sie saßen auf der Veranda vor Claytons Haus und tranken Budweiser aus Dosen, die Jared aus dem Kühlschrank im Haus seiner Eltern organisiert hatte. Er hatte dort vorbeigeschaut, um zu sehen,

ob es seiner Familie gut ging. Das traf zu. Sowohl seine Eltern als auch sein jüngerer Bruder waren wohlauf. Damit bildeten sie eine Ausnahme von der Regel. Die meisten Menschen in Wheaton Hills hatten zumindest einen Toten zu betrauern. Viele Familien waren vollständig ausgelöscht worden. Mark hatte auch nach Natasha und seiner Mutter gesucht, sie jedoch nicht gefunden. Bei Natasha machte niemand auf und ihr silberner PT Cruiser stand nicht in der Einfahrt. Von seiner Mutter fehlte jede Spur und er rechnete mit dem Schlimmsten. Er musste sich wohl

daran gewöhnen, ein Waisenkind zu sein.

Einfach toll.

Er hatte alles verloren. Vermutlich standen ihm etliche harte Tage und Jahre bevor. Aber im Augenblick fühlte er sich vor allem wie betäubt.

Mittlerweile blinkten in der Umgebung etliche Lichter. Eine Menge Krankenwagen und Streifenwagen der Staatspolizei. Sie bargen die Toten und versorgten die Verwundeten. Außerdem stellten sie haufenweise Fragen. Früher oder später würden sie sich zu Claytons Haus vorarbeiten, und dann standen einige unangenehme

Erklärungen an.

Mark nippte an seinem Bier.
»Jemand Lust auf eine Spritztour?«

Jared zuckte mit den Schultern.
»Ich hab immer Lust, schleunigst aus Ransom zu verschwinden. Schwebt dir ein bestimmtes Ziel vor?«

Mark nickte. »Ich denke an Florida. Key West oder so was in der Art. Ein Ort, an dem es nie kalt ist.«

»Hm.« Jared kaute eine Weile auf seiner Unterlippe, dann nickte er.
»Ja. Das könnte mir gefallen.«

»Mir auch«, meldete sich Kevin zu Wort.

Mark trank erneut von seinem Bier. »Nur damit ihr's wisst: Ich rede davon, dort zu bleiben – ein dauerhafter Tapetenwechsel. Ich hab das Auto meines Vaters und eine hübsche Stange Geld, die er mir vererbt hat. Ich glaube, ich will ein völlig neues Leben anfangen. Eine andere Art von Leben. Diesen Scheiß, finster zu sein und sich ständig elend zu fühlen, hab ich echt satt. Die Sonne in Florida fühlt sich nach dem an, was ich brauche.«

Jared lachte. »Kumpel, das kann ich bestens verstehen. Hast du als Soundtrack für unsere Fahrt nach

Florida zufällig Jimmy Buffett auf dem iPod?«

Mark grinste. »Nein.«

»Tja, ich auch nicht. Ich schätze, ich werde immer Metal-Fan bleiben, egal wohin ich gehe oder wie alt ich werde.«

Mark trank sein Bier aus und stand auf. »Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen. Wer ist bereit?«

Kevin runzelte die Stirn. »Was denn, jetzt? Jetzt sofort?«

»Ja.« Mark betrachtete all die blinkenden Lichter. »Ich hab vor, mich davonzumachen, bevor sich das Netz zuzieht. Mir ist nie danach

zumute, mit Bullen zu reden, und für heute Nacht gilt das doppelt.«

Jared nahm einen großen Schluck Bier, dann stand er ebenfalls auf. »Ich bin dabei. Tun wir's.«

Seufzend erhob sich auch Kevin. »Schätze, ich mach auch mit.«

Mark sah Clayton an, der auf der obersten Verandastufe sitzen blieb und sich während der Unterhaltung eigenartig schweigsam präsentiert hatte. »Was ist mit dir, Clay? Du kannst unmöglich hierbleiben und dir die ganze Scheiße antun. Komm mit uns.«

Jared kicherte. »Ja, Mann. Du bist unser Kumpel. Außerdem brauchen

wir jemanden, der älter ist und uns Bier kaufen kann.«

Clayton lächelte, schüttelte aber den Kopf. »Nein.«

Mark musterte den Älteren eingehend. »Was jetzt? Echt?«

Clayton nickte. »Ja. Echt.« Er seufzte und hörte sich dabei genauso müde an, wie er aussah. »Ich weiß euer Angebot zu schätzen und muss zugeben, dass es sehr verlockend ist, aber ich bin zu alt, um mich mit euch in dieses große Abenteuer zu stürzen.«

Mark verzog das Gesicht. »Jetzt fang nicht mit diesem Mist von wegen ›alt‹ an. Du bist unser

Freund. Und Scheiße auch, findest du nicht, dass wir einen Erwachsenen brauchen, der uns aus Ärger raushält?«

Clayton schnaubte verächtlich. »Wann hab ich je jemanden aus Ärger rausgehalten? In der Regel ist es eher umgekehrt.« Ächzend kämpfte er sich auf die Beine und zuckte zusammen, als seine Knie knackten. »Nein, ich bleibe hier. Aber passt auf – wenn ihr's dort unten wirklich schafft, dann ruft ihr mich in ein paar Jahren an und fragt noch mal. Vielleicht sage ich wieder Nein.« Er lächelte. »Vielleicht aber auch nicht.«

Sie diskutierten noch eine Weile, doch es wurde offensichtlich, dass sich Clayton nicht umstimmen ließ. Also verabschiedeten sie sich voneinander, was unbeholfen und ein wenig bedrückend wirkte. Trotz des kleinen Hoffnungsschimmers, den er ihnen gelassen hatte, glaubte Mark fest daran, dass sie ihren älteren Freund niemals wiedersahen. Ihm zuliebe hielten sie es kurz, dann stiegen sie in den Lexus, nachdem Mark den Wagen aus der Garage gefahren hatte.

Ein Staatspolizist, der gerade eine Frau im Garten des Hauses auf der anderen Straßenseite befragte,

drehte sich zum Geräusch des Automotors um und winkte. Offensichtlich wollte er, dass sie anhielten, damit er sie befragen konnte. Mark winkte zurück und fuhr weiter.

Clayton schleifte Tom Bells Leichnam durch die Hintertür aus dem Haus. Keine einfache Aufgabe, aber Clayton ließ nicht locker. Grunzend und ächzend zerrte er die Leiche durch den Garten und lud sie auf dem Nachbargrundstück ab. Anschließend wiederholte er das Prozedere mit dem Leichnam des Mannes, der sie in der Küche angegriffen hatte. Es war so schon

schwierig genug, mit der Polizei zu reden. Mit Leichen im Haus hätte es sich noch erheblich heikler gestaltet.

Früher oder später kamen die Bullen zu ihm, das ließ sich nicht vermeiden, also hatte es noch keinen Sinn, ins Bett zu gehen. Er vertrieb sich die Zeit damit, die leeren Flaschen vom Tisch wegzuräumen, wofür er mehrere Müllsäcke benötigte. Danach wischte er das Blut vom Küchenboden auf. Die Bullen kamen und er beantwortete ihre Fragen. Sie sahen sich ein bisschen um, fanden jedoch nichts, was sie einer

genaueren Untersuchung für wert erachteten, und verschwanden wieder. Clayton machte sich keine Sorgen darüber, dass sie ihn mit den Leichen in Verbindung brachten, die er auf dem Nachbargrundstück abgeladen hatte. Dafür herrschte zu viel Verwirrung. Zu viel Chaos. Die Behörden würden zwar alle Puzzlestücke aufsammeln und versuchen, so viele wie möglich zusammenzusetzen, aber einiges landete dabei zwangsläufig unter dem Teppich. In einem Garten lagen also ein paar Leichen herum. Na und? Es lagen überall Leichen

herum.

Nachdem die Beamten gegangen waren, spielte er mit dem Gedanken, sich einen letzten Drink zu genehmigen, bevor er schlafen ging. Einen Schlummertrunk. So dringend wie in dieser Nacht hatte er eindeutig noch nie einen gebraucht. Aber er fühlte sich zu müde dafür und ging stattdessen zu Bett. Er schaltete das Licht aus, lag eine Zeit lang in der Dunkelheit und wartete darauf, dass der Schlaf ihn übermannte.

Clayton dachte an seine Freunde. Die besten Freunde, die er je gehabt hatte.

Er wünschte ihnen nur das Beste und hoffte, ausnahmsweise mal das Richtige getan zu haben.

Epilog

Sechs Jahre später ...

Natasha setzte eine dunkle Sonnenbrille auf, bevor sie Clays Kneipe betrat. Inzwischen erkannte man sie regelmäßig wieder und damit wollte sie sich im Augenblick nicht herumschlagen. Sie wollte sich nur hinsetzen und eine Weile ungestört mit einem alten Freund plaudern. War das etwa zu viel verlangt?

Es herrschte wenig Betrieb. Nicht überraschend, wenn man bedachte, dass in Key West Nebensaison

herrschte, zudem ein
Dienstagmittag. Aus der
Stereoanlage ertönte leise tropische
Inselmusik. Weniger als ein
Dutzend Gäste saßen an den
kleinen Tischen und nur zwei Leute
hielten sich an der Bar auf. Bei
einem der beiden am Tresen
handelte es sich vermutlich um den
Mann, wegen dem sie die Reise aus
Hollywood hierher angetreten
hatte. Er wandte ihr den Rücken zu
und hielt den Kopf gesenkt, die
Augen auf die Seiten einer
Illustrierten gerichtet. Er blätterte
um und trank einen Schluck aus
einem halb leeren Bierkrug.

Als er danach griff, drehte er den Kopf ein wenig, wodurch sie einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht erhaschte. Er war es tatsächlich, das erkannte sie trotz seiner mittlerweile sonnengebräunten Haut. Solche weiten Cargoshorts und Hemden mit Blumenmustern hätten sich vor einigen Jahren ebenfalls nicht in Mark Bells Kleiderschrank gefunden. Dasselbe galt für die Sandalen. Aber das Gesicht erwies sich als genauso attraktiv wie immer. Das galt auch für den schlanken, durchtrainierten Körper. Es überraschte sie ein wenig, dass er sich in all den

Jahren, die er in der Sonne ein Leben voller Müßiggang führte, nicht hatte gehen lassen. Eine angenehme Überraschung.

An einem Tisch neben dem Fenster saßen zwei junge Burschen. Einer davon, ein Kerl mit strubbeligen Haaren, der aussah, als wäre er gerade 21 geworden – oder als hätte er einen gefälschten Ausweis benutzt, um Alkohol zu bestellen –, starrte sie unverblümt an.

Shit.

Sie versuchte, ihr Ego im Zaum zu halten. Möglicherweise hatte er sie erkannt. Ebenso gut denkbar, dass

dieser geile junge Spund einfach nicht anders konnte, als eine heiße junge Frau in einem engen, kurzen schwarzen Kleid zu begaffen. So oder so, sie hoffte, er blieb, wo er war, und belästigte sie nicht.

Natasha näherte sich der Bar und ließ sich auf einem Hocker neben Mark nieder. »Hallo, Fremder.«

Mark schaute von der Zeitschrift auf und musterte sie eingehend. »Wow. Du liebe Güte.« Er setzte ein breites Grinsen auf und rutschte vom Hocker, um sie zu umarmen. »Mann, ist das schön, dich wiederzusehen.«

Natasha erwiderte die Umarmung

und vergrub das Gesicht in seiner Halsbeuge. Gut, dass sie die Sonnenbrille trug. Ihre Augen wurden feucht. Sie fand es auch schön, ihn wiederzusehen. Es tat gut, ihn zu spüren. »Ja.«

Die zärtliche Begrüßung zog sich in die Länge. Schließlich ließ Mark sie los und setzte sich wieder auf den Hocker. Er schüttelte den Kopf und konnte nicht aufhören zu grinsen. »Wow. Einfach nur: >Wow<. Ich muss gestehen, dass ich sprachlos bin. Ich dachte, du willst mich nie wiedersehen.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ja. Na ja. Du weißt doch, wie das ist.

Jahre vergehen und die Zeiten ändern sich. Ich habe nie aufgehört, an dich zu denken. Eines Tages habe ich dann beschlossen, dich aufzuspüren.«

Ein Barkeeper kam zu ihnen und fragte, ob sie etwas trinken wolle.

»Martini. Ohne Oliven.«

Der Barkeeper schenkte ihren Drink ein und stellte ihn auf eine Serviette.

Mark trank von seinem Bier. »Und ... wie hast du mich gefunden?«

Ein weiteres Schulterzucken. »Gar nicht so schwierig. Hab mich bei Leuten in Ransom erkundigt. Niemand wusste, was aus dir

geworden ist, aber ich erfuhr, dass Clayton vor ein paar Jahren hier unten dieses Lokal aufgemacht hat. Von da an wurde es einfach. Auf Jareds Facebook-Seite steht, dass er in Key West lebt. Ich hab eins und eins zusammengezählt und bin bei Mark Bell gelandet.«

Mark kicherte. »Ja. Jared arbeitet hier als Barkeeper.«

»Was ist mit dir? Was machst du heute so?«

»Offiziell bin ich bei Clayton angestellt. Ich helfe ihm, das Lokal zu führen. Aber in Wirklichkeit sitze ich meistens bloß hier rum und trinke Bier. Gelegentlich geh ich an

den Strand und brate mich in der Sonne.«

Natasha musterte ihn von oben bis unten. Unter dem offenen Hawaiihemd lugte ein Motörhead-T-Shirt hervor. Also hatte er sich doch nicht völlig verändert, wie sie zunächst befürchtet hatte. Sie empfand das als tröstlich. »Äh ... wo ist dann dein Bierbauch?«

»Oh, ich stemme immer noch Gewichte. Und vor einer Weile hab ich mit Joggen angefangen.«

»Tja, du siehst toll aus.«

»Ja, du auch. Aber du bist jetzt ein Filmstar. Da gehört es wohl dazu, wunderschön zu sein.«

Natasha lachte, nahm die Sonnenbrille ab und legte sie auf die Theke. Sie schob sich eine Strähne der schwarz getönten Haare hinter das Ohr und lächelte. »Ich bin kein Filmstar.«

»Ach nein? Ich könnte schwören, das warst du, die ich vor ein paar Monaten in Todesgeil gesehen habe. Und ich bin so gut wie sicher, dass ich dein Gesicht in dem Trailer für Rob Zombies nächsten Film gesehen habe. Aber vielleicht irre ich mich ja und du hast eine Filmstar-Doppelgängerin.«

Natasha lächelte erneut. »Ich spiele in Filmen mit. Aber ich bin

kein Filmstar. Jedenfalls noch nicht.«

Mark erhob sein Glas. »Dann kommt das auf jeden Fall noch. Auf deine bevorstehende Berühmtheit.«

Sie stießen an.

»Ich hab in Entertainment Weekly etwas über dich gelesen. Den Artikel, in dem du als ›Amerikas nächste populäre Scream-Queen‹ bezeichnet wirst. Darin wird ein Kind erwähnt.«

Natashas Lächeln verblasste leicht. »Stimmt.«

»Wer ist der Vater?«

»Ist doch egal.«

»Ist der Kleine hier bei dir?«

»Er lebt in Los Angeles. Meine Tante passt auf ihn auf, wenn ich nicht da bin.«

»Wie heißt er?«

Natasha seufzte und stellte ihren Drink ab. »Ich will wirklich nicht über meinen Sohn reden. Der geht dich nichts an.«

Mark runzelte die Stirn. »Hm. Es ist nur so, dass in dem Artikel stand, er sei fünf Jahre alt. Und ...«

Natashas Gesichtszüge verhärteten sich. »Wenn du mit dem Thema nicht sofort aufhörst, geh ich.«

Der Ausdruck in Marks Gesicht ließ deutlich erkennen, dass er darüber

keineswegs glücklich war, aber ebenso wenig wollte er, dass sie ging. Seine Schultern sackten ein wenig nach unten, und da wusste sie, dass er sich entschieden hatte, nicht weiter nachzubohren. Vorerst. Das genügte ihr.

Sie wollte ihm nichts von den unheimlichen, verstohlenen Blicken erzählen, mit denen der kleine Justin sie manchmal bedachte, wenn er glaubte, dass sie es nicht bemerkte. Blicke, die sie mehr als nur ein bisschen daran erinnerten, wie Andras sie früher angesehen hatte. Natürlich war das lächerlich. Einer der Jungs hatte sie vor langer

Zeit in jener Nacht im Keller geschwängert. Unabhängig davon, was der Dämon zu ihr gesagt hatte, hielt sie es für biologisch schlichtweg unmöglich, dass er dieses Leben in sie gepflanzt hatte. Das besagte die Stimme der Vernunft. Der Rationalität.

In Wahrheit hatte sie Angst.

Sie sah Mark an, musterte ihn, wog ihn ab. Sein Gesichtsausdruck wirkte ein wenig finster, aber besorgt. Vielleicht würde sie sich ihm anvertrauen, ehe sie nach Hollywood zurückflog. Er konnte ihr helfen, darüber nachzudenken, was sie tun sollte. Oder auch nicht.

Vorerst wollte sie nur den Moment genießen.

»Was ist aus Kevin geworden? Ich habe gehört, dass er mit euch hier runtergefahren ist.«

Marks Lächeln wurde etwas schwermütig. »Ach, du weißt ja, wie es meistens kommt. Kurz nachdem wir hier eingetroffen sind, lernte er ein Mädchen kennen und schob ihr einen Braten in die Röhre. Kein halbes Jahr später haben sich er und das Mädchen nach Tennessee davongemacht. Hin und wieder meldet er sich.«

»Per E-Mail?«

Mark lachte. »Nein. Er ruft an. Ich

halte nichts vom Internet.«

»Du bist überhaupt nicht online?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Gelegentlich surfe ich ein wenig mit Jareds Laptop, aber ich habe keine Facebook-Seite oder so. Nicht mal 'ne E-Mail-Adresse.«

»Wow.«

»Ich weiß. Was soll ich dazu sagen? Ich bin immer noch ein verickter Rebell.«

Sie lächelte. »Gut.«

»Und wie lange bleibst du?«

Nun zuckte sie mit den Schultern.

»Ein paar Wochen. Ich hab eine kleine Lücke zwischen zwei Projekten.«

»Ach ja? Cool. Wo wohnst du?«

»Bei dir.«

Mark lachte erneut. »Was, wenn ich schon mit einer anderen Frau zusammenwohne?«

»Tust du's?«

»Nein.«

»Na also.«

Mark grinste. »Es gefällt mir, wie dieser Tag anfängt. ›Das deutet mir, verheißungsvoll zu sein‹, wie Clay vielleicht sagen würde.«

Natasha kicherte. Sie fühlte sich bereits ein bisschen beschwipst. »Fürwahr, fürwahr.«

Während einer der wenigen Pausen in ihrer Unterhaltung

richtete sich Marks Aufmerksamkeit auf einen Nachrichtenbeitrag, der über den Fernseher an der Wand hinter der Bar flimmerte. »Hast du davon gehört?«

Natasha blickte mit zusammengekniffenen Augen zum Bildschirm. »Oh. Ja. Dieser Serienmörder in Tennessee.«

Mark nickte und behielt den Nachrichtensprecher im Blick. »Unser altes Revier. Ich verfolge die Geschichte ziemlich aufmerksam. Der Täter hinterlässt seit Jahren eine Spur von Leichen im Zentrum der Vereinigten Staaten. Die Bullen wollen nicht sagen, warum, aber sie

halten den Mörder für eine Frau. Haben ihn »Jane the Ripper« getauft.«

Natasha kicherte. »Reizend.«

»Vielleicht spielst du sie ja eines Tages in einem Film und bekommst den Oscar dafür.«

Natasha lächelte. »Vielleicht.«

Sie redeten und tranken noch eine Weile. Der Alkohol ließ sie lockerer werden und schwemmte einen Teil der natürlichen Verlegenheit hinweg, die von den langen Jahren der Trennung herrührte. Hin und wieder berührte sie ihn, um etwas, das sie sagte, zu betonen. Einige der Berührungen dauerten länger

als andere. Irgendwann kamen Jared und Clay und es gab weitere Umarmungen und Versicherungen, wie sehr sie sich über das Wiedersehen freuten. Sie plauderten weiter darüber, wie es ihnen in der Zwischenzeit ergangen war.

Als sich der Alkohol zunehmend bemerkbar machte, überraschte sich Natasha selbst damit, dass sie das Gespräch auf ihre letzte Nacht in Ransom lenkte. Sie erzählte den anderen, sie habe versucht, zu vergessen, dass diese Nacht sich je ereignet hatte – aber ein Teil von ihr konfrontierte sie immer wieder

mit der Frage, wie es ihnen gelungen war, den Bann des Dämons zu brechen. Also berichteten sie es ihr und wechselten sich ab, um das Geschehen aus verschiedenen Perspektiven zu schildern. Es wurde ein schauriger Bericht, der jedoch mit einem beruhigenden Nachtrag aufwarten konnte. Clayton hatte das verlassene Grundstück letztlich für ein Butterbrot gekauft und das Haus mit Betonblöcken versiegeln lassen. »Jetzt ist es endlich idiotensicher.«

Die Unterhaltung bekam erneut einen düsteren Unterton, als Derek

McGregor zur Sprache kam. »So wie du hat er uns ausgeforscht und vor einer Weile hier unten besucht.« Jared trank auf der anderen Seite des Tresens, wo er anscheinend seinen Stammplatz eingenommen hatte, einen Schluck aus einer Flasche Corona. »Er befand sich in einer üblen Verfassung. Du weißt schon, spindeldürr und abgemergelt. Blass. Ein richtiges Wrack.«

Natasha rümpfte die Nase. »Drogen?«

Jared nickte. »Ja. Wir wollten ihm zwar helfen, aber zu dem Zeitpunkt konnte man ihm schon nicht mehr

helfen. Wenig später starb er. Man fand ihn ganz in der Nähe in einer Gasse. Sie entdeckten meine Telefonnummer in seiner Tasche. Ich habe die Leiche identifiziert. Das Traurigste, das ich je tun musste.«

»Großer Gott. Das ist schrecklich.«

»Ja.«

Es folgte ein kurzer Moment des Schweigens, in dem sie alle an den Derek zurückdachten, an den sie sich erinnerten. Dann wurden noch ein paar Worte zu seinem Gedenken gesagt und sie wandten sich anderen Themen zu. Niemand fühlte sich wirklich in der Stimmung,

zu lange bei einer so deprimierenden Angelegenheit zu verharren. Stattdessen wurde wieder gelacht und Anekdoten über die schöneren Erinnerungen aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit ausgetauscht. Davon schien es mehr zu geben, als sie alle vermutet hätten.

So sehr Natasha es genoss, mit Jared und Clayton Versäumtes nachzuholen, sie verspürte Erleichterung, als Mark schließlich vorschlug zu gehen. Er meinte, sie müsse sich dringend seine Wohnung ansehen, um sich zu vergewissern, dass sie eine

geeignete Unterkunft für eine Berühmtheit von ihrem Rang darstellte. Sie verließen die Bar und schlenderten Hand in Hand den Bürgersteig entlang.

Natasha spürte, wie sich etwas in ihr entspannte.

Sie hatte sich seit langer, langer Zeit nicht mehr so wohlgefühlt. Es war wunderschön, wieder mit Mark zusammen zu sein. Vielleicht wurde keine große Sache daraus. Es bestand durchaus die Möglichkeit, dass sie nicht füreinander bestimmt waren. Aber zumindest hatten sie diesmal die Chance, es herauszufinden.

Sie entspannte sich weiter, als sie ihre Entscheidung traf.

Ich werde ihm von Justin erzählen, dachte sie. Noch heute.

Danach entscheiden wir, was zu tun ist.

Gemeinsam.

Bryan Smith



www.bryansmith.info

Bryan Smith lebt in Tennessee/USA.
Er ist Autor zahlreicher
Horrorromane. Er schreibt mit einer

explosiven Kraft. In Rekordzeit hat er sich an die Seite von Richard Laymon, Edward Lee und Jack Ketchum gekämpft, in die Riege der Kultautoren brutaler Thriller.

Bryan Smith bei FESTA:

Verkommen – Seelenfresser –
Todesgeil – Haus des Blutes –
Herrin des Blutes – Die Finsteren –
Rock-and-Roll-Zombies aus der
Besserungsanstalt



NICHTS FÜR DEN BUCHHANDEL – ABER FÜR FANS.

Der Handel boykottiert gewisse Bücher von uns. Zu hart, zu gewagt, zu brutal oder einfach zu weit weg von der Norm. Doch Literatur braucht künstlerische Freiheit und darf nicht geknebelt werden. Deshalb befreien wir uns auf »extreme« Art:

FESTA EXTREM, das sind Bücher, die die Grenzen des Erträglichen

streifen und oft genug auch überschreiten. Ein Lesegenuss für Kenner und Hardcore-Fans!

Titel dieser Reihe erscheinen ohne ISBN. Sie können also nur direkt beim Verlag bestellt werden. Mit Privatdrucken in kleiner Auflage sind wir so bei Programmauswahl und Covergestaltung völlig frei. In den offiziellen Handel gelangt **FESTA EXTREM** nur in Form von eBooks.

FESTA EXTREM – Du kennst das Risiko?

Die ersten drei Titel:

Edward Lee: Das Schwein (ab 18 Jahre)

Bryan Smith: Rock-and-Roll-Zombies aus der Besserungsanstalt
Edward Lee & Wrath James White: Der Teratologe

Infos und Shop: www.Festa-Verlag.de

Bryan Smith hat den Zombieroman
neu erfunden!



Vergewaltigung, Folter und
Gehirnwäsche stehen in einer
Besserungsanstalt in Southern
Illinois auf dem Stundenplan. Statt
Jugendliche im Auftrag bibeltreuer

Eltern von ihrer Heavy-Metal-Sucht zu befreien, treiben hinter der biedereren Fassade zahlreiche kranke Gestalten ihr Unwesen. Eine Direktorin etwa, deren lesbische S/M-Spielchen ständig außer Kontrolle geraten, ein Hausmeister, der sich als Totengräber verdingen muss, um hinterher die Überreste zu beseitigen, und ein Schließer, dem seine Gier nach Sex zum Verhängnis wird.

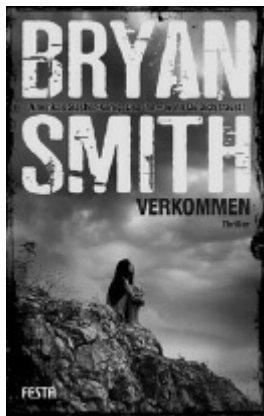
Und dann gibt sich nach einem Kometeneinschlag auch noch eine Horde mordlustiger Zombies die Ehre ...

Sexploitation, Anspielungen an die

Popkultur der 70er und 80er und
jede Menge Rock and Roll.

Dieser Roman ist ein Albtraum in
einem Albtraum in einem Albtraum

...



Jessica möchte einen günstigen
Gebrauchtwagen kaufen. Als sie mit
dem Besitzer alleine in dessen
Wohnung ist, fällt er über sie her

und vergewaltigt sie. Jessica will nur noch eines: Rache. Deshalb entführt sie den Mistkerl in die einsame Wildnis. Sie will ihn erschießen, er soll sterben ...

Aber die beiden befinden sich an einem bösen Ort. Die inzüchtigen Einwohner des Städtchens Hopkins Bend hüten seit Generationen ein grauenvolles Geheimnis – und Jessica kommt ihnen für ihre perversen Spiele gerade recht ...

Infos und Leseprobe: www.Festa-Verlag.de

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe
The Dark Ones erschien 2011 im
Verlag Leisure Books, überarbeitet
2012 im Verlag Deadite Press.

Copyright © 2011, 2012 by Bryan
Smith

© dieser Ausgabe 2013 by Festa
Verlag, Leipzig

Lektorat: Alexander Rösch

Titelbild und Kapitelbild:
Shutterstock.com

Alle Rechte vorbehalten

eISBN 978-3-86552-294-8

www.Festa-Verlag.de

FESTA